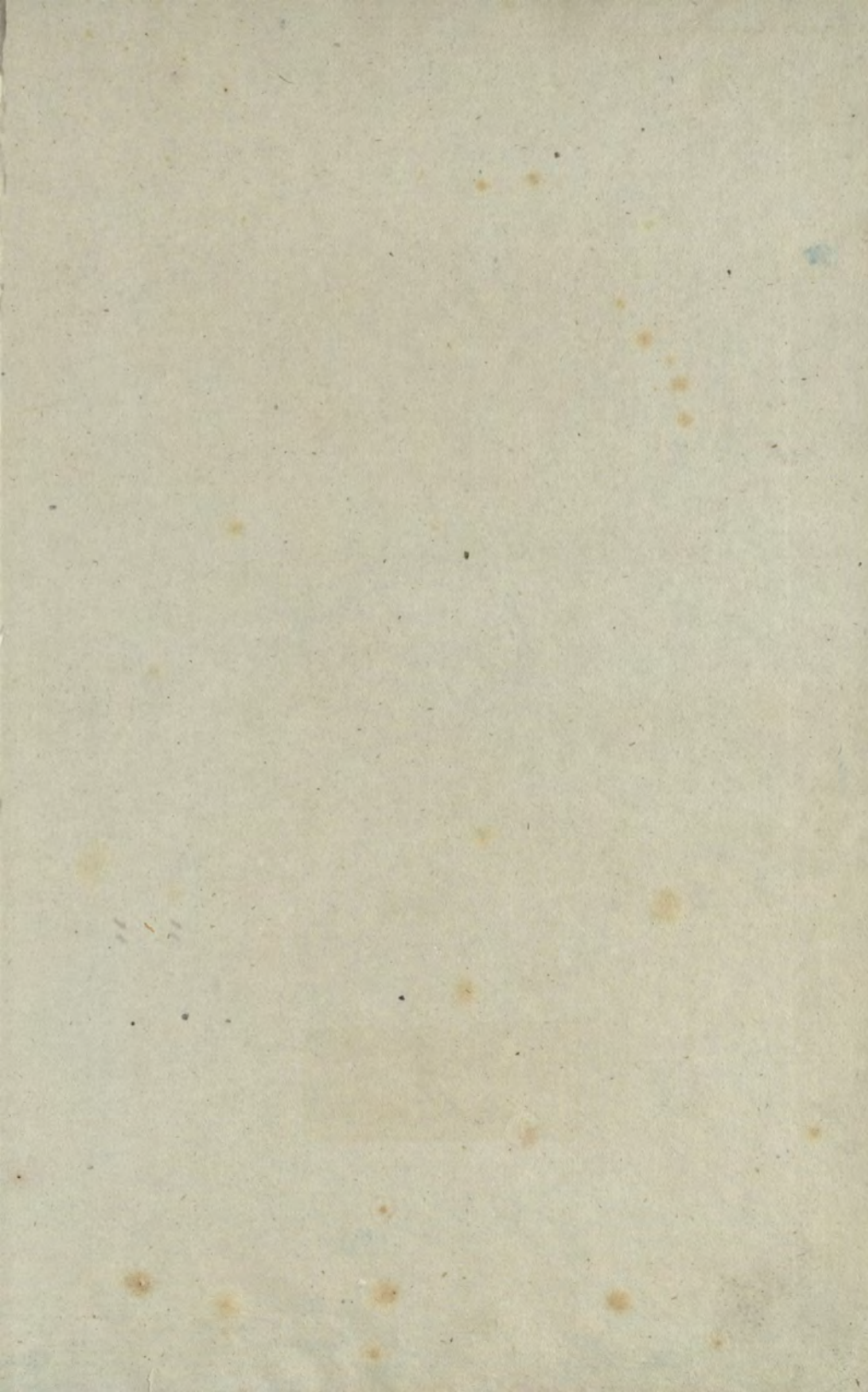
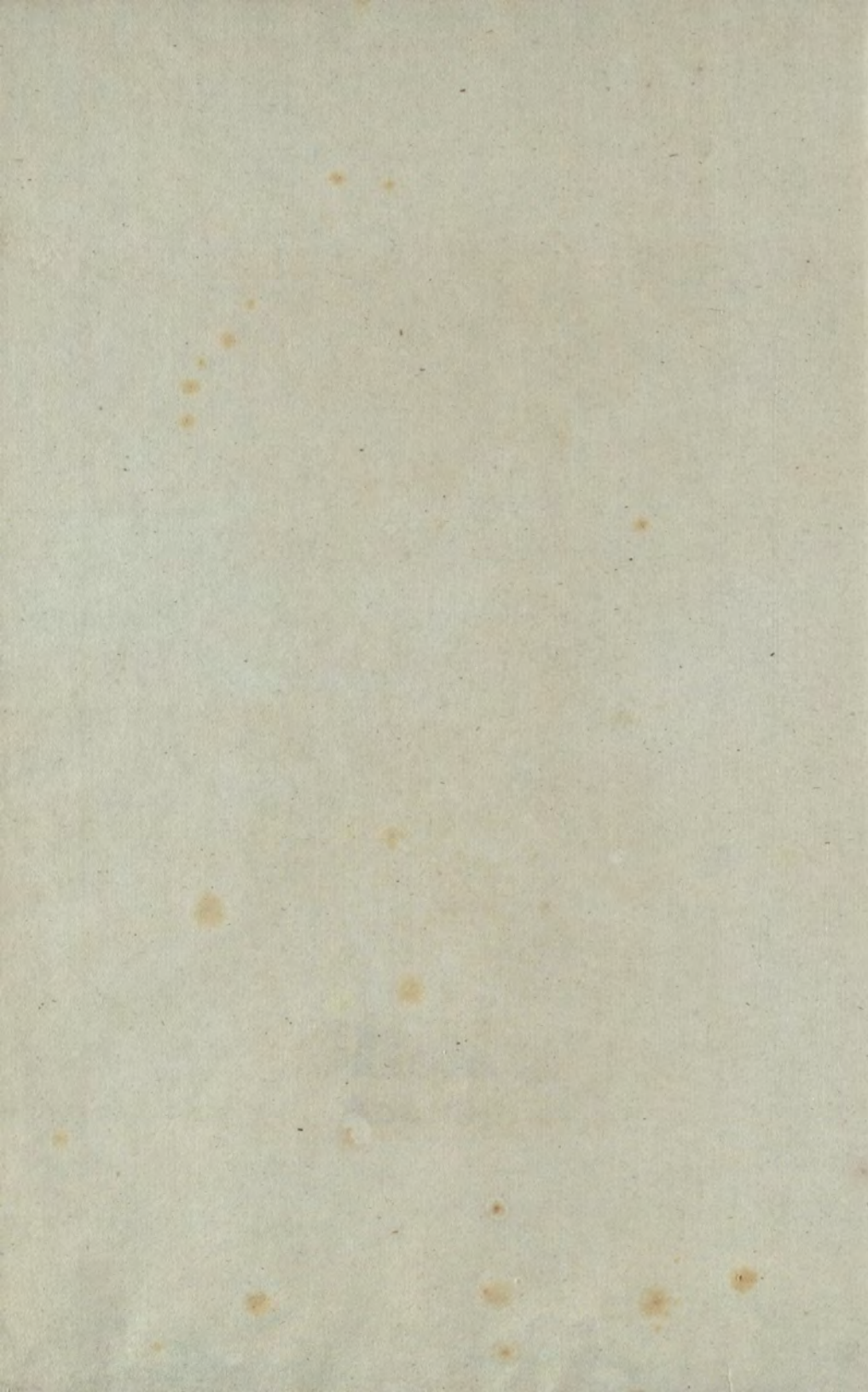


24 431

Rsb.
Am. 32.









1848 W. L. Sillit

1848 AM. V. H. Deane

An der Carataska Lagune

BERICHT

über die

im höchsten Auftrage

Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preussen
und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Schoenburg-
Waldenburg

bewirkte Untersuchung

einiger Theile

des

MOSQUITOLANDES,

erstattet

von der dazu ernannten Commission.



Mit zwei Karten und drei Abbildungen.

BERLIN.

VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER,
KÖNIGLICHEM HOFBUCHHÄNDLER.

1845.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5166387

*lib. polsk
Ameryka. sv.*

kol

BERICHT



über die
im höchsten Auftrage
Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preussen
und Sr. Durchlaucht des Prinzen Karl von Hessen
und Sr. Durchlaucht des Prinzen Karl von Hessen



berücksichtigung

24431

MOSQUITO-LÄNDE



von der Commission



Mit zwei Karten und drei Abbildungen

BERLIN

VERLAG VON ALEXANDER DUCKER

KÖNIGLICHEN HOCHSCHULE

1888

ՀԻՈՐՈՆԻՆԻ
Կիցգոսկրօրօյ
Հեռագրաբանարան

N-455687

NH-65590/TMK

Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Königlichen Hoheit und Euer Durchlaucht überreichen wir in der Anlage unterthänigst den Bericht über die, in Folge des gnädigsten Auftrages vom 2ten April cr. von uns bewirkte Untersuchung des Mosquitolandes.

Ueber den Inhalt des Berichtes herrscht zwischen uns in keinerlei Beziehung eine Meinungsverschiedenheit; — die Abfassung ist von uns, den beiden Zuerstunterschiedenen, so weit dies möglich war, gemeinschaftlich bewirkt worden, und zu dem Abschnitte über die Handelsverhältnisse hat der Zuleztunterschiedene Material geliefert. Die Redaction des Ganzen hat der Zuerstunterzeichnete bewirkt.

Durch das Bestreben, an Ort und Stelle gründlich und vorurtheilsfrei zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen überall durchaus wahrheitsgemäfs

und so klar wie möglich darzustellen, glauben wir dem,
uns gnädigst geschenkten, mit tiefstem Danke von uns
anerkannten Vertrauen nach bester Kraft und Einsicht ent-
sprochen zu haben.

Euer Königlichen Hoheit

und

Euer Durchlaucht

unterthänigste und ganz gehorsamste

Fellechner, Dr. Müller, Hesse,
Königlicher Regierungsrath. Königlicher Kreisphysikus. Kaufmann.

Stettin, den 31. December 1844.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Einleitung.	1
Zweck der Reise. — Reiseübersicht.	
Kap. I. Literatur.	5
Kap. II. Geographische, statistische, historische und politische Verhältnisse.	8
Kap. III. Von den klimatischen und Witterungs-Verhältnissen der Mosquitoküste.	79
Kap. IV. Von der Flora.	98
Kap. V. Von der Fauna.	121
Kap. VI. Von den Bewohnern der Mosquitoküste, ihrer physischen, psychischen und moralischen Beschaffenheit, ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung, von ihren religiösen Gebräuchen, ihren Krankheiten und deren Heilung.	133
Kap. VII. Von den Gesundheitsverhältnissen der Mosquitoküste mit besonderer Rücksicht auf deutsche Ansiedelung.	151
Kap. VIII. Von den Agriculturverhältnissen.	167
Kap. IX. Von den Handelsverhältnissen auf der Mosquitoküste.	180
Beilagen.	217
I.	
II.	
III.	
IV.	
V.	
VI.	
} Abschriften von Documenten das Mosquitoland betreffend.	219
VII.a. Verleihungsurkunde über das Willock'sche Gebiet.	229
VII.b. Verleihungsurkunde über das Patookgebiet.	233
VIII. Description of the District of Patook.	236
IX. Bericht über die entomologische Sammlung der Expedition nach der Mosquitoküste.	238
X. Ueber die Sprache der Mosquitoindianer. — Einiges über die Zeitrechnung. — Bemerkung über die Poesie der Mosquitos. — Vocabularium.	241

Anhangs-Verzeichnis

Seite		Einleitung
1	Zweck der Reise — Reiseüberblick	
5	Literatur	Kap. I
8	Geographische, statistische, historische und politische Verhältnisse	Kap. II
70	Von den klimatischen und Witterungsverhältnissen der Mosnise	Kap. III
98	Von der Flora	Kap. IV
131	Von der Fauna	Kap. V
	Von den Besohnen der Mosnise, ihrer physischen, politischen und moralischen Beschaffenheit, ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung, von ihren religiösen Gebräuchen, ihren Krameln und deren Bedeutung	Kap. VI
	Von den Gesundheitsverhältnissen der Mosnise mit besonderer Rücksicht auf den russischen Antheil	Kap. VII
	Von den Agrarverhältnissen	Kap. VIII
	Von den Handelsverhältnissen und der Mosnise	Kap. IX
	Abschlusssatz	
	Heiliger	
	I	I
	II	II
	III	III
	IV	IV
	V	V
	VI	VI
229	Verhandlungen über das Willock'sche Gebiet	VII a
232	Verhandlungen über das Finskgebiet	VII b
236	Description of the District of Finsk	VIII
238	Bericht über die entomologische Sammlung der Expedition nach der Mosnise	IX
241	Ueber die Sprache der Mosnise — Einige über die Xerographie — Bemerkung über die Poesie der Mosnise — Verzeichniss der Pflanzen	X

Folgerter. Dr. Müller.

EINLEITUNG.

Zweck der Reise.

Der gnädigste Auftrag vom 2ten April 1844 hatte im Allgemeinen die Aufgabe gestellt, in möglichst kürzester Zeit das Mosquitoland und besonders denjenigen Theil desselben, welcher zum Verkaufe angeboten war, in geographischer, statistischer, historischer und politischer Hinsicht, in Bezug auf Beschaffenheit des Bodens, der dort einheimischen werthvollen Erzeugnisse des Pflanzenreiches und der Thierwelt, der Einwohner des Landes und ihrer Lebensweise, ferner in Bezug auf Klima, Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse; so wie endlich auch in Bezug auf jetzige und künftige Agrikultur- und Handelsverhältnisse insoweit zu untersuchen, als es zur näheren Beurtheilung der Frage nöthig erscheine, ob die Anlage einer deutschen Colonie in jenem Lande räthlich sei und Gedeihen verspreche.

Reiseübersicht.

In Folge dieses gnädigsten Auftrages traten wir die Reise von Stettin nach dem Mosquitolande am 10ten April d. J. an, gingen am 12ten April von Berlin über Potsdam und Hamburg nach London in der Hoffnung ab, das am 18ten April von Southampton

nach Westindien abgehende Postdampfschiff noch erreichen zu können, wurden hieran jedoch theils durch einen unvorhergesehenen zehnstündigen Aufenthalt des Potsdamer Dampfschiffes in Havelberg, theils durch die, in London zu erledigenden Geschäfte verhindert und mußten den Abgang des nächsten Westindischen Postdampfschiffes abwarten.

Mit demselben — dem Severn, Capitain Vincent — verließen wir am 2ten Mai d. J. Southampton, erreichten am 9ten desselben Monats Madeira, am 22sten Barbadoes, am 24sten Grenada, gingen von hier mit dem Dampfschiffe Medway nach St. Domingo und kamen am 30sten desselben Monats in Kingston auf Jamaica an.

Nachdem wir hier die nöthigen Informationen eingezo-gen, in dem öffentlichen Archive die Eintragung der Willockschen Urkunde recognoscirt und von dem Gouverneur, Lord Elgin, einige sehr dankenswerthe und gütige Mittheilungen in Bezug auf die Verhältnisse des Mosquitolandes erhalten hatten, mietheten wir die Sloop Clarendon von 50 Tonnen, rüsteten dieselbe in erforderlicher Weise aus, traten die Weiterreise am 6ten Juni an und erreichten am 10ten desselben Monats Cap Gracias a Dios.

Bis zum 17ten desselben Monats beschäftigten uns die Untersuchungen der Umgegend, die Einziehung nöthiger Nachrichten über des Landes und Volkes Beschaffenheit und die Vorbereitungen zur Untersuchung des Willockschen Gebietes.

Dem Capitain unserer Sloop ertheilten wir den Befehl, mit unseren, in der Umgebung des Caps zusammengebrachten Sammlungen, den später ihm zugesandten Gegenständen, unserem Proviante etc. am 23sten den Caphafen zu verlassen, längs der Küste hinaufzugehen, in die Carataska-Lagune einzulaufen und uns daselbst zu erwarten.

Hierauf traten wir die Reise in das Innere des Willockschen Gebietes an, überschifften den Segovia-Strom, untersuchten die Mündung und Ufer des Tobuncana-Flusses, durchschnitten die,

zwischen demselben und dem Cap False belegenen tiefen Savannen, wandten uns dann zu dem gedachten Cap, untersuchten die Umgegend desselben, die Mündung und Ufer des Croach-Flusses, überschifften denselben und begaben uns zu dem Wohnsitze des Sambo-Häuptlings James Grey. In Begleitung desselben durchschnitten wir demnächst die, zwischen dem Cap False und der Carataska-Lagune belegenen Landestheile in verschiedenen Richtungen, drangen, so weit es die völlig unwegsamen Waldungen irgend zuliefen, in das Innere ein, untersuchten die Landstrecken am Kaukari, Locca und den übrigen, in die Carataska-Lagune fließenden Gewässern, die Umgebungen der Lagune, schifften dann über dieselbe, untersuchten die Mündung, gingen nach der Indianer Dorfschaft Croata und untersuchten die westlichen nach dem Innern zu belegenen Umgebungen der Lagune.

Hier erhielten wir am 26sten Juni durch nachgesendete Indianer die Nachricht, daß unsere Sloop bei dem Auslaufen aus dem Caphafen während eines Gewittersturmes durch die Unvorsichtigkeit des Schiffers gestrandet und gänzlich verloren, jedoch ein Theil unserer Sachen und des Proviantes gerettet sei. Wir sahen uns nun genöthigt, in möglichst gerader Richtung nach Cap Gracias a Dios zurückzueilen, da wir von allem Proviand entblößt waren und bereits einige Tage nur von indianischem Korn, Pissangs und Milch gelebt hatten. Nach einem äußerst forcirten Marsche, zu welchem die Indianer durch Vermittelung des Häuptlings Grey bereitwillig Pferde stellten, erreichten wir am 29sten Juni das Cap, fertigten ein großes Indianer-Dory an den Gouverneur von Belize mit der Bitte ab, uns dort für unsere Rechnung ein Schiff zu miethen und nach Cap Gracias a Dios zu senden. Die Ankunft desselben glaubten wir in etwa drei Wochen erwarten zu können. Hiernach richteten wir unsere fernern Reisen in das Innere des Gebietes ein und suchten dasselbe in den früher nicht berührten Richtungen so vollständig wie möglich zu

erforschen. Hinderlicher als die Regenzeit war hierbei die völlige Unwegsamkeit der Waldungen und Savannen. Auf unseren Reisen kamen wir vielfach mit Indianern aus verschiedenen Gegenden des Landes in Berührung, erhielten am 19ten Juli einen, lange vorher angekündigten Besuch der verwittweten Königin und entschlossen uns endlich, als nach einem Verlaufe von vier Wochen seit Absendung unserer Botschaft kein Schiff von Belize angelangt, mithin die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß unsere Indianer-Botschaft auf der Reise verunglückt sei, in zwei großen, mit Mühe von den Indianern oberhalb des Segovia-Flusses angeschafften indianischen Dorys die Reise längs dem Strande bis Truxillo oder Belize zu unternehmen. Nachdem unsere Sachen und Sammlungen bereits gepackt und die Abreise unwiderfürlich auf den 1sten August angesetzt war, langte am 31sten Juli der Schooner Transend von Belize mit einem freundlichen Schreiben des Gouverneurs, Colonel Fancourt, an, welcher, bei Ankunft unserer Indianerbotschaft auf einer Inspektionsreise begriffen, ganz zufällig durch Indianer auf der Insel Roatan den Verlust unseres Schiffes erfahren und hierin Veranlassung gefunden hatte, nach Belize zurückzukehren.

Wir sind dem Gouverneur Fancourt sowohl für die Absendung des Schiffes, als für die freundliche Aufnahme in Belize und für vielfache Mittheilungen in Bezug auf dortige Verhältnisse zur größten Dankbarkeit verpflichtet.

Am 2ten August verließen wir Cap Gracias a Dios, segelten nach dem Patook und kamen am 5ten in Belize an, von wo wir am 8ten unsere Rückkehr nach Europa über Nordamerika antraten und am 14ten October in Berlin anlangten.

Erstes Kapitel.

Literatur.

Die Mosquitoküste, derjenige Theil des Festlandes von Mittelamerika, welchen Columbus auf seiner vierten Reise zuerst betrat, ist bis jetzt ein fast unbekanntes Land geblieben, über welches die besten älteren und neueren geographischen Werke nur äußerst dürftige Nachrichten und ein buntes, zum Theil sich widersprechendes Gemisch von Lob und Tadel enthalten.

Im Allgemeinen war in Europa schon seit langer Zeit die Ansicht herrschend geworden und in die geographischen Werke übergegangen, daß jener Landstrich zwar fruchtbar, aber der Gesundheit des Europäers in einem hohen Grade gefährlich sei.

Forscht man nach den Quellen solcher Nachrichten, so muß zunächst auffallen, daß überhaupt nur sehr wenige, einigermaßen verbürgte und glaubwürdige Beschreibungen jener Küste vorhanden sind, und daß dieselben sich ohne Ausnahme ganz entschieden zu Gunsten des Landes und der dortigen klimatischen Verhältnisse aussprechen.

Es ist demgemäß fast unbegreiflich, worauf sich denn eigentlich die entgegengesetzte, allgemein verbreitete Meinung begründe.

Nicht minder muß es demnächst auffallen, daß sich in Europa — namentlich in England — erst seit neuerer Zeit einige allgemeinere Aufmerksamkeit auf jenen umfangreichen Landstrich gerichtet hat, und daß derselbe, obgleich er den Besitzungen

der Engländer in Westindien so nahe liegt, bis dahin gleichsam mit einem geheimnißvollen Schleier ist bedeckt gewesen.

Bei näherer Nachforschung ergibt sich bald, dafs schon die Spanier, nachdem ihre oft wiederholten Eroberungsversuche an dem Widerstande der Mosquitoindianer gescheitert waren, mancherlei nachtheilige Gerüchte über des Landes Verhältnisse verbreitet und damit ihre mißlungenen Unterjochungsversuche beschönigt haben, dafs demnächst jenes Land zwar schon seit langer Zeit von englisch-westindischen Handeltreibenden, Holzkäufern, von Schiffern und Abenteurern besucht und mit grossem Nutzen ausgebeutet worden ist, dafs aber diese Leute entweder zu einer Beurtheilung und Veröffentlichung der dortigen Verhältnisse nicht geeignet waren, oder die allgemein über diesen Theil der Erde herrschende Unkunde ihren Privatzwecken völlig entsprechend fanden und kein Bedenken trugen, bei passender Gelegenheit den alten, spanischen Mährchen über die Ungunst des Landes neue Unwahrheiten hinzuzufügen *).

Dazu kamen in neuerer Zeit noch einige mißlungene europäische Uebersiedelungsversuche, welche Aufsehen erregten und bei oberflächlicher Untersuchung die einmal herrschende ungünstige Meinung zu bestätigen schienen.

Inwiefern endlich die Unkunde über das Mosquitoland auch vielleicht aus politischen Rücksichten schon von den Spaniern — und wohl auch späterhin — mag für angemessen erachtet sein, — kann hier nur andeutungsweise dahingestellt bleiben.

So viel wir zu ermitteln vermocht haben, ist keine einzige Schrift vorhanden, welche eine völlig umfassende und gründliche Beschreibung des Mosquitlandes enthält.

*) Orlando Roberts bemerkt in dem weiter unten angeführten Werke, p. 2.: This (nehmlich die herrschende Unkunde über dieses Land) may in some measure be attributed to the wilful silence of the West-Indian traders, who are little inclined to spread information likely to produce competitors for a share of their lucrative trade.

Die vollständigsten Nachrichten finden sich in folgenden Werken:

- 1) Capt. Henderson: an account of the British settlement of Honduras etc. to which are added sketches of the manners and customs of the Mosquito Indians, preceded by the journal of a voyage to the Mosquito shore. London, R. Baldwin. 2d. edition 1811.
- 2) Orlando W. Roberts: a narrative of voyages and excursions on the East Coast and the interior of Central-America etc. with notes and observations by Edward Irving. Edinburgh. Constable & Co. 1827.
- 3) Thomas Young: narrative of a residence on the Mosquito shore during 1839—1840—1841. London. Smith Elder & Co. 1842.

Außerdem finden sich einzelne, schätzbare Nachrichten in folgenden Werken:

- 4) Bryan Edwards: History of the West-Indies. 5d. edition. London (im Anhang).
- 5) Memoires of Mr. William Veith and George Brysson etc. edited by Dr. M. Crie. Edinburgh 1825.
- 6) Rob. Montgomery Martin. History of the West-Indies etc. London 1836. 2 Vol.
- 7) Some account of the British settlements on the Mosquito shore, drawn up from the Manuscripts of the late Colonel Hodgson etc. Edinburgh 1822. 2d. edition.
- 8) Jamaica or a general survey of the ancient and modern state of that Island; with reflections on its situation, settlements, inhabitants etc., three vol. London, printed for T. Lowndes, 1774.

Wir haben diese Werke in dem nachfolgenden Berichte überall nur insoweit und mit größter Vorsicht benutzt, als die darin enthaltenen Nachrichten mit unserer eigenen, an Ort und Stelle gewonnenen Ueberzeugung völlig übereinstimmen.

Zweites Kapitel.

GEOGRAPHISCHE, STATISTISCHE, HISTORISCHE UND POLITISCHE VERHÄLTNISSE.

A. Des Mosquitolandes im Allgemeinen *).

Grenzen und Gröfse.

Das Mosquitoland — die Mosquitoküste — bildet denjenigen nordöstlichen Vorsprung von Mittelamerika, welcher zwischen dem 11ten und 16ten Grade nördlicher Breite und dem 83sten bis 86sten Grade westlicher Länge (Greenwich) belegen ist und sich von der Mündung des Roman-Flusses (genau unter $15^{\circ} 57' 5''$ N. Br. und $85^{\circ} 46'$ W. L.; 19 englische oder $4\frac{3}{4}$ geographische Meilen östlich vom Cap Honduras) längs der Karaiben-See, oder dem Antillen-Meere, bis zum Punta Gorda oder Rama-Flusse (genau unter $11^{\circ} 30' 7''$ N. Br. und $83^{\circ} 47'$ W. L.) erstreckt.

*) Die geographischen Bestimmungen der Mosquitoküste sind bis auf die neueste Zeit in einem hohen Grade ungenau gewesen. „Wenn man den außerordentlich starken Verkehr betrachtet“ — sagt ein Artikel des United Service-Journal vom April 1839, — „welcher zwischen Westindien und Europa und zwischen der Mexikanischen und Karaibischen See stattfindet, so muß es sehr auffallend erscheinen, daß man unsere Bekanntschaft mit diesen Gegenden so lange in einem unvollkommenen Zustande gelassen hat. So war z. B. die vielbesuchte Mosquitoküste auf der Ostseite von Guatemala beinahe einen ganzen Längengrad zu weit östlich gelegt — und die Corallenbänke in ihrer Nähe waren so falsch verzeichnet, daß jeder Seemann abgeschreckt wurde, sich der Küste zu nähern.“

Es ist unglaublich, wie fehlerhaft die wichtigsten Punkte dieser Küste selbst auf solchen Seekarten bezeichnet sind, welche sich, als die Besten, noch heut zu Tage in den Händen der dortigen Schiffer befinden. Das Cap Gracias a Dios z. B., dessen Hafen von Jamaica und Honduras aus vorzugsweise besucht wird und welches genau unter $14^{\circ} 59'$ N. Br. und $83^{\circ} 11' 2''$ W. L. liegt, ist nach der,

Außerdem macht der König der Mosquitos noch Anspruch auf Länderstrecken zwischen dem Punta Gorda und der Lagune von Chiriqui, so wie auf die Corn.-Inseln.

Von den Republiken Costa Rica und Nicaragua wird das Mosquitoland durch die Gebirgszüge geschieden, welche sich von der Grenze von Veragua fast in der Mitte des Isthmus nordwestlich bis in die Nähe des Sees von Nicaragua, dann nördlich von den großen Fällen des St. Juan bis zu den Quellen des Blewfields-Flusses, dann nordwestlich, in der Nähe der, zu Nicaragua gehörigen Städte Comalapa und Matagalpa vorbei bis zum Segovia-Strome und von hier nordwestlich bis zum Guyape-Flusse hinziehen, von welchem letzteren Punkte endlich die Grenze gegen Honduras in der Richtung von N. O. bei N. bis zur Mündung des Roman-Flusses fortläuft *).

Diejenigen Gebietestheile, welche zwischen dem Punta Gorda und der Lagune von Chiriqui liegen, so wie die Corn.-Inseln, sind von den Staaten Costa-Rica und Nicaragua bisher dem Mosquitokönige streitig gemacht worden, obgleich die, auf dieser Küstenstrecke wohnenden Indianerstämme der Valientes und Ramas demselben seit uralten Zeiten jährlichen Tribut entrichten **).

Die Beilegung dieser Streitigkeiten und die Regulirung der Ansprüche des Mosquitokönigs ist im Jahre 1841 durch Vermittelung

dort noch häufig gebrauchten, von Arrowsmith, London 1809, herausgegebenen Seekarte und nach den meisten später erschienenen Karten unter $14^{\circ} 58' N.$ Br. und $82^{\circ} 45' W.$ L. belegen, und einige Karten verlegen den, am Cap Gracias mündenden Segovia- oder Wanks-Fluss 10 bis 20 englische Meilen zu weit südlich.

Erst seit den in den Jahren 1830 bis 1843 von den englischen Schiffs-Commandeurs R. Owen und E. Barnett vorgenommenen Messungen, ist die Lage der Küste und das Fahrwasser an derselben genau bestimmt und die hiernach aufgenommenen Seekarten, welche wir weiter unten speciell anführen werden, sind auf Befehl des Parlaments in den Jahren 1843 und 1844 veröffentlicht worden. Nach diesen letztern Karten ist die, von uns dem Berichte beigefügte Karte entworfen.

*) In solcher Weise sind die Grenzen auf den besten, vorhandenen Karten bezeichnet und Orlando Roberts beschreibt sie in dem, Capitel I. angeführten Werke eben so.

**) Vergl. Orlando Roberts a. a. O. pag. 71. und 100.

Englands versucht worden, zu welchem Behufe sich der letztverstorbene König der Mosquitos, Robert Carl Friedrich, in Begleitung des damaligen Gouverneurs von Honduras, (Belize) Colonel Mac Donald, auf dem englischen Kriegsschiffe „the Tweed“ in den streitigen Landestheil begab, woselbst Unterhandlungen mit dem damaligen Commandanten von San Juan del Norte, D. Guijano, gepflogen wurden *), über deren Resultat jedoch bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Die Streitigkeit scheint noch nicht entschieden zu sein, ihre Beilegung soll vielmehr gegenwärtig nach den, von uns in London und in Belize eingezogenen, verbürgten Nachrichten, dem von England im Mai dieses Jahres für die Mosquitoküste ernannten und bei der dortigen Regierung accreditirten General-Consul und politischen Agenten Mr. Patrik Walker übertragen sein.

Wird nun, mit Uebergang dieser streitigen Theile, die südliche Grenze bei Punta Gorda angenommen, so enthält das Mosquitoreich einen Flächeninhalt von 26,000 englischen Quadratmeilen oder 1662½ geographischen Quadratmeilen; wird dagegen das streitige Gebiet mit eingeschlossen, so beträgt der Flächeninhalt etwa 34,000 englische oder 2131 geographische Quadratmeilen.

Gestaltung des Landes, Gebirge, Beschaffenheit des Bodens, Höhe über dem Meeresspiegel.

Die Gestaltung dieses Landes wird durch die Gebirgszüge bedingt, welche Mittelamerika von der Landenge von Panama aus in nordwestlicher Richtung durchstreichen.

*) Vergl. Thom. Young a. a. O. pag. 33: D. Guijano wurde bei dieser Gelegenheit wegen Verletzung des Mosquitogebietes von dem englischen Gouverneur gefangen genommen und auf dem erwähnten Kriegsschiffe nach Cap Gracias a Dios gebracht. Die hierüber von den Regierungen Englands und Nicaraguas geführten Verhandlungen, in welchen England die Selbstständigkeit und die Unabhängigkeit des Mosquitostaates mit dem größten Nachdruck vertheidigte, werden weiter unten näher berührt werden.

Der Hauptrücken der Anden, welcher aus unbedeutenden Hügeln an der Südspitze Amerika's entspringt, zwischen 15° S. Br. und dem Aequator bis weit über die Schneelinie emporsteigt, dann gegen die Landenge von Panama sich wieder verflacht, durchzieht ganz Südamerika dicht an der Westküste, streicht als eine Hügelreihe von 300 bis 900 Fufs Höhe durch die Landenge von Panama, erhebt sich alsdann bald wieder sehr beträchtlich, zieht durch Mittelamerika ebenfalls in der Nähe der Westküste fort und bildet hier, nur einzelne Zweige nach Osten aussendend, die 3000 bis 8000 Fufs hohen Hochebenen und Gebirgskämme von Nicaragua und Guatemala, welche nach dem stillen Ocean steiler hinabstürzen, nach dem atlantischen Meere sich dagegen in terrassenförmig sanft hinabsteigenden Abhängen verflachen.

Im Rücken des Mosquitolandes zieht sich der Hauptgebirgszug nordöstlich vom Nicaragua-See in der Richtung der Ufer desselben bis etwa zum 12° N. Br. und 85° W. L. und dann nordwestlich bis zum Golfe von Conchagua fort. Hier entspringen fast alle, durch das Mosquitoland fließende Ströme, welche in östlicher und nordöstlicher Richtung dem entfernten atlantischen Ocean zueilen, während die, auf demselben Hochplateau und seinen Fortsetzungen entspringenden Flüsse von Nicaragua und St. Salvador in viel kürzerem und schnellerem Laufe sich in den See von Nicaragua und in den stillen Ocean stürzen.

Nur einzelne, von diesem Hochplateau auslaufende Bergzüge streichen in nördlicher und nordöstlicher Richtung bis in die Nähe des atlantischen Oceans hin und treten hier noch in beträchtlicheren Bergspitzen auf, wie dies namentlich an der nordwestlichen Grenze gegen Honduras der Fall ist, wo die Berge der Poyas und Karaißen sich in einzelnen Spitzen noch bis zu 4000 Fufs erheben.

Bei der großen, über das Innere dieses Landes noch herrschenden Unkunde kann hier Vollständiges und Verbürgtes über

die einzelnen Höhenzüge in demselben nicht erwartet werden. Nach den besten vorhandenen Karten *) und nach den von uns im Lande selbst mit der größten Sorgsamkeit eingezogenen Erkundigungen läßt sich hierüber nur Folgendes mit ziemlicher Bestimmtheit anführen.

In der Nähe des Rama-Flusses, südlich vom Black Bluff, tritt ein Höhenzug, welcher in einzelnen Bergspitzen mehr als 2000 Fufs emporsteigt, bis auf die Entfernung von 5 englischen See-meilen, oder $1\frac{1}{4}$ geographischen Meilen, an die Küste des atlantischen Oceans heran. —

Ein ähnlicher Höhenzug mit 1000 bis 1500 Fufs hohen Bergen streicht in östlicher Richtung von der Grenze von Nicaragua bis auf eine Entfernung von etwa 18 englischen oder $4\frac{1}{2}$ geographischen Meilen von der Mündung des Wava-Flusses hin, und sendet einen Zweig in nordöstlicher Richtung fort, welcher zwischen dem Towcas- und Segovia-Flusse in beträchtlicher Entfernung fortzieht, sich aber gegen den atlantischen Ocean hin bald verflacht.

*) Es sind von uns hauptsächlich folgende Karten benutzt worden: 1) Part of Central America, showing the route from the Atlantic by the rio de San Juan, the lakes of Nicaragua and Leon to the Pacific, drawn under the direction of Orlando W. Roberts by John Irwing, London 1825. 2) Spanish dominions in North America, southern part, published by Debson, Philadelphia, ohne Jahreszahl, (auch in Pinkertons Modern-Atlas enthalten) eine specielle, aber in vielfacher Beziehung unrichtige Karte. 3) The Mexican and Central States of America together with the southern part of the United States of North America, published by R. H. Laurie, Agent to the Admiralty, London 1827, (improved edition 1838); eine ziemlich specielle und übersichtliche Karte. 4) Chart of the West India Islands and adjacent coasts, drawn by A. Arrowsmith, London 1809; eine noch jetzt von den Schiffern in Westindien häufig benutzte, aber in mehrfacher Beziehung unrichtige Karte. 5) West Indies sheet XII from San Juan de Nicaragua to Cape Gracias a Dios, surveyed by commanders R. Owen and E. Barnett 1830—43, published according to Act of Parliament at the Hydrographic Office of the Admiralty June 29. 1844 (sold by R. B. Bate, Agent to the Admiralty, London); eine vortreffliche Seekarte mit äußerst genauen Bestimmungen des Küstenstriches und der Tiefen an demselben. 6) Derselben Karte sheet XIII (from Cap Gracias to Balize) surveyed 1830—39, published according to Act of Parliament at the Admiralty Jan. 1. 1843. 7) Derselben Karte sheet XIV published, etc. Jan. 16. 1839.

Ein anderer Höhenzug streicht zwischen dem Segovia- und Carthago-Flusse in nordöstlicher Richtung fort und tritt bis auf die Entfernung von 24 englischen oder 6 geographischen Meilen an den südlichen Rand der Carataska-Lagune hinan. Auf demselben soll der Croach-Fluss entspringen.

Zwischen dem Carthago- und dem Patook-Flusse ferner tritt ein Höhenzug auf, welcher sich bis auf etwa 6 geographische Meilen von dem Westrande der Cataraska-Lagune fortzieht.

Die Bergkette endlich, welche zwischen dem Patook und dem Black river bis dicht an die Küste des atlantischen Oceans läuft, tritt hier in mehreren beträchtlichen Bergen auf, von welchen der Poyas Peak 3700 Fufs, der Sugar Loaf 2050, und der Karaiben Peak 3150 Fufs hoch ist.

Am atlantischen Ocean bildet die Küste eine nicht bedeutend das Niveau des Meeres überragende Fläche, welche nach dem Innern des Landes in wellenförmigen, von den vereinzelt Höhenzügen und dem Laufe der Flüsse mehr oder minder modificirten Hebungen und Senkungen höher und höher bis zu den vorbeschriebenen Grenzgebirgen hinaufsteigt.

Die Thäler oder Senkungen sind meistens fruchtbare Savannen, die wellenförmig aufstrebenden Hügelzüge mit dichtem Walde bedeckt, so dafs Savannen und Waldungen fortwährend wechseln.

In den Savannen selbst finden sich, mehrfach von uns betrachtete, plateauförmige Erhebungen, fast künstlichen Wällen ähnlich, welche besonders längs dem Saume der Fläche oft mehrere Meilen weit sich fortziehen und eine Höhe von 8 bis 30 Fufs erreichen.

In der Nähe der See haben die Savannen meistens einen leichten Boden mit einem Untergrunde von Seesand, sind aber dennoch mit dem üppigsten Graswuchse bedeckt, weil sie während der Regenzeit überstauet werden. Der höhere Savannenboden weiter im Innern des Landes besteht dagegen bis zu einer sehr beträchtlichen Tiefe aus einer äufserst humusreichen,

schwarzen, lockern, thonhaltigen Erde. Die Hügelzüge (Hebungen) haben entweder, und zwar besonders in der Nähe der Lagunen und Flußufer, einen leichten Boden mit vorherrschendem Sandgehalte, und sind dann in der Regel mit der hochwüchsigem Pitch-pine (*pinus taeda*) dicht besetzt, oder sie bestehen aus einer äußerst fruchtbaren schwarzen Erde mit vorherrschendem Thongehalte, und tragen dann jene herrlichen Waldungen, in welchen Mahagoni und Cedrelen, Kakao, Federharzbäume und andere edle Holzsorten einheimisch sind.

Hydrographie.

Flüsse.

Das ganze Land wird von einer Menge von Strömen und Flüssen meistens in der Richtung von Südwesten nach Nordosten durchschnitten, von welchen viele bis weit in das Innere hinein wenigstens für kleinere Fahrzeuge schiffbar sind und es auch für größere sein würden, wenn die Gewalt des Wassers in der Regenzeit durch zweckentsprechende Vorrichtungen an den Flußmündungen zur Wegräumung des von der See auf der Barre angetriebenen Sandes und der Baumstämme benutzt würde, welche die Strömung während der Regenzeit herabführt, in manchen Buchten und an seichten Stellen als völlige Dämme vielleicht seit Jahrhunderten abgelagert und alljährlich theilweise zerstört und wieder aufgeschichtet hat *).

*) Besonders die großen, weit aus dem Innern kommenden Ströme führen zur Regenzeit, wo das Wasser anschwillt, eine Menge Baumstämme mit sich, theils neu entwurzelte, theils alte, schon in frühern Jahren oberhalb abgelagerte, welche allmählig von Bucht zu Bucht fortgetrieben werden. Als wir am 19ten Juni die breite Mündung des Segovia in Canoes überschliffen, brachte uns die Menge der Baumstämme, welche von dem Strome mit Schnelligkeit fortgeführt wurden, in große Gefahr, und es war die ganze Geschicklichkeit unserer indianischen Ruderer erforderlich, um uns glücklich an das gegenüberbelegene Ufer gelangen zu lassen. Die gelblichen, von dem starken Regen der vorhergehenden Tage angeschwellten Fluthen wälzten ein wahres Chaos von theils alten

Mit Uebergang der Gewässer in den strittigen Landestheilen sind die bedeutendsten Ströme und Flüsse etwa folgende:

- 1) Der Punta Gorda oder Rama — der südliche Grenzfluß — mit 5 Fufs Wasser auf der Barre *).
- 2) Der Blewfields-Fluß, dessen Quelle nicht bekannt ist, der aber weit hinauf schiffbar sein und bis zu der Grenze von Nicaragua eine Strecke von etwa 90 englischen oder 23 geographischen Meilen durchlaufen soll. Er fällt nicht unmittelbar in die See, sondern in die Blewfields-Lagune.
- 3) Der Pearl- (Perl-) Fluß, welcher in die Pearl Cay-Lagune fällt **).
- 4) Der Rio Grande (Great River) mit 6 Fufs Wasser auf der Barre.
- 5) Der Walpasiksa — Barre 3 Fufs.
- 6) Prince Apulca-Fluß — Barre 3 Fufs.
- 7) Der Wounta oder Towkas — Barre 4 Fufs.

halbverrotteten, theils noch mit grüner Blätterkrone prangenden Bäumen fort, welche auf den seichten Stellen in der Nähe der Barre förmliche Inseln bildeten. Späterhin, als die Regenzeit weiter vorgerückt war, hatte der Strom sich selbst gereinigt und die meisten Stämme in die See getrieben.

*) Die Tiefenangaben beziehen sich stets auf die mittlere (durchschnittliche) Tiefe, und sind nach den neuesten Peilungen von Owen und Barnett angegeben. Zur Zeit der Fluth ist die Tiefe meistens um 3 und mehrere Fufs größer, und dasselbe findet während der Regenmonate und noch einige Zeit nachher statt, bis die Barren während der trocknen Jahreszeit allmählig wieder versanden, indem der Ostpassat dann die Strömung der Flüsse schwächt und den Sand gegen die Mündung spült.

Wären die Flußmündungen eingeeengter, so würde dies niemals stattfinden können.

**) Der Pearl-Fluß und die Pearls-Cay-Lagunen haben ihre Namen nicht etwa den Perlen, welche dort gefunden werden, sondern irgend einem andern, nicht bekannten Umstande zu verdanken. Perlen sind dort niemals gefunden worden. Auf den bloßen Namen dieser Gewässer hin hatte vor mehreren Jahren eine Gesellschaft in London sich zu der Speculation verführen lassen, ein Schiff zur Perlfischerei in jenen Gewässern auszurüsten. Die Expedition wurde inzwischen durch den rechtzeitigen Bericht von Orlando Roberts verhindert.

Vergleiche dessen oben angeführtes Werk, p. 106—107.

- 8) Der Wava — Barre 4 Fufs.
- 9) Der Hueson-Flufs.
- 10) Der Duckwara Creek, welcher in die gleichnamige Lagune fällt.
- 11) Sandy- (Sand-) Flufs.
- 12) Der Wano, welcher in die gleichnamige Lagune fällt.
- 13) Der Herbias (Wanks), Segovia-Flufs (Rio del Oro auf den spanischen Karten), welcher nach einem Laufe von mehr als 250 englischen, oder etwa 62 geographischen Meilen am Cap Gracias a Dios mündet, weit hinauf schiffbar und durch einen Canal mit dem Caphafen verbunden ist, so dafs seine flache Barre vermieden werden kann. Seine Quellen sind nicht bekannt.

An seinen Ufern liegen im Gebiete von Nicaragua die Städte Matagalpa, Muimui, Esteli und Segovia.

- 14) Der kleine Black river (schwarze Flufs) oder Tobuncana-Flufs.
- 15) Der Croatch oder Croach-Flufs, welcher in der Nähe des Cap False mündet, mit 9 bis 10 Fufs Wasser auf der Barre.
- 16) Der Kaukari,
- 17) Warunta,
- 18) Locca,
- 19) Carthago,
- 20) Der Ibentara, } welche sämmtlich in die Carataska-Lagune fallen.
- 21) Der Tabaconta (Tibakunta) Creek, auf älteren Karten little Patook genannt.
- 22) Der Patook.

Von den letztgenannten zehn Flüssen wird weiter unten specieller gehandelt werden.

- 23) Der Plantain-Flufs.
- 24) Der Black- (Schwarz-) Flufs.
- 25) Der Cap-Flufs am Cap Cameron.
- 26) Der Poyas-Flufs und

27) Der Roman-Fluss, welcher die westliche Grenze des Mosquitolandes bildet.

Lagunen.

Das Land ist ferner reich an Lagunen, von welchen man in Deutschland, nach den uns vorliegenden Erfahrungen, hin und wieder eine unrichtige Vorstellung hat.

Die Lagunen sind nämlich keinesweges abgeschlossene, seichte, stagnirende Landseen, sondern große, meistens tiefe, mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung stehende, und mit demselben daher auch Ebbe und Fluth theilende Haffe, welche in der Regel mehr als einen Fluss aufnehmen, und in welchen sich daher auch eine, oft ziemlich starke Strömung nach der Mündung in die See bemerkbar macht.

In der Nähe der Mündung, wo die Fluth und der Ostpassat am stärksten einwirken, wird diese Strömung in der Regel nach der westlichen Landseite gedrängt, und bildet hier einen tiefen Canal, den eigentlichen Eingang in die Lagune; während sich auf der entgegengesetzten Seite eine Barre anhäuft und, gleichsam wie ein künstlicher, unter dem Wasser gebauter Damm, in nordwestlicher Richtung fortzieht.

An der Mündung enthalten die Lagunen, besonders zur Fluthzeit, Salzwasser, während sich im Innern und in den Buchten, wo die Flüsse hineinfallen, süßes Wasser findet.

Der Grund und Boden der Lagunen besteht ferner nicht aus Moor oder Sumpf, sondern entweder aus hartem Kies, oder Lehm.

Da nun diese Haffe niemals stagnirendes Wasser enthalten, so sind auch die Ufer und Umgebungen derselben keinesweges ungesund, sondern werden vielmehr, sowohl von den Indianern, als von dorthin sich übersiedelnden Europäern, vorzugsweise zur Anlage von Wohnplätzen gewählt, weil sie neben der gesunden Lage auch bequeme Verkehrsgelegenheit mit den benachbarten Landschaften gewähren.

Dazu kommt, daß die Lagunen meistens durch kleine Wasserläufe von ausreichender Tiefe unter einander und mit den größern Flüssen in Verbindung stehen, so daß fast längs der ganzen Küste, mit Vermeidung der See, eine bequeme, und selbst für die kleinen Indianerfahrzeuge völlig sichere Wasser-Communication möglich ist, welche auch von den Indianern häufig benutzt wird, indem dieselben ihre Canoes über solche Stellen ziehen oder tragen, wo der Wasserweg durch eine Landstrecke unterbrochen wird.

Endlich bilden die Lagunen meistens gute Seehäfen, welche inzwischen gegen die Mitte der trocknen Jahreszeit, wo die Ströme geringere Wassermassen herabbringen, auf der Barre mehr oder minder versanden.

Würde der Eingang in die See durch eine zweckentsprechende Vorrichtung verengert und dadurch die Strömung verstärkt, so könnten zu allen Zeiten auch große Seeschiffe bequem einlaufen.

Die größten Lagunen sind folgende:

- 1) die Blewfields-Lagune, in welche der Blewfields-Fluß fällt, mit einer Tiefe von 3 bis 4 Faden am Eingange;
- 2) die Pearl-Cay-Lagune, mit einer Tiefe von 3 Faden auf der Barre;
- 3) die Wano-Lagune; ferner
- 4) der Hafen am Cap Gracias a Dios;
- 5) die Carataska-Lagune, von welcher weiter unten speciell gehandelt werden wird, und endlich
- 6) die Brewers-Lagune, mit 2 Faden Wasser auf der Barre.

Außer diesen größeren Lagunen kommen noch mehrere kleinere Creeks (Seebuchten) und Haffe vor, von welchen nicht einmal die Namen vollständig bekannt sind.

E i n w o h n e r.

Die ganze, unter dem Namen Mosquitoküste begriffene Landstrecke ist von mehreren Indianerstämmen bewohnt, welche in Farbe der Haut, in Gestalt und Körperbau sehr erheblich, in Bezug auf Sitten und Gebräuche aber nur wenig von einander abweichen, unter der Botmäßigkeit eines einzigen, unbeschränkten Herrschers vereinigt sind und im Allgemeinen mit dem gemeinschaftlichen Namen Mosquitovolk, Mosquitoindianer, Mosquitomänner belegt werden.

Fast jeder Stamm hat seine besondere Sprache, jedoch wird die Sprache der Sambos *), oder Mosquitos im engeren Sinne, aus welchen die seit langen Jahren herrschende Königsfamilie entsprungen ist, im ganzen Lande verstanden.

Zunächst lassen sich drei Hauptabtheilungen unterscheiden:

Die Sambos, oder eigentlichen Mosquitoindianer, welche den größten Theil der Seeküste bis zum Black river hinauf und die an derselben belegenen Savannen bewohnen; ferner:

Die ursprünglichen Indianer, welche in mehrere Stämme zerfallen, sich früher bis an die Seeküste ausdehnten und allmählig durch die Sambos in das Innere des Landes gedrängt sind, und endlich:

Die Karaiiben **), westlich vom Black river, an der Küste und im Innern.

Der Stamm der Sambos oder eigentlichen Mosquitos ist der mächtigste und herrschende. Vor länger als 200 Jahren — erzählt die Sage — rettete sich eine bedeutende Anzahl Neger

*) Zambo, Sambo heißt bekanntlich der Sprößling aus der Vermischung eines Indianers mit einer Negerin, oder umgekehrt. Der Name ist auf den Stamm der eigentlichen Mosquitos schon seit langer Zeit übertragen und gebräuchlich geworden.

**) Eigentlich Kharibiës, wie das Volk selbst den Namen ausspricht. Das Wort bedeutet: kriegerisches oder tapferes Volk.

aus einem an der Küste gestrandeten Slavenschiffe an das Ufer. Die Indianer tödteten die Männer, vermischten sich mit den Weibern. Aus dieser Verbindung soll der Stamm der Sambos entsprossen sein, welcher bald zahlreich, streitbar und mächtig wurde, sich längs der Seeküste ausbreitete, mit Europäern, namentlich mit den Bucaniers, vielfach in Berührung und Verbindung kam und allmähig die übrigen Indianerstämme seiner Herrschaft unterwarf.

Unter den eigentlichen Indianerstämmen sind zu bemerken:

Die Valientes und Ramas in den von Nicaragua bestrittenen Gebietstheilen; ferner die Cookras, Woolwas und Towkas, welche von den Mosquitos gänzlich in das Innere und in die Gebirgsgegenden an der Grenze von Nicaragua zurückgedrängt sind, und die Poyas, welche ebenfalls im Innern, hauptsächlich am Patook-Flusse wohnen.

Die Karaiben endlich — aus dem benachbarten Honduras der spanischen Grausamkeit entfliehend — erhielten — wie die Sage erzählt — vor langen Jahren von einem Mosquitokönige Landstrecken nordwestlich vom Black river angewiesen, woselbst sie sich niederliefsen und ausbreiteten.

Alle diese Stämme leben in festen Wohnsitzen und treiben aufser Jagd, Fischerei und Viehzucht, auch einigen, allerdings auf sehr niedriger Stufe stehenden Ackerbau, indem sie in der Nähe ihrer Hütten Mais, Kassava, Zuckerrohr, Pisangs, Cocospalmen, Baumwolle, Taback und ähnliche, ihren nächsten Bedürfnissen entsprechende Gewächse anpflanzen.

Tief im Innern des Landes sollen auch noch einzelne Horden nomadisirender Indianer vorkommen, deren ein neuerer Schriftsteller erwähnt *), über welche wir jedoch im Lande selbst nichts Näheres erfahren konnten.

Die gesammte Einwohnerzahl läfst sich nur muthmafslich abschätzen.

*) Vergleiche Young a. a. O. p. 86.

Sie soll in früheren Zeiten sehr bedeutend gewesen sein — erzählt die ungewisse Sage. Als sichere Thatsache steht dagegen fest, daß die von Europäern eingeschleppten Menschenpocken, die Masern und — der Branntwein seit einer Reihe von Jahren ganz entsetzliche Verheerungen unter den Eingeborenen angerichtet haben.

„Die Bevölkerung am Cap Gracias a Dios“ — erzählt Th. Young *) — „mufs einst sehr bedeutend gewesen sein; — man sagt, sie habe 1000 streitbare Männer stellen können; — jetzt kann sie kaum 150 aufbringen. Die Pocken und die Trunksucht haben beklagenswerthe Verwüstungen angerichtet.“

Während aber Young im Jahre 1840 noch 150 streitbare Männer zählte, fanden wir bei unserer Anwesenheit daselbst kaum 50 bis 60 vor.

Die Pocken haben vor zwei Jahren die Bewohnerschaft decimirt, und der von den Händlern und Schildkrötenfischern aus Jamaica eingeführte Rum hat das Uebrige gethan.

Auf unserer Reise durch das Land trafen wir mehrmals wüste Hütten an, deren Bewohner sämmtlich von den Pocken fortgerafft waren. In einem Dorfe am Kaukari-Flusse war von der ganzen Bewohnerschaft nur ein einziger, von Blatternarben arg entstellter, etwa Sjähriger Knabe übrig geblieben, zu welchem sich später ein alter Sambo mit seinem Weibe gesellt hatte.

Dies waren die einzigen Bewohner von sieben oder acht verfallenen Hütten **).

Nach allen Nachrichten, welche wir einzuziehen vermochten, beträgt die Gesamtzahl der Sambos, welche schon Thom. Young ***) auf nicht volle 8000 anschlägt, höchstens noch 6000,

*) a. a. O. p. 24.

**) Auf unsere Frage, wo die übrige Einwohnerschaft geblieben sei, antwortete der alte Sambo mit trauervoller Miene in corrumpirtem Englisch: „All dead, — all small pox away, English small pox too much bad — (alle todt, alle von den Pocken fortgerafft, englische Pocken zu viel schlecht).

***) a. a. O. p. 79.

und die Zahl der übrigen Indianer, mit Einschluss der Karaiben, vielleicht das Doppelte oder Dreifache. Dies ist in der That Alles, was wir über die Einwohnerzahl zu ermitteln vermochten, und wir fügen nur noch hinzu, dass man nach allen Richtungen weite Tagereisen durch das Land machen kann, ohne eine einzige bewohnte Hütte anzutreffen.

Geschichte.

Die Geschichte der Mosquitoindianer ist bis auf die neuere Zeit in ein tiefes Dunkel gehüllt. Nur die Sage wirft einzelne, mehr blendende als erhellende Streiflichter in diese Nacht, und nur folgende Thatsachen scheinen der Anführung werth.

Bald nachdem die Spanier in der neuen Welt festen Fufs gefasst hatten, verlieh König Ferdinand (im Jahre 1512) die ganze Küste vom Golf von Darien bis Cap de Vela an Alonso de Ojeda, und von dem letztgedachten Vorgebirge bis Cap Gracias a Dios an Diego de Nicuessa, von welchen ersterer mit 300, letzterer mit 780 schnell zusammengebrachten Abenteurern die Eroberung versuchte. Allein die Indianer widerstanden nicht nur der vorausgeschickten Aufforderung, in welcher ihnen auseinandergesetzt wurde, dass der Papst, „als Herr der Welt, die Inseln und das Festland der oceanischen See, mit Allem, was darin enthalten sei, an die Könige von Castilien, Don Ferdinand und Donna Isabelle, glorreichen Andenkens, geschenkt habe“ — sondern auch der Gewalt der Waffen, und zwar mit so grossem Muthe und so gutem Erfolge, dass die Spanier nach einer sehr bedeutenden Niederlage, in welcher sie mehr als die Hälfte ihrer Mannschaft verloren hatten, das Land schleunig räumen mussten.

Als darauf Nicaragua von Davilla (1522), Honduras von de Oli und Guatemala von Pedro Alvarado (1523) unter-

worfen waren, machten die Spanier von diesen Nachbarländern aus vielfache Versuche, über die Grenzgebirge zu dringen und die Ostküste gleichfalls ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen.

Alle diese Unternehmungen scheiterten jedoch ganz vollständig an der Tapferkeit der Indianer, welche schon damals mit dem Namen *Indianos bravos* belegt wurden.

Was den Waffen nicht gelang, sollte nun durch Mönche bewirkt werden.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts insbesondere wurden mehrmals Geistliche zur Bekehrung der Indianer abgeschickt. Bald allein, bald von einer geringen Anzahl Krieger begleitet, drangen sie in das Land ein und starben meistens den Märtyrertod *).

Ogleich die einzelnen Indianerstämme damals noch nicht dauernd unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt waren, sich vielmehr selbst vielfach unter einander befehdeten, so waren sie doch stets einmüthig, wenn es die Vertheidigung gegen die Spanier galt, deren entsetzliche, gegen die Urbewohner der benachbarten Staaten verübte Grausamkeiten sie mit einem glühenden — noch bis zur heutigen Stunde nicht verloschenen — Hass erfüllt hatten.

Noch heut zu Tage wissen die Indianer alte, von dem Vater auf den Sohn fortgeerbte Sagen von entsetzlichen Gräueltthaten zu erzählen, welche die Spanier verübt haben sollen, und das jetzt so außerordentlich friedfertige, gutmüthige und träge Volk geräth in die äußerste Aufregung, wenn ihm zugemuthet wird, sich den Spaniern zu unterwerfen, oder mit denselben Freund-

*) Einzelne Namen hat die Geschichte aufbewahrt. Die Andalusier Christoval Martinez de la Puerta und Juan Vena, zu welchen sich (1630) noch Benito Lopez gesellte, waren vom Cap Gracias a Dios aus in das Innere gedrungen, hatten lange unter den Indianern gelebt und viele bekehrt, bis sie endlich von einem feindlichen Stamme überfallen und ermordet wurden. Der Gouverneur von Truxillo (Honduras) erhielt die Leichen ausgeliefert und liefs sie am 16ten Juli 1634 mit grossem Gepränge beerdigen.

Aehnliches Schicksal hatte später der Missionair Lagares bei den Poyas.

schaft zu schliesen. Spanier und Todfeind sind dem Indianer gleichbedeutende Ausdrücke *).

Nach den von Bryan Edwards mitgetheilten Nachrichten sollen die Mosquitoindianer schon unter der Regierung Carls I. (1625 — 1649) mit England in Verbindung getreten sein und schon im Jahre 1670 den Schutz dieses Staates nachgesucht haben, — was dahingestellt bleiben muß.

Dagegen ist es gewiß, daß sie schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts mit den Bucaniers (Flibustiern), welche sich damals in Domingo, auf der Schildkröteninsel und in Jamaica festgesetzt hatten und unter Frankreichs und Englands stillschweigendem Schutze ihre Raubzüge gegen die spanischen Schiffe und Besitzungen in Westindien betrieben, mehrfach in Berührung und Verbindung waren. Die vielen Lagunen und Buchten der Küste boten den Seeräubern vortreffliche Schlupfwinkel, und der Haß gegen die Spanier gewährte ihnen freudige Aufnahme und jegliche Unterstützung bei den Indianern.

Seit dieser Zeit scheint der Stamm der Sambos, oder eigentlichen Mosquitos, welcher unmittelbar an der Küste wohnte und daher zunächst mit Europäern in Berührung kam, das Uebergewicht über die andern Stämme erhalten zu haben, welche in häufigen Raubzügen bekriegt, geplündert, zu Slaven gemacht und endlich der Oberhoheit der Mosquitos vollständig unterworfen wurden, so daß von dieser Zeit ab in den wenigen vorhandenen Nachrichten nicht mehr von den einzelnen Stämmen, als selbstständigen Körperschaften, sondern nur von dem, alle Stämme umschließenden Mosquitovolke und von dem Könige desselben die Rede ist **).

*) Dessen ungeachtet können die Bewohner der benachbarten spanischen Republiken in Handelsgeschäften oder in anderen Angelegenheiten unbehindert durch das ganze Mosquitoland reisen und sicher auf die Gastfreundlichkeit der Indianer rechnen, so lange sie nur nicht von einem Anschlusse an die Republiken, oder gar von Unterwerfung sprechen.

**) Vergl. History of Jamaica etc. p. 316.

Einer dieser Könige — erzählt die Sage — soll mit bedeutender Heeresmacht in großen Dorys *) nach Jamaica gesegelt sein und den Bucaniers Hülfe zugeführt haben.

Erst nach dem Erlöschen dieser Seeräuber Macht, in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, scheinen die Mosquitos — wieder stärker von den Spaniern gedrängt — sich näher an England angeschlossen zu haben, obgleich — wie oben bereits bemerkt ist — das erste Schutz- und Trutzbündniß mit dieser Macht bereits im Jahre 1670 zu Stande gekommen und seit dieser Zeit von jedem Mosquitokönige die Anerkennung Englands bei seinem Regierungsantritte nachgesucht sein soll.

Wenigstens begründeten erst gegen das Jahr 1730 einige Engländer die ersten Niederlassungen an der Mosquitoküste**), und zwar am Black river, am Cap Gracias a Dios und am Blewfields-Strome. Diese Colonien blühten schnell empor und waren nicht unbedeutende Stapelplätze für den Schleichhandel in das spanische Amerika.

Als daher 1739 der Seekrieg zwischen England und Spanien aus Veranlassung der englischen Handelsverbindungen mit dem spanischen Amerika ausgebrochen war, errichtete die englische Regierung zum Schutz ihrer, auf der Mosquitoküste angesiedelten Unterthanen im Jahre 1741 ein Civilgouvernement für diese Niederlassungen, erbaute einige kleine Forts und besetzte dieselben mit Truppen.

Der Friede von Aachen (1748) änderte in diesen Verhältnissen nichts, und der schon 1755 ausbrechende Seekrieg zwischen England und Frankreich, welcher letzteren Macht sich 1762 Spa-

*) Dorys nennen die Indianer ihre größten, aus einem Stamme gehauenen Fahrzeuge, auf welchen sie mit Kühnheit und Geschicklichkeit Seereisen unternehmen.

**) Vergl. auch: *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes* par Raynal. — Genève 1781 tom. III. p. 440.

nien anschloß, machte den Schutz jener englischen Niederlassungen noch dringender nothwendig.

Allein in Folge des, am 10ten Februar 1763 zu Versailles geschlossenen Friedens, in welchem Englands unvorsichtige Politik so schlechten Lohn für die bedeutenden, im Kriege errungenen Vortheile erhielt, wurde die Besatzung der Forts von der Mosquitoküste zurückgezogen und den englischen Ansiedlern befohlen, das Land zu räumen, wozu inzwischen die meisten Colonisten nicht zu bewegen waren.

Als aber die englische Regierung sich bald darauf überzeugete, dafs ihr der vorgedachte Friede keinerlei Verpflichtungen in Bezug auf die Colonien an der Mosquitoküste auferlegt habe, wurde im Jahre 1766 Alles wieder auf den alten Fufs gesetzt.

In Folge des Friedens von Paris vom 3ten September 1783 endlich wurde die Besatzung abermals zurückgezogen und den englischen Colonisten die Räumung des Landes anbefohlen.

Zu dieser Mafsregel wurde die englische Regierung lediglich aus Rücksicht auf die damals für England so ungünstigen und gefährlichen politischen Verhältnisse in Amerika, und keinesweges durch etwaige Ungesundheit des Klima's bewogen, welches Letztere hin und wieder auch neuerdings behauptet, aber von glaubwürdigen Schriftstellern schon längst schlagend widerlegt worden ist *).

Die Niederlassungen befanden sich in der That in vollem Aufblühen.

Nach Hodgsons Angaben zählten dieselben im Jahre 1757 etwa 1100, im Jahre 1770, nach Bryan Edwards, etwa 1400 englische Ansiedler, die farbigen Bewohner nicht mitgerechnet.

Sie besaßen zwölf Kauffahrteischiffe, von welchen einige für den Handel mit Europa, die übrigen für den Handel mit Jamaica

*) Vergl. namentlich Orlando Roberts a. a. O. p. 283.

und mit den Vereinigten Staaten beständig in Fahrt waren, und ihr Tauschhandel mit den Spaniern, so wie ihre Ausfuhr von Mahagoni, Sarsaparill, Schildpatt, Indigo, Kakao u. s. w., waren sehr bedeutend und in beständiger Zunahme.

Nur mit dem größten Widerwillen unterwarfen sich daher die Colonisten dem Befehle ihrer Regierung, und einzelne, namentlich in Blewfields, blieben auf alle Gefahr hin in ihren Besitzungen.

So waren die Indianer, deren Herrscher die Ansiedelung der Engländer stets mit der größten Bereitwilligkeit gefördert und begünstigt hatten, wieder sich selbst überlassen und die Spanier, in der Hoffnung, unter den obwaltenden Umständen das lange verfolgte Ziel endlich zu erreichen, nahmen das, von den Engländern verlassene Fort an der Mündung des Black river in Besitz.

Allein die Indianer rüsteten sich bald, rückten unter Anführung ihres Generals Robinson — der vor nicht langer Zeit als ein Greis von mehr als 100 Jahren verstorben ist — den Spaniern entgegen, schlugen sie gänzlich, eroberten das Fort und vertrieben ihre uralten Feinde, welche nun auch keinen weitem Angriff auf die übrigen, von den Engländern geräumten Plätze zu machen wagten.

Dies ist der letzte Versuch der Spanier, sich mit gewaffneter Hand in dem Mosquitolande festzusetzen, dessen Selbstständigkeit seit dieser Zeit auch von der spanischen Regierung nicht mehr angetastet, vielmehr bei einzelnen Gelegenheiten in zweifelloser Weise anerkannt wurde.

Durch den Abfall der benachbarten spanischen Provinzen in Amerika von dem Mutterlande und durch die darauf folgenden, wechselvollen Ereignisse in den Republiken von Central-Amerika wurden die innern und äußern politischen Verhältnisse des Mosquitolandes nur insofern berührt, als nun auch der letzte Anschein einer spanischen Oberhoheit, oder eines Anrechtes dieser Krone auf das Mosquitoreich verloren ging und hin und wieder

Streitigkeiten über Grenzverletzungen mit dem Staate von Nicaragua vorfielen.

Die Republiken von Central-Amerika, welche unzweifelhaft auch selbst dann keinen Anspruch auf das, von den Spaniern nie unterworfenen Mosquitoreich machen könnten, wenn das Mutterland, von welchem sie sich losgerissen haben, wirklich ein Anrecht darauf besessen hätte, fanden bei ihren Versuchen, wenigstens einzelne Theile dieses wichtigen, gelegentlich von ihren politischen Emissairs durchforschten Landstriches mit ihrem Gebiete zu vereinigen, in dem unverthilgbaren Hasse der Mosquitos gegen Alles, was den spanischen Namen trägt, ein unübersteigliches Hinderniß für jeden friedlichen Anschluß, und waren und sind viel zu schwach und in sich selbst zerrüttet, um gegen die Macht des Mosquitoreiches allein, geschweige denn als eines Bundesgenossen Englands, irgend eine gewaltsame Unternehmung wagen zu dürfen, obgleich sie in dem Mosquitolande ein Potosi für sich verloren glauben *).

Von England ist die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Mosquitoreiches stets anerkannt und behauptet worden, und die Zwistigkeiten mit der Regierung von Nicaragua über Gebietsverletzungen und über die, zwischen der Lagune von Chiriqui und dem San Juan de Nicaragua belegenen Landestheile haben noch neuerdings eine ganz officiële Erklärung darüber herbeigeführt.

*) Der officiële Bericht eines, von der Republik Honduras ausgeschickten geheimen Emissairs, Guillermo Herrera, vom 14ten October 1840, gerichtet an den Chef des Departements von Olancho, ist in No. 2. des Redactor Oficial de Honduras de 1840 und in No. 30. des in San Salvador erscheinenden Correo Semanario del Salvador (vom 24sten Dezember 1840) abgedruckt. Der Schluß des Berichtes lautet folgendermaßen: „Hemos perdido un potosi en perder la costa del Mosco: — sus fertiles campos; sus llanuras inmensas la feracidad de sus tierras, las muchas maderas que abundan en ella, causa embidia: pues segun Jo vi, y los informes que tomé, se estienden sus llanuras hasta mas allá de cabo de Gracias.“

Das ganze merkwürdige Document haben wir im Original den Beilagen sub No. 1. beigefügt.

Bei Gelegenheit der, schon oben erwähnten, im Jahre 1841 unternommenen Reise des Mosquitokönigs, Robert Carl Friedrich, nach San Juan de Nicaragua wurde nämlich der Commandant des oben genannten Ortes, Colonel Guijano, wegen gewaltsamer Verletzung des Mosquitogebietes von dem Gouverneur von Honduras, Colonel Mac Donald, welcher den König begleitete, aufgehoben und auf dem englischen Kriegsschiffe Tweed nach Cap Gracias a Dios gebracht.

Der Staat von Nicaragua führte hierüber bei der englischen Regierung Beschwerde und verlangte Genugthuung, welche, als keineswegs begründet, abgelehnt und dabei zugleich ganz ausdrücklich erklärt wurde, dafs England den Mosquitostaat, mit welchem es seit einer Reihe von Jahren im Bündnisse (Alliance) stehe, anerkenne und keine Gebietsverletzungen desselben mit Gleichgültigkeit ansehen werde, und dafs selbst Spanien, als es noch im Besitze von Mittelamerika war, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Mosquitoreiches in nicht zu bezweifelnder Weise anerkannt habe *).

*) In der, an das Gouvernement von Nicaragua gerichteten, officiellen Note des englischen General-Consuls Chatfield, d. d. Leon den 24sten October 1842 — welche sich in den Beilagen sub No. 2. in beglaubigter Abschrift befindet — heifst es unter Andern in wörtlicher Uebersetzung: „Was übrigens die Unkunde anbetrifft, welche das Gouvernement von Nicaragua über die Existenz des Mosquitostaates hegt, so hat dasselbe wahrscheinlich vergessen, dafs ich einige Jahre zuvor dem General-Gouvernement von Central-Amerika vorgestellt habe, dafs Großbritannien den Mosquitostaat anerkenne und dafs es nicht mit Gleichgültigkeit (indifference) irgend eine Usurpation des Territoriums eines Staates ansehen werde, mit welchem es seit einer Reihe von Jahren im Bündnisse gestanden hat.“

„Ueberdies hat Spanien, als es noch im Besitze jener Gegenden war, öffentlich die Mosquitonation anerkannt, besonders bei einer Gelegenheit — frisch in dem Andenken vieler noch lebender Personen — als nämlich der Mosquitofürst San Salvador und Guatemala im Jahre 1797 besuchte und in jeglicher Beziehung mit allen, einem Könige gebührenden Ehrenbezeugungen und Ceremonien auf Befehl der spanischen Autoritäten empfangen wurde, welche alle seine Ausgaben bezahlten.“

War nun auch unter solchen Umständen die förmliche Anerkennung des Mosquitoreiches, als eines selbstständigen Staates, Seitens der Central-Amerikanischen Republiken nicht abzulehnen, so scheint dennoch die Regierung von Nicaragua die Ansprüche auf die, zwischen der Lagune von Chiriqui und dem San Juan del Norte, so wie auf einige, zwischen dem letztern Flusse und dem Punta Gorda belegene Ländereien noch nicht aufgeben zu haben.

Zur Beilegung dieser Grenzstreitigkeiten und zur Wahrnehmung der Rechte sowohl des mit England verbündeten Mosquitostaates selbst, als derjenigen englischen Unterthanen, welche sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts theils in den vorerwähnten, früher schon bestandenen Niederlassungen, theils auf andern, ihnen von dem Mosquitokönige verliehenen Besitzungen allmählig wieder angesiedelt haben, ist nun im Mai dieses Jahres von der englischen Regierung ein General-Consul und politischer Agent für das Mosquitoreich ernannt, bei der dortigen Regierung förmlich accreditirt und nach Blewfields gesendet worden, an welchem, nahe an der Grenze von Nicaragua belegenen Orte die alte englische Niederlassung niemals gänzlich aufgehoben und seit den letzten Jahren wieder in günstigem Wachthume begriffen ist *).

Von der innern Geschichte des Mosquitostaates und den Thaten seiner Herrscher ist noch weniger bekannt, als von den äußeren politischen Verhältnissen.

*) Der englische General-Consul für das Mosquitoland, Mr. Patrik Walker, ging am 30sten Juni d. J. auf der Fregatte Spartan, Capt. Elliot, von Belize nach Blewfields ab. Wir haben mit Hrn. Walker die Reise von Southampton bis Barbadoes gemacht, und danken demselben viele Aufklärungen über die politischen und klimatischen Verhältnisse von Mittelamerika, welche ihm sehr genau bekannt sind, da er mehrere Jahre lang Gouvernements-Secretair des englischen Honduras und in Belize wohnhaft gewesen ist. Er ist überdies auch einer der Commissarien, welchen der letztverorbene Mosquitokönig Robert Carl Friedrich in seinem Testamente die Vormundschaft über seine Kinder übertragen hat.

Selbst die Namen der einzelnen Könige aus den frühern Zeiten können nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Nur Folgendes ist verbürgt und scheint der Erwähnung werth.

Während der Englisch-Spanischen Kriege am Ende des vorigen Jahrhunderts war König George, entsprossen aus dem alten Fürstenstamme der Sambos, gekrönt in Jamaica und von England förmlich anerkannt, ein unerschütterlich treuer Bundesgenosse der Engländer, übrigens aber ein grausamer und rachsüchtiger Herrscher, welcher die, mit den Spaniern in Verkehr stehenden indianischen Stämme in den Grenzgebirgen von Nicaragua hart verfolgte und gänzlich unterwarf, nachdem er viele ihrer Dörfer geplündert, verwüstet und den größten Theil der Bewohner zu Sklaven gemacht hatte.

Er hatte eine Menge Weiber, die er oft so grausam behandelte, daß sie unter seinen Händen starben.

Die Ermordung einer dieser Frauen verursachte einen Aufstand der Verwandten und Freunde derselben, in welchem der König das Leben verlor.

Er hinterließ zwei Söhne, George Friedrich und den Halbbruder desselben, Robert Carl Friedrich, beide unmündig.

Die Häuptlinge der verschiedenen Stämme, welche in der Regel als die ersten Beamten des Königs fungiren und den Adel des Landes bilden, traten nun sogleich zusammen, errichteten eine Regentschaft und theilten das Land in drei Provinzen unter drei Statthaltern, jedoch — was in der That bemerkenswerth ist,

Wir haben von Hrn. Walker mehrmals die unverschränkte Versicherung erhalten, daß es in jeglicher Beziehung nur erwünscht sein könne, wenn eine deutsche Gesellschaft die ihm wohlbekanntem, mehreren Engländern von dem verstorbenen Mosquitokönige verliehenen Besitzungen erwerben, und in diesem so lange vernachlässigten Lande kräftige und selbstständige Colonien begründen wollte, und der englischen Regierung selbst, welcher kein Einspruch gegen die, von dem Mosquitokönige, als souverainen Herrn seines Reichs, gemachten Verleihungen zustehe, werde es nur angenehm sein, für ihre eigenen, dort angesiedelten Unterthanen civilisirte und befreundete Nachbarn zu gewinnen.

mit ausdrücklichem Ausschluss der alten, obgleich damals größtentheils geräumten englischen Niederlassungen in Blewfields und an der Pearl-Kay-Lagune, welche ihrer eigenen Jurisdiction unterworfen blieben *).

Die beiden Prinzen wurden hierauf zu ihrer Erziehung nach Jamaica gesendet, woselbst sich der damalige Gouverneur, Herzog von Manchester, ihrer annahm.

Nach erlangter Volljährigkeit und nach einer ziemlich unvollständig ausgefallenen Erziehung, ging hierauf der Kronprinz George Friedrich nach Belize, und wurde in der Hauptkirche daselbst, in Gegenwart des englischen Gouverneurs von Honduras und der, zu diesem Acte berufenen Häuptlinge seines Landes, mit der Krone seiner Vorfahren feierlich gekrönt, von den Kanonen des Forts mit dem Königlichen Salute begrüßt, als König der Mosquitoküste ausgerufen und dann auf einem englischen Kriegsschiffe in sein Land gebracht, woselbst er seine Residenz in dem, von seinen Verwandten bewohnten Indianer-Dorfe Wasla aufschlug, welches am Segovia-Strome, etwa 10 deutsche Meilen von der Mündung, belegen ist.

Er war ein verständiger, freigebiger, gutmüthiger Mann, aber äußerst reizbar, leicht zur größten Heftigkeit hingerissen und nicht mit ausreichender Energie und hinlänglichem Geschicke begabt, um seine Unterthanen — wie eifrig er dies auch wünschte — auf eine höhere Stufe der Civilisation zu führen. Die lange Abwesenheit von seinem Vaterlande hatte ihn die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche seiner Unterthanen vergessen lassen,

*) Die erste Provinz reichte vom Roman-Flusse bis zum Patook und stand unter der Statthalterschaft des, schon oben erwähnten indianischen Generals Robinson, aus dem Stamme der Poyas; die zweite Provinz, vom Patook bis zur Duckwarra-Lagune, kam unter den Befehl des Bruders des verstorbenen Königs, und die dritte endlich, von Duckwarra bis zur Grenze, wurde dem Häuptlinge Don Carlos, aus dem Stamme der Tongulas, überwiesen.

Die Statthalter theilten ihre Provinzen wieder in mehrere Distrikte, für welche sie Unterbeamte zur Aufrechthaltung der Ordnung ernannten.

die ihm jetzt, im Vergleiche mit den entsprechenden englischen Verhältnissen, in welche er sich während seiner Erziehung in Jamaica hineingelebt hatte, widerwärtig und verächtlich erschienen, und welche er nun durch schnelle und gewaltsame Reformen umgestalten wollte, ohne selbst einen ausreichenden Grad von Bildung zu besitzen, sich dasjenige, was er erstrebte, klar zu machen und die zweckentsprechenden Mittel aufzufinden.

Hierbei stiefs er, wie es in der Natur der Sache liegt, überall an, fand bei den Grofsen seines Landes vielfachen Widerspruch und in der Trägheit seines Volkes, welches während der langen Friedenszeit seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von jeglicher Thätigkeit, selbst der kriegerischen, entwöhnt, völlig erschlaft, dem Genusse berauschender Getränke ergeben und mit seinem Zustande zufrieden war — ein scheinbar unübersteigliches Hindernifs. Vergebens war er namentlich auch bemüht, der christlichen Religion Eingang bei seinen Unterthanen zu verschaffen, zu welchem Behufe ihn das englische Gouvernement mit religiösen Flugschriften versorgte.

Mifsvergnügt über so schlechte Erfolge, getäuscht in allen seinen Hoffnungen, beschämt, dafs er den Erwartungen seiner englischen Freunde so wenig zu entsprechen vermöge, ergab er sich bald dem Genusse berauschender Getränke, und wurde darin durch seine, der Trunksucht ebenfalls huldigende und habgierige Umgebung um so mehr bestärkt, als er im Rausche zwar nicht selten heftig und gewalthätig, aber zugleich auch im höchsten Grade freigebig war.

Zerfallen mit den Häuptlingen seines Landes, nicht geliebt von dem Volke, dem er stets fremd geblieben und nur als ein strenger, gewalthätiger Fürst erschienen war, starb er endlich als ein Opfer persönlicher Rachsucht im Jahre 1824 unter den Händen von Meuchelmördern.

Als ein Zeugniß für das Rechtsgefühl der Indianer und für die Treue, welche selbst die, während seiner Regierung so

aufserst mißvergnügten Häuptlinge gegen ihre Herrscherfamilie bewahrten, darf nicht unerwähnt bleiben, daß sogleich nach des Königs Ermordung die vornehmsten Häuptlinge zu einem Gerichtshofe zusammentraten, eine strenge Untersuchung einleiteten und die bald ermittelten Mörder mit dem Tode bestrafte.

Unter George Friedrichs Regierung ereignete sich auch das, zwar im Allgemeinen bekannte und verrufene Colonisationsunternehmen des Schotten Mac Gregor, welches jedoch in Bezug auf diejenigen speciellen Hauptpunkte, an denen es eigentlich scheiterte, nicht überall genugsam bekannt geworden und daher häufig sehr falsch beurtheilt ist, so daß wenigstens diese Hauptpunkte hier wohl einer nähern Erwähnung um so mehr verdienen dürften, als auch von diesem Unternehmen ganz neuerdings behauptet worden ist, daß es lediglich an der Ungunst des Klima's gescheitert sei, was durchaus auf ganz vollständiger Unwahrheit beruht.

Der König George Friedrich hatte dem Schotten Gregor Mac Gregor, dem bekannten Gefährten Bolivar's, im Jahre 1820 eine bedeutende Landstrecke im Gebiete der Poyas-Indianer an der Mündung des Black river mit dem, durch die Brewers-Lagune gebildeten Hafen verliehen, welches durch eine, in London mit einem Capitale von 400,000 Pfd. St. gebildete Gesellschaft colonisirt werden sollte.

Es wurde nun in Eile eine große Menge von Colonisten, besonders in Schottland, angeworben, auf mehrere, mit großem Kostenaufwande ausgerüstete Schiffe gesetzt und nach dem Mosquitoland übergeschifft — und — das ganze Unternehmen scheiterte in wenigen Monaten so vollständig, daß auch nicht eine Spur von der beabsichtigten großen Colonie übrig blieb.

Dies sind die allgemein bekannten, durch die damaligen Zeitungen weit verbreiteten Thatsachen, welchen in der Regel noch hinzugefügt wird, daß die Auswanderer nichts als eine Wildniß vorgefunden hätten, daß die Mehrzahl durch klimatische Krank-

heiten aufgerieben sei, und dafs der geringe Rest im höchsten Elende nur durch schleunige Flucht sein Leben gerettet habe.

In einer solchen Darstellung dieser Begebenheit — wie sie uns nur ganz neuerdings vorgelegt worden ist — sind gerade die Hauptsachen übersehen, welche Alles aufklären.

Man raffte nemlich in Schottland die Colonisten in grösster Eile, ohne irgend eine Rücksicht auf Alter, Gesundheit und Vermögensumstände, aus der niedrigsten Volksklasse zusammen, indem man ihnen die allerglänzendsten und übertriebensten Aussichten vorspiegelte. — Auf den Strafsen der schottischen Städte wurden von gemietheten Bänkelsängern Lieder abgesungen, welche das Land der Poyas als ein Eldorado anpriesen und zur Auswanderung dahin anfeuerten, und die ganze, in solcher Weise gewonnene Volksklasse wurde dann in zwei grofse Schiffe eingeprefst und auf die Reise gebracht.

In dem Lande der Poyas selbst waren nicht die geringsten Vorkehrungen zu dem Empfange der Auswanderer getroffen; — weder für ein Obdach, noch für ausreichende Lebensmittel, noch für Nutz- und Betriebsvieh, welches dort bei rechtzeitiger Vorausbestellung so leicht zu beschaffen ist, noch für vorläufige Anpflanzungen oder Aussaaten war gesorgt worden.

Als die Schiffe nach einer langwierigen Fahrt, während welcher schon mancherlei Krankheiten unter den zusammengeprefsten Passagieren ausgebrochen waren, endlich die Mündung des Black river erreichten, konnten sie, weil sie viel zu tief gingen, die Barre des Flusses nicht passiren, sondern mußten in einer Entfernung von 2 englischen Seemeilen ($\frac{1}{2}$ geographische Meile) von der Küste vor Anker gehen. Durch die Schiffsboote wurden nun die Auswanderer mit ihren geringen Habseligkeiten und mit noch weniger Lebensmitteln schleunigst an das Land, auf den sandigen Seestrand gebracht, von hier in indianischen Pitpans über die Lagune geschifft und auf der niedrigen, nur mit Gras und Gesträuch bewachsenen Bank der La-

gune abgesetzt, woselbst sie weder Hütten, noch andere Einrichtungen zu ihrer Aufnahme, noch irgend welche Lebensmittel, sondern allerdings nur eine Wildnifs vorfanden, während sie nach den ihnen gemachten Vorspiegelungen auf die allerbesten Empfangsvorbereitungen gerechnet hatten. Noch vor beendigter Ausschiffung war die Nacht hereingebrochen, und kaum hatte der letzte Mann das Ufer erreicht, so lichteten die Schiffe ihre Anker und segelten davon.

So befand sich nun die ganze Menge der Auswanderer, in ihren übertriebenen Hoffnungen völlig getäuscht, auf einem kleinen Raume zusammengedrängt, in einem ungewohnten Klima ohne Obdach und ohne Material, sich ein solches sofort zu errichten, ohne Nahrung, ohne Kenntniß der Landesverhältnisse, kurz entblößt von allen geeigneten Mitteln, sich selbst zu helfen. Die wenigen in der Nachbarschaft ansässigen Indianer, welche bei der Ankunft der Schiffe herbeigeeilt waren, thaten ihrerseits Alles, was in ihren Kräften stand, um wenigstens Lebensmittel herbeizuschaffen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ausgewanderten wären gerettet worden, wenn sie sich sogleich durch das ganze Land vertheilt und einzelnen Indianerfamilien angeschlossen hätten, wo sie einstweilen in den Hütten derselben Unterkommen finden und dann allmählig durch Bearbeitung des Bodens sich ein besseres Loos bereiten konnten.

Dies geschah inzwischen nicht; sie blieben vielmehr — vielleicht aus sehr unbegründeter Furcht vor den Indianern — beisammen — muthlos und rathlos — nur von den, in der nächsten Umgegend gesammelten Früchten und von erlegtem Wilde lebend, in armseligen, aus Baumzweigen schlecht zusammengesetzten Hütten — unfähig, auch wohl zum großen Theile unlustig zur Bearbeitung des Bodens, wozu ihnen allerdings sogar die, für das dortige Land geeigneten Saaten fehlten — endlich aber auch mit solchen Gegenständen nicht versehen, welche bei den Indianern in Stelle des Geldes als Tauschmittel dienen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die,

schon aus den Schiffen mitgebrachten Krankheiten — insbesondere Nervenfieber — sich verschlimmerten und weiter um sich griffen, und dafs — hauptsächlich durch den unmäßigen Genuß von Früchten — neue Erkrankungen herbeigeführt wurden. Bald traten Sterbefälle ein und einige Leute stürzten in die Lagune und ertranken.

Dazu kam noch ein Umstand, welcher die Indianer den Colonisten völlig entfremdete.

Mac Gregor hatte nemlich die Thorheit begangen, sich als Cazique des Mosquitolandes förmlich ausrufen zu lassen, und dadurch den Haß und die Besorgnisse des Königs um so mehr erregt, als über die mißvergnügte Stimmung der Häuptlinge und des Volks kein Zweifel obwaltete, mithin allerdings für ein kühnes Unternehmen des europäischen Abenteurers günstige Aussichten vorhanden schienen, besonders wenn die große Vorliebe der Indianer für die Ansiedler in ihrem Lande überhaupt und zumal für englische Ansiedler mit in Anschlag gebracht wurde.

Der König, auf solche Weise in seiner Herrschaft gefährdet, widerrief daher sogleich die Mac Gregorsche Verleihung, wagte es inzwischen nicht, die Colonisten anzugreifen. Die Indianer selbst zogen sich nun aber gänzlich von denselben zurück, unter welchen inzwischen die schnell wachsende Noth und das, von Europa mitgeschleppte, sonst an der Küste ganz unbekannt typhöse Fieber so große Verheerungen anrichtete, dafs alle gesellschaftliche Ordnung aufgelöst und jede Hoffnung auf Begründung einer Colonie verschwunden war.

Die Nachricht von diesem unglücklichen Zustande der Dinge gelangte bald nach Belize, von wo ein Schiff zur Aufnahme der, in fluchwürdiger Weise verführten Opfer eines leichtsinnigen und ohne die geringsten und nothwendigsten Vorbereitungen begonnenen Unternehmens abgesendet wurde.

Von Belize aus zerstreuten sich die Ausgewanderten in alle Welt hin.

Dies ist die Geschichte des Unterganges der Mac Gregor-

schen Colonie, so wie wir sie im Mosquitolande selbst aus völlig glaubwürdigen Mittheilungen erfahren haben, wie sie noch heut zu Tage sogar im Gedächtnisse vieler Indianer aufbewahrt wird, welche mit jenen Unglücklichen in Berührung kamen, und wie sie endlich auch bereits in ihrem Hauptabrisse von Thomas Young mitgetheilt ist *).

Es ergiebt sich hieraus ganz von selbst, was von solchen Darstellungen zu halten ist, welche das Mislingen dieses Unternehmens als einen Beweis für die ungesunde Beschaffenheit des Klima's der Mosquitoküste anführen.

Auf George Friedrich folgte dessen Halbbruder Robert Carl Friedrich in der Regierung des Mosquitoreiches, wurde gleichfalls in Belize unter ähnlichen Feierlichkeiten, wie sie oben beschrieben sind, gekrönt und von England als souveräner Herrscher anerkannt **).

Er war — wie oben bereits angeführt ist — ebenfalls in Jamaica erzogen, hatte im Ganzen einen höhern Grad von Bildung erreicht, als sein Bruder, theilte mit demselben jedoch ähnliche Vorzüge und ähnliche Schwächen. Er war besonnen, gutmüthig, äußerst freigebig, aber auch leicht zur Heftigkeit gereizt und ein großer Freund von Lustbarkeiten und geistigen Getränken. In seiner Umgebung hatte er fast beständig Engländer von Bildung, meistentheils Bekannte von Jamaica her, von denen einige jedoch nicht eben in vortheilhafter Weise scheinen eingewirkt zu haben.

Im Ganzen genommen hat ihm sein Volk manches Gute zu verdanken, denn er hielt auf strenge Ordnung, ernannte für die einzelnen Distrikte und für die größeren Dörfer Beamte zur

*) Pag. 56. a. a. O.

**) Die Krönung wurde von dem jetzigen Rector Newport in Belize verrichtet, welchen wir selbst kennen gelernt haben, und der von dem Könige, welcher großes Vertrauen zu ihm hatte, ebenfalls mit der Theilnahme an der Vormundschaft über seine Kinder beauftragt ist.

Wahrnehmung der Polizei und Justiz, hielt mit Strenge, welche nicht selten bis zur Härte ausartete, auf die Erfüllung seiner Befehle und bestrafte begangene Verbrechen ohne Nachsicht. In wichtigen Criminalfällen liefs er in der Regel einen förmlichen Gerichtshof — nach Weise einer englischen Jury — zusammenberufen, zu welchem er sehr gern zufällig in seinem Lande anwesende Europäer einlud. Es wurde dann eine förmliche Untersuchung angestellt, und war das Verbrechen erwiesen, so erfolgte das Urtheil und die Vollziehung desselben in der Regel auf der Stelle *).

Diebstähle wurden meistens mit dem vierfachen Ersatze, gröbere Verbrechen mit dem Tode bestraft.

Ein von dem Könige, nach der Weise seiner Vorfahren, dem fremden Reisenden verliehenes Zeichen — entweder eine Medaille, ein Ring, ein Stock mit einem silbernen oder goldenen Knopfe und dergleichen Gegenstände, von welchen es bekannt war, dafs sie dem Könige gehörten — galt als ein sicherer Pafs durch das ganze Land, und verpflichtete jeden Indianer, dem es vorgezeigt wurde, in jeglicher, ihm irgend möglicher Weise zur Unterstützung und Weiterbeförderung des Reisenden beizutragen, und es ist uns auf das glaubwürdigste versichert worden, dafs niemals Fälle vorgekommen seien, in welchen diese Zeichen nicht von den gemeinen Indianern und von den Häuptlingen respektirt worden wären.

Dennoch verzweifelte der König an der Möglichkeit, seine Unterthanen auf eine höhere Stufe der geistigen Ausbildung zu führen, nachdem mancherlei, in dieser Beziehung gemachte, meistens ziemlich unpassende Versuche fehlgeschlagen waren **).

*) Thom. Young erzählt einen Fall, welchem er selbst beigewohnt hat, p. 26 seq. a. a. O.

**) Wir haben noch in einzelnen Hütten kleine Bilderfibeln und religiöse Schriften vorgefunden, welche er vertheilen liefs. Sie wurden uns mit grofser Wichtigkeit vorgezeigt, und in einem einzigen Falle kannte ein junger Indianer,

Er schloß sich nun mit um so größerer Vorliebe an die Engländer, überhaupt an Europäer an, als ihm seine eigenen Unterthanen und die Sitten derselben verächtlich erschienen, und nach seiner Ueberzeugung nur dann ein Fortschritt seines eigenen Volkes zu erwarten sei, wenn dasselbe in nähere Berührung und fortdauernden Umgang mit Europäern gebracht würde. Daher suchte er so viel wie möglich Fremde herbeizuziehen und verkaufte und verlieh mehrere bedeutende Landstrecken unter Abtretung aller und jeder Rechte, welche irgend von dem Erwerber gewünscht wurden.

Zum Theil wurden diese Landabtretungen allerdings auch begünstigt durch die fast beständige Geldverlegenheit, in welcher der König sich befand, indem seine Einkünfte — aus den schnell und meistens unvortheilhaft versilberten, von seinen Unterthanen erhobenen Naturalsteuern fließend — zur Bestreitung seiner Bedürfnisse um so weniger ausreichten, als er — so lange irgend Mittel vorhanden waren — einen verschwenderischen Haushalt führte, mit freigebiger Hand Geschenke vertheilte und in seiner vorherrschenden Neigung zu Gastgelagen und Lustbarkeiten aller Art sowohl von seiner indianischen, als europäischen Umgebung bestärkt und befördert wurde *).

welcher einige Zeit in Belize gelebt hatte, wirklich die einzelnen Buchstaben. Den Uebrigen waren natürlich diese Bücher unerklärliche Räthsel, welche lediglich aus Rücksicht auf die Bilder und als Geschenke des Königs mit Ehrfurcht betrachtet und sorgsam aufbewahrt wurden.

Wir bemerken hierbei zugleich, daß der König das Englische so geläufig sprach und schrieb, wie ein geborener Engländer. Unter den jetzigen Häuptlingen soll nur der General Lowry Robinson — der Sohn des schon mehrmals erwähnten alten indianischen Generals — aus dem Stamme der Poyas, das Englische gut zu schreiben verstehen.

Wir haben die Bekanntschaft dieses, im Lande sehr gerühmten Mannes nicht machen können, weil er während unserer Anwesenheit nach Truxillo gereiset war.

*) Der König soll für beträchtliche Gebietsabtretungen in Blewfields eine jährliche Rente von 300 Pfd. St. von dem englischen Gouvernement bezogen haben. Diese Rente soll angeblich auch auf seine Nachfolger übergehen und darüber ein förmlicher Vertrag abgeschlossen sein. Es ist uns nicht möglich gewesen, hierüber etwas Näheres und Gewisses in Erfahrung zu bringen.

Während seiner Regierung vermehrten sich die Ansiedelungen besonders in der Gegend von Blewfields, woselbst der König mehrere Gebietstheile an englische Unterthanen abgetreten hatte. Demnächst erwarben verschiedene Engländer sehr beträchtliche Landstrecken an der Carataska-Lagune und am Patook-Flusse, welche bis jetzt noch nicht colonisirt worden sind, und von welchen weiter unten ausführlich die Rede sein wird. Die britische Central-American-Land-Company in London endlich erwarb einen Gebietstheil am Black river — an derselben Stelle, wo schon in alter Zeit die oft erwähnte Niederlassung bestanden und auch Mac Gregor die Anlage seiner Colonie beabsichtigt hatte — und begründete daselbst im Jahre 1839 eine, noch gegenwärtig bestehende Colonie, welche neuerdings in den Besitz einiger Privatpersonen übergegangen ist.

Die Geschichte der Begründung dieser Colonie, welche Thomas Young — der die erste Expedition begleitete — in dem oben bereits allegirten Werke beschrieben hat, ist in vielfacher Beziehung wichtig für jedes ähnliche Unternehmen, und wir erlauben uns daher, die Hauptpunkte hervorzuheben.

Die erste, vorbereitende Expedition wurde auf der Brig „die Rose“ im Juli 1839 nach Cap Gracias a Dios abgesendet, von wo aus die meisten Mitglieder derselben zu Lande, die Güter und Geräthschaften aber auf einem kleinen, alten, unbrauchbaren, dort gemietheten Schiffe im Anfang des März 1840 ohne Lootsen *) nach der Mündung des Black river abgingen.

Das Schiff wagte bei einem heftigen Nordostwinde ohne Lootsen nicht in den Black river einzulaufen, sondern wollte unter dem Schutze der Insel Bonacca günstigen Wind abwarten, lief hier aber auf ein Reef. Nachdem die mit Mühe geretteten, zum Theil beschädigten Güter demnächst an den Ort ihrer Bestim-

*) Es giebt an der ganzen Küste unter den Indianern vortreffliche Lootsen, welche sogar von den englischen Kriegsschiffen gebraucht werden.

mung geschafft waren, wurde daselbst mit den Einrichtungen zur Aufnahme der ersten Colonisten vorgeschritten und unter dem Namen „Fort Wellington“ eine Niederlassung begründet.

Den weiteren Verlauf schildert der Augenzeuge Thomas Young *) folgendermaßen:

„Die Rose war bestimmt, vom Cap Gracias a Dios mit Ballast nach Cuba zu gehen, dort Kupfer für England einzunehmen und dann von England mit fernern Hilfsmitteln zu uns zurückzukehren, weil wir nur auf sechs Monate ausgerüstet waren. Das Schiff sollte dann seine Reisen hin und zurück fortsetzen. Unglücklicherweise befrachtete aber unser Superintendent das Schiff mit Mahagoni für England, anstatt es über Cuba nach Hause zu schicken. Die Certepartie war so geschlossen, daß weder der Tag, wenn das Schiff unter Segel gehen sollte, noch der Hafen, wohin es gehen sollte, bestimmt war, so daß es in dem einen Hafen auf Ordre warten mußte, um dann nach einem andern geschickt zu werden.“

„So kam es, daß das Schiff erst dreizehn Monate nach seiner ersten Reise von England wieder in London eintraf.“

„Alles gerieth dadurch in Unordnung; die Gesellschaft in London wufste nichts von dem Verfahren ihres Superintendenten, welcher mit uneingeschränkter Vollmacht bekleidet war, und wir warteten täglich auf frische Zufuhr. Man hatte unserem Superintendenten hinlängliche Erfahrung zugetraut, welcher wir inzwischen wenig zu verdanken hatten, indem wir durch seine schlechte Verwaltung in Leiden und Schwierigkeiten geriethen. Viele von den Gütern, welche die Rose herausgebracht hatte, waren größtentheils schlecht geeignet für ein uncultivirtes Land und für die Bedürfnisse seiner Bewohner, und wir verloren den Muth, als die Zufuhr von England ausblieb.“

„Wir sahen unsere brauchbaren Güter für Arbeitslohn und Lebensmittel fortgeben, als unsere eigenen Vorräthe verzehrt

*) Pag. 66 seq. a. a. O.

waren. Zehn Acker Landes waren gereinigt, vier Acker mit Cassava bepflanzt, von welcher es sich hinterher auswies, dafs sie von der bitteren Sorte war. Zwei gröfsere und drei kleinere Häuser waren für die erwarteten Auswanderer errichtet worden, — als aber die Karai ben und Eingeborenen fanden, dafs wir nichts mehr übrig hatten, um ihre Arbeit zu vergelten, weigerten sie sich, weiter zu arbeiten.“

„Unser Superintendent hatte einige Hülfsmittel von Truxillo und Belize erhalten, und er würde mehrere bekommen haben, wenn er sie bestellt hätte. Dies wurde vernachlässigt. In solcher Weise gerieth Fort Wellington in den Zustand völliger Zerrüttung und war entblöfst von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, anstatt eine Pflanzung und ein gastlicher Zufluchtsort für neue Ankömmlinge zu sein.“

„Man befahl uns, Häuser für die erwarteten Auswanderer zu erbauen, wir besaßen aber keine Mittel, dies zu thun. Wenn das Thun eben so leicht wäre, als das Wissen, was zu thun — so hätten wir wohl Häuser bauen können.“

Man sieht aus dieser Darstellung deutlich genug, mit welcher geringen Umsicht auch bei der ersten Begründung dieser Colonie zu Werke gegangen wurde.

Im Februar 1841 langte endlich die Rose wieder am Black-Flusse an, reichlich beladen mit Hülfsmitteln aller Art für die Colonie, aber auch vollgerefest mit Schweinen, Schaafen, Hunden, türkischen und andern Hühnern, Enten u. s. w. und mit 37 Passagieren. Der üble Duft, welchen das Schiff verbreitete, war schon in einiger Entfernung zu spüren und ein, vom Fort Wellington auf die Brig gesendeter Diener wurde davon betäubt und erkrankte.

Noch bevor die Güter und alle Passagiere gelandet waren, ereignete sich nun das Unglück, dafs die Brig durch einen plötzlich auftretenden Sturm *) auf den Strand geworfen wurde. Die

*) Die erste Hälfte des Februar gehört noch zur Winterzeit und meistens

Güter und Passagiere wurden gerettet. Nun brach aber das typhöse Fieber unter den Ankömmlingen aus und es starben acht Personen *).

Der Augenzeuge Thomas Young sagt hierüber Folgendes:

„Das Typhusfieber, eine im Lande völlig unbekannte Krankheit, ergriff einige von den mit der Rose angekommenen, aber keinen Anderen, und es ist völlig klar, dafs der Keim zu dieser Krankheit schon während des Aufenthaltes im Schiffe gelegt war. Einige von den Passagieren litten an intermittirenden Fiebern, welche sie sich größtentheils durch ihre eigene Unklugheit zugezogen hatten.“

„Die Meisten von ihnen waren arm, hatten selbst für einen kurzen Zeitraum keine ausreichenden Subsistenzmittel, waren der Arbeit, welche in solchen Climates erforderlich ist, ungewohnt, besaßen keine solche Gegenstände, für welche sie Eingeborene zur Arbeit hätten dinggen können, und befanden sich in völliger Unbekanntschaft mit Allem, was sie hätten wissen sollen.“

„Das Mißgeschick, welches uns traf“ — fährt Thomas Young fort — „kann ich nur der Unerfahrenheit und den schlechten Vorkehrungsmaßregeln beimessen. Wenn die Rose wäre nach Cuba geschickt worden, so wäre sie nicht 16 Monate fortgeblieben; wenn nicht so viele lebende Thiere und Neben-Passagiere — sieben Spanier — auf den großen Canarien an Bord genommen wären, so hätte das Schiff seinen Bestimmungsort rein erreicht.“

„Auch war noch ein anderes Schiff von den großen Canarien mit lebenden Thieren u. s. w. für den Black river beladen, welches aber gar nicht angekommen ist.“

„Wenn man ferner süße Cassava gesäet hätte, so wäre nicht an der Scheide der Jahreszeiten treten heftige, wenn auch nicht lange anhaltende Stürme auf.“

*) Es waren darunter zwei bejahrte Leute, eine Frau kurz nach der Entbindung, ein Mädchen von 15 oder 16 Jahren und drei Kinder.

bittere reif geworden; wenn der Superintendent den Befehlen der Gesellschaft Folge geleistet hätte, so wären Anpflanzungen und Häuser zur rechten Zeit in Bereitschaft gewesen; wenn unser Schiff — bei seiner ersten Ausreise — ganz mit passenden, den Landesverhältnissen angemessenen Gütern wäre befrachtet worden, so hätte viel mehr geschehen können, und wenn endlich alle Diener der Gesellschaft ihre Schuldigkeit gethan hätten, wäre viel Jammer und Elend abgewendet worden.“ —

So weit Thomas Young über diesen Gegenstand.

Es kann hiernach auch wohl nicht auffallen, dafs diese, unter so ungünstigen Verhältnissen begründete Colonie seit den fünf Jahren ihres Bestehens nur wenige Fortschritte gemacht hat.

Denn gerade von den ersten, zur Aufnahme der Auswanderer getroffenen Einrichtungen hängt das ganze Schicksal einer, in jenen Gegenden zu begründenden Niederlassung ab.

Wir erlauben uns, hier nur noch das Hauptsächlichste über die Rechtsverhältnisse dieser Colonie hinzuzufügen, so wie wir dasselbe von dem jetzigen Superintendenten erfahren haben.

Die Colonisten sind englische Unterthanen geblieben und stehen unter Englands Oberhoheit und Schutz. Sie schlichten ihre Rechtsfälle jeglicher Art durch eine, nach Maßgabe des englischen Gerichtsgebrauches, aus ihrer Mitte gewählte Jury, bei welcher der Superintendent das Amt des Chairmans (Präsidenten) verwaltet. Der Superintendent hat zugleich die exekutive Gewalt und ist die erste Polizeiperson.

Es liegt in der Natur der Sache, dafs die Colonisten sich zwar die englischen Gesetze, so weit sie damit bekannt sind, als Norm bei Beurtheilung ihrer Rechtsfälle dienen lassen, dafs aber die meisten Entscheidungen lediglich von dem Billigkeitsgefühl des Gerichtshofes abhängen, wobei nicht blofs auf etwa bekannte Präcedenzfälle, sondern auch auf die, in jenem Lande selbst obwaltenden allgemeinen und besonderen Verhältnisse, ja sogar auf die indianischen Rechtsgewohnheiten Rücksicht genom-

men wird. Ein positives Recht existirt demgemäfs für die Colonie überhaupt noch nicht, sondern ist eben erst in der Bildung begriffen.

Schwere Criminalverbrechen der englischen Bewohner sind noch nicht vorgekommen, so dafs die Frage noch nicht erörtert ist, was in solchen Fällen geschehen solle.

Der Superintendent war der Ansicht, dafs in solchen Fällen der Verbrecher so lange detinirt werden müsse, bis er nach England selbst, oder nach Belize, oder nach einer anderen, förmlich organisirten englischen Colonie könne abgeliefert werden.

Dem Mosquitokönige, welcher das Gebiet ohne allen Vorbehalt abgetreten hat, steht keinerlei Jurisdiction über die Colonisten zu. Kommen wichtige Criminalfälle mit den, im Lande noch ansässigen oder darin zufällig anwesenden Indianern vor, so ist bisher stets der nächste indianische Oberbeamte — der am Plantain-Flusse wohnende Häuptling und Statthalter Lowry Robinson — sogleich davon benachrichtigt und demselben entweder der Verbrecher zur Bestrafung überliefert worden, oder der Statthalter hat selbst der Gerichtssitzung beigewohnt und das gefällte Urtheil vollstrecken lassen.

In ähnlicher Weise sind die Verhältnisse der Colonie in Blewfields geordnet.

Wie sehr aber auch der König Robert Carl Friedrich durch Abtretung von Ländereien an Europäer bemüht war, für sein Volk eine civilisirte Nachbarschaft zu gewinnen, so geschah doch während seiner Regierung, mit Ausnahme der vorgedachten Niederlassung am Black river und der allmäligen Ausbreitung der Colonie in Blewfields, nur wenig in dieser Beziehung. Denn die meisten Ueberlassungen von Land geschahen an Privatpersonen in der Umgebung des Königs, welche für sich allein nicht genügsame Mittel zur Errichtung von Colonien besaßen, und zur Errichtung von Gesellschaften zu diesem Zwecke war, wenigstens in England, der Zeitpunkt um so weniger günstig, als theils die

großen Eisenbahnbauten, theils die Retablirung der westindischen, durch die Negeremancipation völlig in Verfall gerathenen Colonien ein näher liegendes Interesse darboten und große Capitalmassen in Anspruch nahmen.

Auf den König machte diese Verzögerung seines Lieblingsplanes, der geringe Erfolg seiner anderweiten, auf die Civilisirung seines Volkes gerichteten Bestrebungen, endlich auch der oben schon ausführlich erwähnte Grenzstreit mit Nicaragua einen sehr ungünstigen Eindruck, den er durch Lustbarkeiten und durch den Genuß geistiger Getränke zu verwischen suchte. Seine Gesundheit wurde schwankend, und schon im Jahre 1840 fand er sich bewogen, bei dem obersten Gerichtshofe von Honduras in Belize sein Testament niederzulegen.

Von diesem in mehrfacher Beziehung interessanten Documente haben wir eine beglaubigte Abschrift sub No. 3. der Beilagen angefügt.

Der König ernannte darin, für den Fall seines Todes während der Minderjährigkeit seines Erben, eine Régentschaft unter Vorsitz des damaligen Gouverneurs von Englisch-Honduras, Colonel Mac Donald, traf ferner Bestimmungen rücksichtlich der Erziehung seiner Kinder und wegen Begründung der Anglikanischen Kirche in seinem Lande, und empfahl endlich sein Reich der ferneren Protection Englands.

In den letzten Jahren seines Lebens faßte er noch den Gedanken auf, vielleicht durch Organisation einer Art regulären Militairs, oder wenigstens durch zeitweise militairische Uebungen, den allgemeinen Culturzustand seines Volkes heben zu können.

Er ernannte daher den englischen Capitain Mathew Henry Willock zum General-Capitain seines Reiches. Auch die hierüber sprechenden Urkunden haben wir den Anlagen sub No. 4 und 5. in beglaubigter Abschrift beigelegt *).

*) Die Originale dieser Urkunden werden am Cap Gracias a Dios von dem

Noch bevor es jedoch zur völligen Ausführung dieser Maßregel kam, starb der König zu Anfang des Jahres 1842.

Er hinterließ vier unmündige Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter.

Der Erbe seines Landes, George William — gegenwärtig 14 Jahr alt — wird in Blewfields erzogen; den zweiten Prinzen, Clarence, brachte der Gouverneur von Belize, Colonel Mac Donald, nach England, woselbst er sich noch gegenwärtig befindet und seine Erziehung erhält.

Schon während der letzten Krankheit des Königs hatte auf sein Verlangen und nach Maßgabe der vorerwähnten testamentarischen Bestimmung die von ihm mit der Regentschaft seines Landes beauftragte Commission dieses Geschäft angetreten und zunächst Magistraturen für die einzelnen Distrikte, besonders für die an der Küste belegenen Landstriche ernannt. Diese Ernennungen wurden in Form von Patenten gedruckt und unter dem Siegel und der Unterschrift des Gouverneurs von Belize auf den Grund der „von Seiner Majestät dem Könige der Mosquitonation“ ertheilten Macht und Autorität erlassen. Beglaubigte Abschrift eines solchen Patentes, ausgestellt für den Herrn Haly auf Cap Gracias a Dios, haben wir in der Anlage sub No. 6. beigelegt.

Seit dem Tode des Königs besteht die Regentschaft aus folgenden Personen:

- 1) Colonel Mac Donald, ehemaliger Gouverneur von Englisch-Honduras, gegenwärtig in Ostindien.
- 2) Patrik Walker, gegenwärtig englischer General-Consul und politischer Agent für die Mosquitoküste in Blewfields;
- 3) Rector Newport, erster Geistlicher der Anglikanischen Kirche in Belize;

ehemaligen Secretair des Königs, Herrn S. T. Haly, aufbewahrt, der sie uns mitgetheilt hat. Herr Haly ist gegenwärtig Commandant für den Distrikt vom Croach-Flusse bis zum kleinen Nord-Creek.

- 4) G. R. Brown, gegenwärtig in London;
- 5) Th. Fox Strangways, Königl. englischer Major der reitenden Artillerie, gegenwärtig in England;
- 6) Wm. Barron, gegenwärtig in London, und
- 7) Major Hodgson Cadogan, gegenwärtig auf seinem Gute Bushbrune Priory, Northumberland.

Die Verwaltung des Mosquitolandes selbst ist in folgender Weise regulirt worden:

Das ganze Land ist in drei Provinzen getheilt und für jede derselben ein Statthalter aus den Häuptlingen ernannt worden, welchem das Recht über Leben und Tod zustehet. Die Colonien stehen, von diesen Statthaltern völlig unabhängig, unter ihrer eigenen Jurisdiction. Für jede Provinz sind Unterbeamte von der Regentschafts-Commission selbst ernannt, welchen die Ausübung der Polizei und Justiz für bestimmte Distrikte übertragen ist.

In dieser Weise wird gegenwärtig die Verwaltung des Landes bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen, welche mit dem 15ten oder 16ten Jahre beginnt, gehandhabt.

Die Einwirkung der Regentschafts-Commission hat sich lediglich auf diese Organisation erstreckt, indem die meisten Mitglieder bald nach dem Tode des Königs Amerika verlassen haben, ohne das Nachfolger oder wenigstens Stellvertreter ernannt wären, und es ist bei der nahe bevorstehenden Volljährigkeit des Königs unzweifelhaft, das eine Zusammenberufung der Regentschaft um so weniger stattfinden wird, als die äußeren und inneren politischen Verhältnisse des Mosquitolandes gegenwärtig in keinerlei Weise gefährdet erscheinen.

Staatsverfassung.

Schon aus dem Vorstehenden ergibt sich die Form der Staatsverfassung. Sie ist absolut monarchisch und die Krone wird in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt.



Geschriebenes Recht existirt nicht, wohl aber hat sich ein Gewohnheitsrecht gebildet, welches durch Tradition forterbt und genau beobachtet wird.

Eine bestimmte Abgrenzung einzelner Stände ist nicht vorhanden, jedoch stehen die ehemaligen Häuptlingsfamilien der allmählig von den Herrschern der Sambos unterworfenen Stämme noch immer bei ihren Stammgenossen dadurch in Ansehen, daß sie von dem Könige des Mosquitolandes meistens mit den ersten Beamtenstellen in ihren Distrikten bekleidet und daher stets als die nächsten und ersten Diener des Königs betrachtet worden sind.

In diesen Familien — mit einigen derselben haben wir längere Zeit im Umgange gestanden — herrscht auch unzweifelhaft eine viel grössere Bildung, als unter der indianischen Volksmasse, und dieser Umstand trägt in der That besonders dazu bei, ihnen einiges Uebergewicht zu verleihen.

Die Häupter dieser Familien sprechen in der Regel das Englische ziemlich geläufig, einige derselben verstehen es auch zu lesen und zu schreiben.

In Bezug auf die Lebensweise inzwischen weichen auch die Mitglieder dieser Familien von den übrigen Indianern nicht ab.

B. Die gegenwärtig im Mosquitolande verkäuflichen Gebiete.

1. Das Gebiet, welches der Mosquitokönig Robert Carl Friedrich den Capitains Willock und Alexander abgetreten hat.

Verleihungs-Urkunde und Gültigkeit derselben.

Nach der sub No. 7. der Beilagen in beglaubigter Abschrift beigefügten Urkunde vom 24sten Juni 1841 hat der König Robert Carl Friedrich dem Captain Mathew Henry Willock



und dem Capitain Arthur Alexander ein Landgebiet an der Carataska-Lagune verliehen, dessen möglichst genaue Erforschung der Hauptgegenstand unseres Auftrages war.

Die Rechte, welche zugleich mit dem Eigenthum dieses Gebietes abgetreten sind, erhellen aus der Urkunde selbst vollständig und bedürfen daher hier weiter keiner Erwähnung.

Wir haben uns davon überzeugt, daß die Urkunde in dem Registraturbuche des Mosquitoreiches, welches sich gegenwärtig im Verwahrsam des Capitain Haly, der ersten Magistratsperson zu Cap Gracias a Dios, befindet, richtig eingetragen ist.

Die Eintragung stimmt mit der, diesem Berichte beigefügten Abschrift und mit der in London befindlichen Originalurkunde wörtlich überein.

Außerdem fanden wir die Urkunde auch in dem Register office zu Spanish Town, der Hauptstadt von Jamaica, in folgender Weise eingetragen:

- 1) Im Patentbuche No. 39. fol. 134. Copie des Originalpatentes oder Grants über Land von Robert Carl Friedrich, König der Mosquitation, über das an Mathew Henry Willock und Arthur Alexander am 24sten Juni 1841 geschenkte Landgebiet; — eingetragen den 2ten November 1841.

Diese Abschrift stimmt vollständig mit der im Anhange beigefügten Abschrift, so wie mit dem von uns in London verglichenen Originale überein.

- 2) Im Deeds-Buche No. 845. fol. 37. ist eine Cession dieses Landgebietes Seitens der Capitains Willock und Alexander an Jos. Pile vom 2ten November 1841, unterm 2ten April 1842 eingetragen.

- 3) In demselben Buche fol. 138. befindet sich die Rückcession über die Hälfte dieses Gebietes Seitens des Jos. Pile an den M. H. Willock vom 7ten April 1842, unterm 14ten April 1842, und fol. 139. desselben Buches endlich die Rück-

cession über die andere Hälfte dieses Gebietes Seitens des Jos. Pile an den Capitain Arthur Alexander vom 14ten ejusd. m. et a. eingetragen *).

Außerdem haben wir über diese Landverleihung sowohl mit dem englischen General-Consul Walker, gegenwärtig in Blewfields, als mit dem Rector Newport zu Belize, den beiden einzigen zur Zeit in Mittelamerika anwesenden Mitgliedern der Regentschaft des Mosquitoreiches, vollständige Rücksprache genommen und von beiden die Versicherung erhalten, dafs gegen die Gültigkeit dieser, in dem Registraturbuche des Mosquitoreiches eingetragenen, ihnen selbst wohl bekannten Verleihung in keinerlei Beziehung ein Bedenken obwalte, dafs vielmehr die baldige Benutzung dieser Verleihung und die Besitzergreifung des verliehenen Landes durch Colonisten einer mit England befreundeten Nation, sowohl für diesen alten Bundesgenossen des Mosquitovolkes, als für dieses letztere selbst, nur im höchsten Grade wünschenswerth sei.

Dieselbe Versicherung hat uns demnächst auch ein drittes Mitglied der Regentschaft, der gegenwärtig in London ansässige Kaufmann G. R. Brown ertheilt.

Endlich haben wir uns auch aus den am Cap Gracias a Dios aufbewahrten Urkunden davon überzeugt, dafs die Verleihung, auf deren Grund die Colonie am Black river errichtet ist, so wie die übrigen Verleihungen, in ganz ähnlicher Weise ausgestellt sind. Gegen die Richtigkeit und Gültigkeit der Urkunden des Willock und Alexander dürfte daher kein Zweifel stattfinden.

*) Wir bemerken hierbei zugleich, dafs wir die Patentbücher in dem Register Office zu Spanish Town ganz speciell untersucht und, aufer der oben erwähnten Eintragung, keine anderweiten Eintragungen über Landverleihungen oder Landabtretungen Seitens der Könige des Mosquitoreiches während des ganzen Zeitraumes vom Jahre 1791 ab bis zum 3. Juni d. J. — dem Tage unserer Untersuchung — vorgefunden haben.

Grenzen und Größe.

Die Grenzen des Gebietes, welches durch diese Urkunde abgetreten und gegenwärtig zum Verkaufe ausgetoten ist, sind in der Urkunde selbst folgendermaßen bestimmt:

Es soll in einer Entfernung von einer Meile von dem äußersten Westrande der Carataska-Lagune eine Linie in der Richtung von Nord-Nord-Ost bis zur Meeresküste, und in der Richtung von Süd-Süd-West nach dem Innern zu so weit gezogen werden, bis dieselbe mit einer andern Linie zusammentrifft, welche von der Mündung des Tobuncana- (oder kleinen schwarzen) Flusses nach Westen bei Süden gezogen wird. Diese Linien sollen die Grenzen im Innern bilden, und dadurch ist auch zugleich die Grenze an der Seeküste bestimmt, indem dieselbe von der Mündung des Tobuncana-Flusses bis zu demjenigen Küstenpunkte läuft, welchen die vorstehend zuerst gedachte, eine Meile westlich von der Carataska-Lagune gezogene Linie trifft.

Die Gestalt dieses Gebietes ist demgemäß ein Dreieck.

Die Grenze gegen die See hebt von der Mündung des Tobuncana-Flusses genau unter $15^{\circ} 3,5'$ N. Br. und $83^{\circ} 17,5'$ W. L. an, läuft circa 64 englische oder 16 geographische Meilen die Küste hinauf bis zu dem vorstehend schon deutlich bezeichneten Küstenpunkte, welcher genau unter $15^{\circ} 40'$ N. Br. und $84^{\circ} 8'$ W. L. liegt.

Von diesem Punkte läuft die Landgrenze in der Richtung von Süd-Süd-West 55 englische oder $13\frac{3}{4}$ geogr. Meilen in das Innere des Landes bis zu der Spitze des Dreiecks, welches genau unter $14^{\circ} 49,5'$ N. B. und $84^{\circ} 30'$ W. L. liegt, und von hier endlich 70 englische oder $17\frac{1}{2}$ geogr. Meilen weit bis zur Mündung des Tobuncana-Flusses.

Da nun die Grundlinien dieses Dreiecks (die Seeküste) 64 englische Meilen, und die Höhe desselben 54 englische Meilen beträgt,

so beläuft sich der Flächeninhalt des ganzen Gebietes auf 1728 englische oder 108 geographische Quadratmeilen.

Auf den beigefügten Karten ist dieser Landstrich genau bezeichnet.

Dieses Gebiet haben wir, so weit es der Mangel an Wegen und Stegen und die bedeutende Anschwellung der Wasserläufe während der Frühlingsregenzeit irgend möglich machte, nach verschiedenen Richtungen durchreiset und uns von der Beschaffenheit des Bodens und den Erzeugnissen desselben in möglichst vollständige Kenntnifs gesetzt, wobei wir zu nachfolgenden Resultaten gelangt sind.

Beschaffenheit des Bodens.

Im Allgemeinen trägt die Bodengestaltung dieses Landstrichs dasselbe Gepräge, welches bereits oben bei der Mosquitoküste überhaupt geschildert ist, indem das Land von der Seeküste aus in wellen- oder rückenförmigen Hebungen und Senkungen nach dem Innern zu höher hinansteigt. Die Thäler sind üppige Savannen, die Hebungen mit Busch und Wald bedeckt.

In der geraden Richtung von der Seeküste nach der Spitze des Dreiecks treten, wie dies in allen besseren Karten angedeutet ist, in einer Entfernung von circa 36 englischen oder 9 deutschen Meilen zwischen dem Carthago-Flusse und den Quellen des Croach-Flusses zwei flache Ausläufe der aus dem Innern sich herabziehenden Höhenzüge auf.

Eben so tritt westlich vom Carthago-Flusse ein zwischen diesem Flusse und einem Arme des Patook streichender Höhenzug auf, welcher sich bis zum Ibtarra-Flusse auf eine Entfernung von etwa 18 englischen oder $4\frac{1}{2}$ geographischen Meilen von dem Südrande der Carataska-Lagune hinzieht.

Auch dieser Höhenzug findet sich auf den bessern Karten bezeichnet.

Der Strand unmittelbar neben der See ist flach und sandig. Längs demselben zieht sich von der Mündung des Tobuncana-Flusses bis zum Cap False, in einer Entfernung von circa 100 Schritt von der See, eine theils aus Seesand, theils aus Thon und Sand gemischte Dünenkette fort, welche in verschieden gestalteter Hügelform, an mehreren Stellen bis zu 50 und mehreren Fufs, sich erhebt und größtentheils mit dichtem Rasen, üppigem Buschwerk und Wald bedeckt ist.

Die Breite dieser Hügelkette ist sehr verschieden, indem sie an einzelnen Stellen nur wenige Fufs, an anderen mehr als eine deutsche Viertelmeile beträgt.

An den niedrigen Stellen herrscht die Fächerpalme, auf den höheren der Mahoe und die Mangrovie vor.

Landeinwärts dehnt sich — auf dieser Strecke vom Tobuncana-Flusse bis in die Nähe des Cap False — eine weite, mit üppigem Grase bedeckte, 6 bis 7 englische Meilen breite Savanne aus, deren niedrigere Flächen zur Regenzeit überschwemmt werden, und in welchen wir mehrere Heerden wilder oder verwilderter Pferde umherstreifen sahen, auf welche vergeblich Jagd gemacht wurde.

Der Boden dieser Savanne, durch welche nur einzelne Indianerjagdsteige nach der hinter derselben befindlichen, höher belegenen Waldung hinlaufen, ist zum Theil sandig, zum Theil ein Gemische aus humusreichem Thon und Sand, mit einem Untergrunde von Seesand. So weit wir in diese Savanne hineinritten, selbst an den Stellen, welche bei der damals schon eingetretenen Regenzeit unter Wasser standen, fanden wir den Boden überall fest und — so wie überhaupt in allen Savannen, welche wir untersucht haben — keine Spur von Sumpf oder Moor.

Das Regenwasser floß in den tiefer getretenen Indianersteinen wie in einem Flußbette nach dem Strande zu und sammelte

sich hier aus Mangel an Abfluss, welcher durch die vorliegenden Dünen verhindert wird, auf den niedrigen Flächen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch geeignete Abzugsgräben auch der größte Theil dieser tiefsten Savanne, welche wir an der Küste gefunden haben, könnte trocken gelegt werden.

Die Ueppigkeit des Graswuchses in diesen Flächen ist außerordentlich und läßt sich mit ähnlichen Verhältnissen in Europa nicht vergleichen.

An vielen Stellen wächst das Gras 5 und mehrere Fufs hoch. Von irgend einer Cultur ist natürlich nie die Rede gewesen und selbst abgebrannt wird nur ein kleiner Theil dieser Savanne in der Nähe des Cap False, wo einige Indianer wohnen.

Hinter dieser Savanne zieht sich in der vorher angegebenen Entfernung fast parallel mit der See ein, mit dichtem und zur Zeit undurchdringlichem Gebüsch und mit Waldung bedeckter Landrücken fort.

In der Gegend des Cap False hebt sich der waldbedeckte Dünenzug höher und bildet eine, gegen die See hin durch dichte Waldung begrenzte, hoch und völlig trocken belegene, von einzelnen Hügeln unterbrochene Fläche, auf welcher üppige, weite Grasstrecken und herrliche Baumgruppen wechseln.

Dieser Theil des Landes hat ganz das Ansehen eines schönen, von kunstverständiger Hand angelegten Parks mit Weidtriften und wohlgeordneten Baumgruppen.

Südwestlich vom Cap False liegt längs beiden Ufern des Croach river ein reiches Land mit fruchtbarem, humusreichem Boden, gegen das Innere hin von grasreichen Savannen und dichten Waldungen begrenzt, welche sich an vielen Stellen bis zum Flusse hinziehen. Hier gedeiht die Banane und Plantane in der üppigsten Fülle, woher daselbst auch einige Pflanzungen von den Indianern angelegt sind. Nach der einstimmigen Versicherung der Indianer sollen die, weiter stromaufwärts belegenen Waldungen Cedrelenbäume (welche das unter dem Namen Zucker-

kistenholz bekannte Holz liefern) von vorzüglicher Güte, Mahagoni aber nur an einzelnen Stellen enthalten *).

Das Cap False und die Ufer des Croach-Flusses scheinen uns für Ansiedelung vorzüglich geeignet, da sie gesund belegen sind und für Ackerbau und Viehzucht die besten Erfolge versprechen. Nordwestlich von der Mündung des Croach-Flusses ist die, längs der Meeresküste hinlaufende Düne mehr abgeflacht und bis auf eine Entfernung von etwa 4 englischen oder 1 deutschen Meile mit Wald bedeckt.

Hier ist am Rande einer fruchtbaren Savanne, auf welcher mehrere Cocosnufsbäume vortrefflich gedeihen, der Wohnsitz eines Sambo-Häuptlings, James Grey, bei welchem wir einige Tage verweilt und die benachbarten Gegenden untersucht haben. Dieses sogenannte Indianerdorf besteht aus fünf Hütten, in welchen der Häuptling mit seiner etwa 16 Köpfe starken Familie wohnt. Die benachbarte Savanne ist hoch und trocken belegen und wird auch während der Regenzeit nur theilweise überschwemmt, indem das Wasser freien Abflufs in die See hat.

Die nordwestlich von diesem Punkte, zwischen der See, dem Kaukari-Flusse und der Carataska-Lagune belegene, 6 englische oder $1\frac{1}{2}$ geographische Meilen breite und etwa 16 englische oder 4 geographische Meilen lange Landzunge ist eine hoch und trocken belegene Savanne mit leichtem, aber fruchtbarem und humusreichem Boden, dessen Untergrund theils aus Seesand, theils an einigen Stellen nach der Lagune zu, aus Thon besteht, und wird sowohl nach der See, als nach dem Flusse hin, durch Waldstreifen begrenzt, welche in wechselnder Breite kleinere, tiefer gelegene, von dem üppigsten Grase bedeckte Wiesenflächen einschließen.

*) Wir konnten den Flufs, welcher stark angeschwollen war und viele Baumstämme trieb, in den gebrechlichen Canoes nicht bis zu den entfernter belegenen Waldungen hinaufschiffen.

Auch diese Landstrecke erschien uns zur ersten Niederlassung für Colonisten ganz vorzüglich geeignet.

Der Hügelzug am Strande gewährt einen vortrefflichen, der kühlen Seebrise stets ausgesetzten Bauplatz für die Wohnungen; das dicht dahinter belegene Gehölz, aus edlen Nutz- und Frucht-bäumen bestehend, mit reichem, jungfräulichem Boden und mit herrlichen schattenreichen Wiesenflächen, kann ohne große Mühe für jeglichen Zweig des Gartenbaues und der Viehzucht benutzt werden; die sich anschließende Savanne bietet treffliche Weideplätze dar, und das Ganze endlich wird durch das waldige Ufer des Kaukari-Flusses begrenzt, welcher die bequeme Heerstraße zur Erreichung und Benutzung der weiter im Innern belegenen Waldungen und zum Verkehre mit den reichen Gegenden am südlichen Ufer der Carataska-Lagune bildet.

Am Kaukari-Flusse liegt das indianische Dorf Kaukari, dessen schon Orlando Roberts (a. a. O. p. 155) gedenkt, und welches früher eine zahlreiche Einwohnerschaft soll enthalten haben. Jetzt sind nur noch wenige, zerstreute, elende Hütten vorhanden.

Vor zwei Jahren haben die, durch einen von Belize zurückkehrenden Indianer eingeschleppten Menschenblattern den größten Theil der Bewohnerschaft fortgerafft. Ganze Familien sind ausgestorben und ihre Hütten stehen mit dem geringen, zerbrochen und zerstreut noch umherliegenden Hausgeräth wüst und zerfallen da*).

Zwischen dem Kaukari-, dem Warunto- und dem Locca-

*) Es mag hierbei bemerkt werden, daß die Pocken von den Indianern eben so sehr gefürchtet werden und in der That ärgere Verwüstungen anrichten, als in der alten Welt die Pest. Die Indianer an der Küste, welche mit den Engländern im Verkehr stehen, haben bereits einen Begriff von den Schutzblattern. Mit der größten Bereitwilligkeit und Freude drängten sie sich zur Impfung, die Dr. Müller mit Lymph von Stettin mitgenommen war. Leider blieb dies ohne Erfolg, weil die Lymph während der langen Seereise gelitten hatte.

Flüsse dehnen sich an den hoch belegenen Ufern der Carataska-Lagune, welche in leichtem sandigen Boden schöne Waldungen von Kiefern, Cedrelen und Harzbäumen tragen, höchst fruchtbare Savannen aus. An den Rändern derselben laufen eigenthümliche, hügelartige Erhöhungen, wie Wälle oder Dünen, in einer Höhe von 8 bis 30 Fufs fort, welche theils mit Gras, theils mit reicher Waldung bedeckt sind. Der Boden besteht hier aus einem äußerst humusreichen Gemische von Thon und Sand und hat das Ansehen der besten europäischen Gartenerde. Der Untergrund besteht aus Thon und Seesand. In der Nähe der Flussufer liegt unter einer Schicht humusreicher Erde von 3 bis 5 Fufs — Seesand, in den Savannen Thon, oder auch Thon mit Kies gemischt *). Der Feuchtigkeitsgehalt der Erde war beträchtlich, wie dies während der Frühlings-Regenzeit auch nicht anders sein konnte.

Hier liegen die Landschaften Locca und Matra, auf deren fruchtbaren Fluren eine Menge schöner Rinderheerden, halb gezähmt, halb in verwildertem Zustande umherstreifen. — Die Indianer sind des Lobes dieser Gegenden voll, denn hier wächst die Cocospalme, die Plantane und Banane, der Kakao und das Zuckerrohr in viel größerer Ueppigkeit, als in den Landstrichen zunächst der Seeküste. Die wenigen hier belegenen Indianerdorfschaften gelten für die reichsten. Sie werden von Indianern bewohnt, welche weniger Negerblut zu enthalten scheinen, als die Sambos, und sich durch ungemaine Friedfertigkeit und Gutmüthigkeit auszeichnen. Auch unter ihnen haben die Menschenblattern entsetzliche Verheerung angerichtet.

In diesem Theile des Landes verspricht eine, irgend geregelte Ackercultur die reichsten Erfolge, denn hier würde ganz

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dafs wir den Untergrund nur an einzelnen Stellen untersuchen konnten. In der Regel geschah es nur da, wo zum Ueberrichten Halt gemacht wurde; jedoch liefsen wir auch mehrmals während der Reise halten und untersuchten die Bodenverhältnisse.

unzweifelhaft Zucker, Tabak, Reis, und auf den Hügeln der Kaffe vorzüglich gedeihen.

Die etwa 6 geographische Meilen lange und $\frac{1}{3}$ bis über 1 geographische Meile breite Landzunge, welche sich vom Eingange der Carataska-Lagune bis zur nordwestlichen Grenze des Gebiets erstreckt, besteht aus einem, nach der See und nach der Lagune abgedachten, 40 bis 60 Fufs hohen Hügelzuge, welcher zum Theil mit Gebüsch bedeckt ist, kleine Grasplätzchen einschließt und einen, aus schwarzer humusreicher Gartenerde bestehenden Boden enthält, der jeglicher Cultur fähig ist.

Etwa in der Mitte dieses Landstrichs liegt an dem Ufer der Lagune das, aus fünf oder sechs Hütten bestehende Indianerdorf Crota oder Croata, und während unserer Anwesenheit stand ein, seit etwa 10 Jahren am Cap Gracias a Dios ansässiger Franzose — Bouché — im Begriffe, sich hierher überzusiedeln, um mit den Indianern in dieser Gegend Handel zu treiben.

Auch dieser Landstrich ist ganz vorzüglich für erste Ansiedler geeignet. Er entspricht allen Bedingungen, welche in dieser Beziehung irgend gemacht werden können.

Auf der entgegengesetzten oder Landseite der Lagune, zwischen den Flüssen Carthago und Ibentarra, sind die hoch gelegenen Hügelzüge mit fast undurchdringlichen Waldungen edler Holzsorten bedeckt.

Namentlich findet sich hier die Pitchfichte in vorzüglicher Güte *) und Größe, und an den Ufern des Carthago- und des Ibentarra-Flusses ist der Mahagoni häufig und bisher noch von der Axt englischer Holzhändler verschont, welche die Waldungen in der Nähe der Mündungen anderer Flüsse, namentlich des Segovia river, bereits ausgebeutet haben.

Nach der einstimmigen Aussage zuverlässiger Indianer, wie

*) Orlando Roberts sagt p. 158: On the opposite, or land side (scil. der Lagune) there are ridges containing timber as large, as any on the coast.

namentlich des Häuptlings Grey, auch des vorgenannten Bouché, soll sich an den Ufern des Carthago-Flusses weiter nach dem Innern das Mahagoni in noch reicherer Fülle und größerer Schönheit finden, und schon Orlando Roberts bemerkt, daß an den Ufern dieses Stromes im Innern herrliches Mahagoni und Cedern von der besten Qualität und vom größten Umfange zu finden seien. Besonders häufig ist hier auch der Pimentbaum und nicht minder finden sich viele Farbehölzer.

Westlich hinter diesen Waldungen ziehen sich üppige Savannen fort, welche wiederum von Waldungen umkränzt sind. An allen genannten Strömen, welche in die Lagune fließen, wächst, namentlich in den Savannen, die Sarsaparille und der Indigo wild, und die Vanille ist so häufig, daß bedeutende Quantitäten für sehr geringfügige Gegenstände von den Indianern können eingetauscht werden.

Das Land westlich von der Lagune nach dem Patook zu ist hügelig, aber nicht minder fruchtbar. Auch hier wären genügend geeignete Plätze zur Anlage von Ansiedelungen.

Das Innere dieses Landstriches, nach der Spitze des Dreiecks zu, ist größtentheils mit Waldungen bedeckt, zu welchen erst die vorschreitende Cultur Zugang eröffnen muß und über deren Bodenbeschaffenheit jetzt nur aus den concurrirenden Verhältnissen und aus der Beschreibung der Indianer, welche wir darüber gehört haben, so viel vermuthet werden kann, daß dort ebenfalls von den Wäldern umkränzte hochbelegene Savannen von ausgezeichneter Fruchtbarkeit vorkommen.

Wir haben von einigen Indianern an der Carataska-Lagune Ueberreste von Steinstückchen eingetauscht, welche die, an den Ufern des Carthago-Flusses im Innern wohnenden Indianer gelegentlich mit andern Handelsgegenständen herunterbringen und an die Schildkrötenfänger, welche von Jamaica und den Caymanns-Inseln die Küste besuchen, zu verhandeln pflegen. Diese Steine, welche wir höchsten Ortes vorgelegt haben, sind metall-

haltig und scheinen die Aussicht zu eröffnen, daß sich im Innern des Landes vielleicht Bergbau mit Vortheil würde betreiben lassen.

Da es uns aber unter den obwaltenden Umständen und ohne ganz unverhältnißmäßigen Zeitverlust nicht möglich war, bis zu der äußersten Binnengrenze des Landes vorzudringen, so haben wir hierüber keine Untersuchungen anstellen können. Auch dürfte es hierauf um so weniger ankommen, als jedenfalls der Handelsbetrieb, der Anbau des Bodens und die Benutzung der reichen Pflanzenwelt weit mehr sichere Erfolge und klar zu Tage liegende Vortheile verspricht, als etwanige Schätze, welche tief im Schoße der Erde verborgen liegen.

Wir glauben jedoch hierbei nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß wir an mehreren Stellen der Küste eisenhaltige Erde gefunden haben, und daß die Indianer häufig Goldsand zum Eintauschen anbieten, den sie an den Ufern der Flüsse sammeln.

Schon Thomas Young bemerkt inzwischen, daß dabei die äußerste Vorsicht nothwendig sei, um sich gegen Betrug und Irrthum zu sichern, und wir selbst haben mehrmals Sand an den Flussumfern gefunden und untersucht, welcher außerordentlich goldhaltig schien, dessen scheinbare Goldtheilchen selbst das Kochen mit concentrirter Salzsäure unverändert ertrugen und sich dann erst, bei fernerweiter Untersuchung, als unedles Mineral auswiesen. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daß im Innern des Landes edle Metalle vorkommen, indem dieselben in den benachbarten Staaten Nicaragua, Guatemala und Honduras reichlich genug vorhanden sind. Ob sich aber der Anbau verlohnen würde, ist eine Frage, welche zur Zeit noch nicht beantwortet werden kann, sondern noch sehr gründliche Untersuchungen verlangt.

Hydrographie.

Flüsse.

Das Willock-Alexandersche Gebiet enthält folgende sieben Flüsse und Ströme:

1) Der Tobuncana- oder kleine schwarze Fluß entspringt in den höher belegenen Savannen, fließt mit lebhafter Strömung, hat ein klares Wasser ohne Beigeschmack, an der Mündung ziemlich hoch belegene Ufer, eine Breite von etwa 100 bis 150 Fufs und an der Barre eine Tiefe von 5 Fufs, so dafs unsere Pferde schwimmen mußten, als wir denselben passirten. Wir bemerken jedoch, dafs dies zur Regenzeit geschah und nachdem die Fluth bereits eingetreten war, dafs demgemäfs die mittlere Tiefe auf der Barre höchstens zu 4 Fufs angeschlagen werden kann. Weiter stromaufwärts war die Tiefe viel bedeutender.

Der Fluß ist demgemäfs nur für Canoes und Boote schiffbar. Er bildet die südliche Grenze des Willockschen Gebietes *).

2) Der Croach- (oder Croak-) Fluß, dessen Quellen nicht bekannt sind, aber tief im Innern des Landes liegen sollen, tritt in beträchtlicher Entfernung von seiner Mündung als ein bedeutender Strom mit starkem Gefälle und beträchtlicher Tiefe und Breite auf. Seine, beinahe $\frac{1}{3}$ Meile breite Mündung ist daher auch in alten Karten als Lagune bezeichnet. Sie scheint allerdings für nicht zu große Fahrzeuge als Hafenplatz brauchbar.

Nach den neuesten Seekarten hat das Meer bei seiner Mündung eine Tiefe von 3 Faden oder 18 Fufs. Wir fanden auf der Barre zur Zeit der Fluth eine Tiefe von $15\frac{1}{2}$

*) Es ist auffallend, dafs dieser Fluß in den neusten Küstenkarten nicht angegeben ist, während ihn alle älteren Karten enthalten.

Fufs, welche stromaufwärts bedeutend zunahm. Die Ufer nach dem Innern zu sind hoch und sehr fruchtbar, und die Indianer haben hier mehrere Bananen-Plantagen angelegt. Vanille und Sarsaparille wachsen an den Ufern wild.

Der Grund ist feiner Seesand, in dem sich eine Menge Glimmer findet.

Die Mündung liegt genau 1 geographische (4 englische) Meilen vom Cap False entfernt.

In die Carataska-Lagune ferner ergießen sich:

- 3) der Kaukari,
- 4) der Warunta,
- 5) der Carthago,
- 6) der Locca und
- 7) der Ibentarra.

Die drei erstgenannten und der letzte haben an ihren Mündungen eine ziemlich bedeutende Tiefe und sind weit stromaufwärts schiffbar. Ihre Ufer sind hoch und mit Wald bedeckt.

Der Carthago (auch Carataska genannt) ist der bedeutendste Strom des ganzen Gebietes und von beträchtlicher Breite und Tiefe. Seine Quellen sind unbekannt, sollen aber nach der Aussage der Indianer acht Tagereisen aufwärts im Innern des Landes liegen *). Er hatte zur Zeit des Frühlingsregens eine sehr starke Strömung, welche den indianischen Canoes um so leichter gefährlich werden kann, als das Wasser eine Menge von Baumstämmen mit sich führt. An seinen, und ebenso an den Ufern des Ibentarra findet sich das meiste und schönste Mahagoni.

Lagunen.

Die Carataska-Lagune ist ein schönes Haff von etwa 36 englischen oder 9 geographischen Meilen Länge und 8 bis 10 engli-

*) Die Indianer rechnen eine Tagereise stromaufwärts zu 30 englischen oder $7\frac{1}{2}$ deutschen Meilen.

schen Meilen oder 2 bis $2\frac{1}{2}$ geographischen Meilen Breite und von nicht unbedeutlicher Tiefe. Sie hat, nach der Landseite zu, so vielfach verschlungene Buchten, welche durch Arme der Hauptströme mit einander in Verbindung stehen, dafs es mehrere, in einander rinnende Lagunen zu sein scheinen, welche gröfsere und kleinere, hoch belegene und theils mit Nadelholz, theils mit herrlichen Savannen bedeckte Inseln bilden.

Nach der Versicherung der Indianer sollen an der Landseite der Lagune gegen zwanzig solcher Inseln vorhanden sein.

Da sich die drei Flüsse Locca, Carthago und Ibentarra in den westlichen Theil der Lagune ergiefsen, so findet in derselben die Hauptströmung von Westen nach der nordöstlich belegenen Mündung in die See statt.

In der Nähe der Lagunenmündung wird diese Strömung durch die Barre, welche vor der östlichen Seite der Mündung liegt, und durch den Ostpassat nahe an die westliche Landzunge hingedrängt, bildet hier gleichsam einen Kanal und tritt in nordwestlicher Richtung mit einer Tiefe von 2 bis $2\frac{1}{4}$ Faden in die See.

Auf der östlichen Seite liegt dagegen, wie oben bemerkt ist, vor der Lagunenmündung eine Barre, welche nach den neuesten Peilungen von Owen und Barnett eine mittlere Tiefe von 8 Fufs hat.

Nur jene Strömung, welche eine noch ganz beträchtliche Breite hat, mufs daher zum Eingange für gröfsere Schiffe benutzt, die östliche Barre dagegen vermieden werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs es, bei der grossen Menge von Baumaterial *), welches ganz in der Nähe vorhanden ist, mit geringem Kostenaufwande und weniger Mühe leicht sein würde, den Ausgangsstrom noch mehr zu verengen, und dadurch ein, für grofse Schiffe ausreichendes Fahrwasser zu erhalten.

*) Steine sind jedoch nicht vorhanden, wie wir ausdrücklich bemerken; Holz in desto gröfserem Ueberflusse.

Der Grund und Boden besteht an der Mündung aus festem Kies.

Das Wasser in der westlichen Hälfte der Lagune ist süß, völlig ohne Beigeschmack und außerordentlich erfrischend — wie wir an uns selbst mehrmals bemerkt haben; — an der östlichen Seite dagegen salzig, indem das Seewasser hier eindringt.

Die Tiefe der Lagune ist noch nicht genugsam erforscht. In der Nähe der Mündung beträgt dieselbe 2 bis 3 Faden, an der östlichen Landseite aber nur $1\frac{1}{2}$ Faden. Dagegen fanden wir an der westlichen Seite — in der Strömung — an mehreren Stellen eine Tiefe von mehr als 3 Faden, und nach der Mitte zu scheint die Tiefe beträchtlich zuzunehmen. Außerhalb der Strömung fehlt es aber auch an seichten Stellen nicht.

Es ist eine verbürgte Thatsache, daß die 6 bis 8 Fufs tief gehenden Fahrzeuge, welche von Belize und den Caymans diesen Theil der Küste besuchen, theils um Handel zu treiben, theils um Schildkröten zu fangen, weit in die Lagune hineinlaufen und sich in der Gegend von Croata vor Anker legen, wie dies namentlich Cap. Henderson (p. 173 a. a. O.) gethan hat.

Nächst der Blewfields-Lagune und dem Hafen am Cap Gracias a Dios bildet die Carataska-Lagune wohl den besten Hafenplatz an der ganzen Mosquitoküste, welcher bei einiger Nachhülfe für eine große Menge von Schiffen Raum und Sicherheit gewähren würde.

Ganz besonders wichtig ist die Lagune in Bezug auf die Verflößung der, an den Ufern des Ibtarra und Carthago wachsenden Mahagoni- und der Cedrelen-Bäume.

*) Bemerket muß noch werden, daß, nach einer Behauptung der Indianer, von dem westlichen Rande der Lagune ein schmaler, aber für kleine Fahrzeuge schiffbarer Wasserlauf bis in den Patook-Fluß gehen soll — was auch Orlando Roberts berichtet (p. 156 a. a. O.):

One of these (scil. parts of the lagoon) extends to within a very short distance of the river Patook and communicates with it by a small inlet.

Dies wäre für die innere Communication sehr wichtig. Wir konnten jedoch darüber zu keiner Gewißheit gelangen.

Einwohner.

Die Bewohner des Willcockschen Gebietes gehören, mit Ausschluss der Indianer im Innern, welche wahrscheinlich rein ungemischten Ursprungs sind, zum Stamme der Sambos und mögen sich höchstens auf 400 bis 500 Seelen belaufen.

Manche tausend arbeitsame europäische Familien könnten auf diesem Gebiete sich ansiedeln und reichliches, gedeihliches Fortkommen finden, ohne die jetzt darin ansässigen Indianer zu beengen, oder zu verdrängen.

Ueber den Werth dieses Gebietes ein bestimmtes Urtheil abzugeben, oder denselben auch nur annähernd schätzen zu wollen, ist äußerst schwierig. Denn faßt man z. B. nur die edlen Holzsorten in das Auge, so geräth man bei dem Versuche einer Werthsermittlung sogleich in Schwierigkeiten, weil jeder, irgend zuverlässige Maßstab für die Kosten des Fällens und des Transportes bis zur See fehlt. Selbst die Mahagoniwerke von Belize gewähren in dieser Beziehung keinen sichern Anhaltspunkt, weil hierbei Alles von der Lokalität und von den Bedingungen abhängig ist, unter welchen man sich die nöthigen Arbeitskräfte verschaffen kann.

Dort an Ort und Stelle haben die Mahagoni- und Credelen-Bäume, das Eisen- und Franzosenholz, die Farbehölzer u. s. w. einen sehr geringen Werth. Es kommt Alles darauf an, unter welchen Bedingungen man sie bis an die See und nach Europa zu schaffen vermag.

Die Ströme und die Carataska-Lagune erleichtern den Transport bis zur See ungemein. Derselbe würde dort mit geringerm Kostenaufwande und mit viel größerer Sicherheit zu bewirken sein, als in den meisten Holzschlägereien von Englisch-Honduras, wo nicht selten die Hälfte der heruntergeflossenen Stämme von den, unmittelbar in die See sich ergießenden Flüssen fortgerissen wird und verloren geht.

Dagegen haben sich die Engländer seit länger als 100 Jahren ein geübtes Geschlecht von Holzschlägern herangezogen, welches mit dem Aussuchen der geeigneten Bäume, mit dem Fällen derselben und mit allen Verhältnissen jener einsamen Wildnisse völlig vertraut ist.

Auch an der Carataska-Lagune würde es an Arbeitern nicht fehlen, denn die gewinnsüchtigen und betriebsamen Kariben in den benachbarten Distrikten würden bald herbeieilen und ihre Arbeit anbieten. Allein sie müßten nicht nur mit guten Werkzeugen versehen, sondern auch unter eine sorgsame Aufsicht und Leitung gestellt werden, und würden anfangs der Uebung entbehren.

Wir glauben nur im Allgemeinen unsere Ueberzeugung dahin aussprechen zu dürfen, dafs aus den edlen Hölzern allein, bei einigermaßen umsichtigem Betriebe, und wenn besonders auch eine Ueberfüllung des europäischen Marktes vermieden würde, in kurzer Zeit sehr beträchtliche Summen zu gewinnen wären.

Aehnlich verhält es sich mit der wild wachsenden Sarsaparille, dem Indigo, der Vanille u. s. w.

Noch schwieriger ist eine Schätzung des Werthes, welchen der Grund und Boden hat. Wir müssen uns hierbei lediglich darauf beschränken — wie dies im Verfolg des Berichtes geschehen ist — anzuführen, was auf diesem Boden bereits angebaut wird und künftig mit Erfolg darauf angebaut werden kann.

2. Das Patook-Gebiet.

Dieses Gebiet ist durch eine, der Willockschen ganz ähnliche Urkunde verliehen und gegenwärtig im Besitze der Herren Brown, Passenger und Upton, sämmtlich in London. Der Erstgenannte ist Mitglied der vorgedachten, von dem verstorbenen Mosquitokönige ernannten Regenschaft.

Das Gebiet erstreckt sich von der Mündung des Patook-Flusses, in einer Breite von 10 englischen Meilen auf jeder Seite des

Flusses, bis zu den spanischen Grenzen, durchschneidet also in einer Breite von 20 englischen Meilen das ganze Mosquitoreich von der Küste bis zu der Grenze mit Honduras, und enthält einen Flächeninhalt von circa 3000 englischen, oder 187½ geographischen Quadratmeilen *).

Die Mündung des Flusses ist circa ½ englische Meile breit und hat auf der Barre eine Tiefe von 9 bis 14 Fufs. Stromaufwärts ist der Fluß viel tiefer. Die Mündung bildet demgemäß ebenfalls einen kleinen Hafen, und ist daher auch auf den meisten englischen Karten als Port Patook bezeichnet.

Das Land an beiden Seiten der Mündung besteht aus reichen, aber niedrigen Savannen, welche während der Regenzeit überschwemmt werden, mit einigen Waldstreifen. Etwa 5 Meilen stromaufwärts beginnen die höher belegenen Waldungen, aus welchen vor wenigen Jahren eine ansehnliche Menge Mahagoni geschlagen und nach England verschifft ist.

Das Land steigt weiter nach dem Innern allmählig höher hinan und zu beiden Seiten des Flusses wechseln Kiefer- und andere Waldungen mit Savannen, deren Boden im hohen Grade kulturfähig ist.

In der Nähe der Grenze mit Honduras sollen die Grenzgebirgszüge in das Gebiet hineintreten, und hier soll der Strom mehrere Fälle haben, so dafs von dort ab seine Schiffbarkeit ganz aufhört, oder wenigstens schwierig ist.

Es gehört zu einer, an der Mosquitoküste allgemein bekannten Thatsache, dafs die Waldungen an den Ufern des Patook

*) Die sub No. 8. der Anlagen beigefügte, von dem Commandanten zu Cap Gracias a Dios entworfene Beschreibung des Patook-Gebietes, deren Richtigkeit von dem jetzigen Superintendenten der Black river-Colonie, Mr. W. Upton, und von Mr. Deacon bestätigt ist, giebt die Länge des Flusses auf 510 Meilen an, wobei alle Krümmungen mitgerechnet sind. Die gerade Linie beträgt, nach den besten vorhandenen Karten, nur 150 Meilen, die Breite des Gebietes 20 Meilen, mithin der Flächeninhalt 3000 Quadratmeilen. Beglaubigte Abschrift der Urkunde ist sub No. 8a. beigefügt.

vieles Mahagoni, Cedrelen, Santa Maria u. s. w. von der schönsten Qualität enthalten.

Wir müssen jedoch ausdrücklich bemerken, daß nach den, von uns eingezogenen, verbürgten Nachrichten, die zunächst den Ufern belegenen Waldtheile in der Nähe der Mündung bereits seit mehreren Jahren von den Eigenthümern benutzt und daraus nicht unbeträchtliche Quantitäten Mahagoni geschlagen und verschifft sind. Die weiter stromaufwärts belegenen Waldungen sind dagegen noch unberührt.

Das Patook-Gebiet grenzt mit dem Willockschen Lande, und an einigen Stellen schneiden sich die Grenzen sogar, wie aus der Karte zu ersehen ist.

Einwohner.

Die Einwohnerzahl läßt sich nur annähernd bestimmen. An der Mündung des Stromes ist ehemals ein bedeutendes Sambo-Dorf gewesen, welches die Pocken so verwüstet haben, daß jetzt nur noch wenige bewohnte Hütten vorhanden sind.

Etwa 35 Meilen stromaufwärts ist ebenfalls in einer hoch belegenen Kieferwaldung ein Sambo-Dorf mit etwa 150 Bewohnern. Weiter aufwärts wohnen in zerstreuten Hütten Towckas-Indianer, von welchen wir mehrere gesehen haben. Sie sind kleiner, als die Sambos, unterscheiden sich von denselben aber sehr vortheilhaft durch größeren Arbeitsfleiß und einen im höchsten Grade gutmüthigen und friedfertigen Charakter *).

Sie stehen vielfach im Verkehr mit den Bewohnern der Republik Honduras und bringen zum Verkauf an die englischen Küstenfahrer Goldstaub, Silber, Cochenille, Indigo und Dorys **).

*) Young, p. 79, 80. Die Towckas bringen die schönsten und größten Dorys von Mahagoni und Ceder herunter.

***) Young a. a. O. p. 74.



Nach einem Daguerreotyp Bild.

Bouché's Haus zu Cap Gracias a Dios.

3. Die Landstrecke am Cap Gracias a Dios.

Der hier verkäufliche, ebenfalls auf den Grund einer Verleihung des Königs Robert Carl Friedrich von den Eigenthümern des Patookgebiets besessene Landstrich liegt am westlichen Ufer des Caphafens innerhalb der Bai (da, wo auf der Karte das indianische Dorf verzeichnet ist) und hat am Ufer der Bai eine Länge von 600 $\frac{1}{2}$ Yard, gegen Norden eine Ausdehnung von 405 und gegen Süden von 360 Yard, und einen Flächeninhalt von 231,000 Quadratyards oder etwa 48 englischen Acres *).

Der Boden am Ufer der Bai ist, in einer Breite von 16 bis 30 Ruthen, sandig und mit Gebüsch und Wald aller Art bedeckt, worunter namentlich herrliche Cocospalmen und Citronenbäume sich auszeichnen.

Auf diesem Uferstriche befinden sich jetzt die Wohnungen zweier Europäer und einiger Indianer, und es ist derselbe ein, wegen seiner völlig trockenen Lage ganz vorzüglicher Bauplatz für Wohnhäuser und Waarenschuppen.

Hinter diesem Uferstriche liegt eine, mit üppigem Grase bedeckte Savanne, deren Boden aus humusreicher, schwarzer Gartenerde besteht.

Das Ganze wird durch Waldung umkränzt.

Auf der Savanne weiden jetzt die Pferde und Rinder der hier ansässigen Indianer und Europäer. Die Rinder können sich mit dem besten englischen Vieh an Schönheit und Milchreichtum messen.

Die Trägheit der Indianer, und leider auch der Europäer, ist so groß, daß nur in dem sandigen Theile einige Mais- und Cassavagärten und Baumwollen- und Ricinuspflanzungen angelegt sind, weil hier die Zubereitung des Ackers gar keine Mühe verursacht. Auf die Frage, warum die Gärten nicht auf den rei-

*) Der Acre ist zu 4840 Quadratyards gerechnet.

chen Boden der unmittelbar dahinter belegenen Savanne verlegt würden, erhielten wir die Antwort, daß daselbst die Graswurzeln das Umgraben des Bodens viel zu sehr erschwerten, überdies auch Mais und Cassava in dem Sandboden vortrefflich geriethen.

Dies Letztere ist allerdings wahr.

Frühere Reisende, welche das Cap besucht haben, wie namentlich Henderson und Orlando Roberts, schildern den Boden daselbst als sehr schlecht und jeglicher Cultur unfähig, woher auch die Bewohner des Caps rücksichtlich ihrer Lebensbedürfnisse von den Indianern am Segovia- und Croach-Flusse abhängen. Dies ist durchaus ein Irrthum.

In dem schönen Boden der kaum 30 Ruthen vom Ufer der Bai entfernten Savanne, welcher jetzt allerdings nur Gras trägt und nur als Viehweide benutzt wird, könnte der Pisang und jegliche Südfrucht vorzüglich gedeihen, wenn nur die geringste Bemühung zu seiner Bearbeitung verwendet würde.

Eine einzige Indianerfamilie, welche leider durch die Pocken fortgerafft ist, hat dies durch die That bewiesen. Ihre Plantage lag in der Nähe des Hafeneinganges.

Die Hütten sind jetzt zerfallen, die Fruchtbäume sind verwildert, die schönen Cocospalmen — dem abscheulichen indianischen Gebrauche zufolge — bei dem Tode des Familienvaters niedergehauen, liegen halbverrottet auf dem ehemals beackernten Felde, welches bereits von Schlingpflanzen und Gestrüpp aller Art überzogen ist; aber mitten aus diesem Chaos ragen noch einige herrliche Pisangs hervor, als lebendige Zeugen von dem Segen, mit welchem auch dieser, als der schlechteste im Mosquitolande verrufene Boden jegliche Arbeit lohnt, welche auf ihn verwendet wird.

Außer der großen Trägheit der Indianer giebt es noch einen andern Grund, welcher dem Ackerbau am Cap hinderlich ist.

Der Caphafen wird am häufigsten von Schiffen aus Belize und Jamaica besucht, und hier ist eine Niederlage von europäischen Waaren.

Die einmal herkömmliche Gewohnheit nun, daß die Indianer vom Segovia- und Croach-Flusse fast allwöchentlich mit ihren Plantanen, Bananen, mit Zuckerrohr, Sarsaparill, Vanille u. s. w. zum Cap kommen, und diese Gegenstände daselbst gegen Fischangeln, Pulver und Blei, grobe Linnen, Eisenwaaren u. s. w. austauschen, hat ein Verkehrsverhältniß begründet, welches für den Handel der dort ansässigen Europäer sehr bequem ist. Man hat nun wohl gefürchtet, diesen Verkehr zu vermindern, wenn man durch Beförderung von Anpflanzungen und Ackerbau die Indianer am Cap in Bezug auf ihre Nahrungsbedürfnisse unabhängig von den Indianern im Innern machte, und dadurch zugleich diesen Letzteren den gewohnten Markt für den Absatz ihrer Produkte verschränkte.

Dieser Grund ist um so gewichtiger geworden, je mehr sich die Zahl der indianischen Bewohner des Caps in der letzern Zeit durch die Menschenblattern, durch Venerie und — Branntwein verringert hat, — die drei Hauptflüche, mit welchen bis jetzt die hier verkehrenden Westindier das arme Mosquitoland überschüttet haben — dieses noch immer im tiefsten Heidenthum und in größter Uncultur befindliche Land, mit welchem die englischen Colonien allerdings erst seit etwa 200 Jahren in sehr einträglichem Verkehre stehen.

Nächst der Armuth des Bodens ist dem Cap auch der Vorwurf gemacht worden, daß daselbst Mangel an gutem Trinkwasser sei (vergl. Orland. Roberts a. a. O. pag. 150). Dies ist allerdings insofern wahr, als die dortigen Indianer und Europäer sich begnügen, in der Nähe der Küste Löcher von 3 bis 4 Fufs Tiefe zu graben, woselbst sich schon süßes Wasser findet, welches durch den von oben hineinfallenden Staub und Unrath getrübt wird und bald die Temperatur der Luft annimmt.

Als wir unsere Verwunderung darüber äußerten, daß nicht ein einziger ordentlicher Brunnen gegraben werde, der nach dem angestellten Versuche sehr gutes Wasser geben würde, erhielten

wir zur Antwort, dafs das jetzige Wasser den Indianern genüge und auch wirklich — durch den Tropfstein gegossen — ganz gut sei, dafs es sich daher der Mühe nicht verlöhne, tiefere Brunnen zu graben!

Das Capgebiet ist inzwischen schon seines unbedeutenden Umfanges wegen zur Errichtung einer Ackercolonie nicht geeignet. Desto wichtiger ist es als Handelsplatz, nicht blofs der Lage nach, sondern auch weil die Urkunde, durch welche es verliehen ist, ganz ausdrücklich die freie und unverschränkte Benutzung des Hafens und des Segovia-Flusses zusichert. Der Caphafen ist aber wohl unzweifelhaft der beste Hafen an der ganzen Küste, und er würde sich mit leichter Mühe noch bedeutend verbessern lassen.

Wir bitten um Entschuldigung, wenn wir bei der Beschreibung dieses Hafens bis auf die kleinsten Specialitäten eingehen. Wir halten dies aber für nothwendig, weil wir die feste Ueberzeugung haben, dafs die Acquisition dieses Hafenplatzes für jede in der Nähe desselben zu errichtende Besetzung von der grössten Wichtigkeit, ja eine unumgängliche Nothwendigkeit ist.

Der Caphafen liegt genau unter $14^{\circ} 59'$ N. Br. und $83^{\circ} 11'$ W. L. und ist nur 6 englische oder $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von dem Tobuncana-Flusse, der östlichen Grenze des Willockschen Gebietes, und 40 englische oder 10 deutsche Meilen von dem Eingange in die Carataska-Lagune entfernt, so dafs mit dem, fast drei Viertel des Jahres wehenden Ostpassate die Schiffcommunication zwischen diesen beiden Hafenplätzen in wenigen Stunden zu bewirken ist.

Wir lassen nun zunächst die Beschreibung dieses Hafens folgen, wie sie sich in: the American Coast Pilot, by Edmund M. Blunt (11te edition, New York published by Edmund & George W. Blunt 1827), findet, einem Werke, welches fast alle amerikanische und englische Schiffer, die diese Küste besuchen, als Leitfaden benutzen.

Blunt sagt a. a. O. pag. 407:

„Die Bai von Gracias a Dios wird gebildet durch eine Landzunge, welche sich mehr als 4 Meilen östlich erstreckt und welche eine gute Rhede gewährt bei Winden von SSW. herum durch Nord bis SSO. *).“

„Der östlichste und südlichste Punkt der Landzunge ist derjenige, welcher Cap Gracias a Dios genannt wird, und von diesem nach Süden zu sind verschiedene kleine Inseln, von welchen die letzte San Pio heift.“

„Die Südspitze derselben, Sandy Point genannt, ist auch die Ostspitze der Bai.“

„Die Tiefe in der Bai ist von 22 Fufs, welche am Eingange gefunden werden, bis zu 17 Fufs, welche man weiter in derselben gewinnen kann, und in allen Theilen derselben findet man einen lockern, schlammigen Lehm und reinen Boden. Um in dieser Bai vor Anker zu gehen, wenn man von Norden oder Westen kommt, hat man allein dem Cay San Pio vorbei zu segeln, hinterher den Hafen zu machen und in derjenigen Tiefe vor Anker zu gehen, welche der Tragfähigkeit des Schiffes angemessen ist, bei welchem Allen lediglich auf das Senkblei zu achten ist. Der einzige Gegenstand, welcher einige Aufmerksamkeit verlangt, besteht darin, dafs nicht für den Cay San Pio irrthümlicher Weise derjenige gehalten werde, welcher vor ihm kommt, Tronkoso genannt. Denn da eine Meerenge von einer Meile Breite zwischen beiden liegt und der Cay San Pio sehr niedrig ist, so kann Jemand, welcher von der See kommt, getäuscht werden und die Meerenge zwischen den Cay's für den Hafeneingang halten. Aber dieser Irrthum kann vermieden werden, wenn daran gedacht wird, dafs der Cay Troncoso sehr schmal ist, und dafs im Gegentheile der Cay San Pio sich eine

*) Sie ist also nur den Winden von SSO. bei S., von S. und SSW. bei S. ausgesetzt, welche in jenen Gegenden höchst selten wehen. Ein Blick auf die Karte wird dies völlig anschaulich machen.

Meile von NO. zu SW. ausdehnt, und dafs ferner dieser Kanal so wenig Wasser hat, dafs kaum ein Canoe durchgehen kann, woher die See in demselben gewöhnlich brandet.“

„Diejenigen, welche von Süden kommen, bedürfen keiner Vorschriften über das Einlaufen.“

„Dies ist die Beschreibung der Bai von Don Gonzala Vallejo aus dem Jahre 1788, welcher in derselben mit der von ihm commandirten Corvette San Pio vor Anker lag.“

„Aber wir müssen Dasjenige hinzufügen, was Don Josef del Rio sagt, welcher die Bai 1793 besuchte.“

„Ich bemerke, dafs der Ankergrund in der Bai am Cap Gracias a Dios allmählig verloren gehen wird, denn der Communicationsdurchstich, welchen die Engländer mit dem grossen Segovia-Flusse (Wanks- oder Cap-Flusse) durch diejenige Landzunge, welche die Bai bildet, zu dem Zweck gemacht haben, um die von oberhalb des Flusses heruntergebrachten Baumstämme hineinzulösen, hat sich so sehr erweitert, dafs er aus einem schmalen Kanale ein Arm des Flusses geworden ist. Derselbe bringt so viele Erde und so viele Bäume herein, und hat so sehr die Tiefe des Wassers in der Bai vermindert, dafs seit 1787 sich 3 Fufs Wasser weniger in der Nähe des Cay San Pio finden.“

„Es ist sehr wahrscheinlich, dafs in wenigen Jahren die Tiefe ausgefüllt sein wird, und dafs sich die Schiffe genöthigt sehen werden, auf der Aufsenseite (Rhede) ohne den Schutz zu bleiben, welchen sie gegenwärtig haben und welcher von grossem Nutzen für diejenigen ist, die zur Jahreszeit der Nordwinde diese Küste befahren.“ —

So weit Blunt's Küstenpilot. Die Prophezeiung des Don Josef del Rio ist nicht eingetroffen, wie schon Orlando Roberts bemerkt, welcher im Jahre 1816 dort war.

„Das Cap — sagt derselbe — hat einen vortrefflichen (excellent) Hafen oder schmale Bai, vollkommen sicher gegen alle

Winde, obgleich an einigen Stellen offen gegen Süden zu, von woher es selten weht.“

„Die Bai kann bei 3 bis 5 Faden Tiefe eine große Flotte in gutem Ankergrunde aufnehmen.“

„Der Cap-Strom fällt in einiger Entfernung nordwärts von der Bai in das Meer; es ist daselbst aber eine schmale, kanal-ähnliche Verbindung von dem obersten Theile des Hafens zu dem Flusse, schiffbar für Canoes.“

„Diese Verbindung könnte leicht so vergrößert werden, daß es für kleinere Schiffe möglich wäre, die gefährliche Barre des Flusses selbst zu vermeiden, auf welcher selten mehr, als 4 bis 5 Fufs Wasser sind.“

„Wenn Handelsetablissemments an dem Cap gegründet würden, könnten die Schiffe an dem obern Ende des Hafens das ganze Jahr hindurch in Sicherheit liegen, und wenn genügsame Aufmunterung geboten würde, könnten die werthvollen Producte des Binnenlandes gesammelt, den Fluß herunter und durch den vorerwähnten Verbindungskanal in die Bai gebracht und zu jeglicher Jahreszeit verschifft werden*.“

Thomas Young**) endlich, welcher im Jahre 1839 am Cap war, widerlegt zunächst die Prophezeiung des Don Josef del Rio und fährt dann also fort:

„Ein Kanal — der Nordkanal genannt — ist neulich entdeckt worden, durch welchen jedes Fahrzeug, welches nicht tiefer geht, als 10 bis 11 Fufs, in die Bai einlaufen kann. Unser Capitain lief, nachdem er sondirt hatte, durch diesen Kanal ein und ankerte in 3 Faden Wasser etc.***).“

Was Young von diesem Nordkanal erzählt, hat völlig seine Richtigkeit. Das Wasser der Bai ist nämlich an dem Nordende

*) A. a. O. pag. 151, 152.

**) A. a. O. pag. 14.

***) Wir bemerken hierbei, daß das Schiff „the Rose“, mit welchem Young ankam, 164 Tonnen hatte.

der Landzunge durchgebrochen und hat diesen Kanal ausgewühlt, welcher sich seit 1839 noch vertieft hat und wohl unzweifelhaft im Verlaufe der Zeit der Haupteingang zu dem Hafen werden wird.

An dem alten Eingange der Bai, durch welchen unser Schiff einlief, fanden wir auf der Barre eine Tiefe von $9\frac{1}{2}$ Fufs. Innerhalb der Bai nimmt die Tiefe bedeutend zu und beträgt an dem gewöhnlichen Ankerplatz — in der Nähe des Indianerdorfes — 3 bis 4 Faden.

Schon aus dem bisher Angeführten ergibt sich die grofse Wichtigkeit der Erwerbung dieses Hafenplatzes ganz von selbst, nicht blofs, weil derselbe einer der besten Häfen an der Küste und namentlich zur Zeit der Nordwinde (November, December, Januar) ein stets sicherer Zufluchtsort für die Schiffe ist, sondern weil er den Hauptstrom des Landes — den in der Republik Honduras entspringenden Segovia-Flufs — beherrscht und weil offenbar noch für lange Zeit die Ströme die besten Communications- und Handelswege in diesem Lande bleiben werden.

Auch ist wohl noch zu beachten, dafs dieser jetzt für eine geringe Summe zu erlangende Hafenplatz vielleicht in wenigen Jahren anderweit veräußert und dann ein gefährlicher Nebenbuhler für den Handel jeder anderen, an dieser Küste zu errichtenden Colonie werden könnte.

Für den gegenwärtigen Augenblick ist es ferner bei der Unmündigkeit des Königs nicht möglich, eine gröfsere Strecke Landes am Cap Gracias a Dios zu erhalten. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, dafs der junge König später sehr gern bereit sein wird, für eine geringe Entschädigung das ganze Gebiet zwischen dem Caphafen und dem Willockschen Gebiete mit allen nur wünschenswerthen Rechten abzutreten.

Werden diese drei jetzt verkäuflichen Landstrecken erworben, so macht dies zusammengenommen einen Flächenraum von circa 296 geographischen Quadratmeilen aus, mit den vier Ha-

fenplätzen am Cap Gracias a Dios, am Croach-Flusse, an der Carataska-Lagune und am Patook-Flusse, ein Gebiet, auf welchem viele Tausende von arbeitsamen Familien nicht blofs Unterhalt, sondern blühenden Wohlstand finden könnten.

Drittes Kapitel.

Von den klimatischen und Witterungs-Verhältnissen der Mosquitoküste.

Von einem Lande, welches bisher so wenig gekannt und von Europäern so selten besucht worden ist, dürfen ausreichende wissenschaftliche Untersuchungen über Klima und Meteorologie nicht erwartet werden. Dazu gehören Jahre lang fortgesetzte wissenschaftliche Forschungen.

Die Angaben dortiger Ansiedler und derjenigen Reisenden, welche längere Zeit daselbst zugebracht haben, beschränken sich — ohne weitere wissenschaftliche Begründung — meistens nur darauf, dafs das Klima dem Europäer weit mehr zusage, als das der westindischen Inseln und anderer Tropengegenden, und der menschlichen Gesundheit überhaupt durchaus zuträglich sei*).

Nur Thomas Young theilt in seinem, oben bereits ange-

*) This is one of the finest and healthiest tracts in the world — sagt der Verfasser der *History of Jamaica etc.* I. p. 318, Ausgabe von 1772 — and free from those distempers which in some other parts of the West-Indies are so fatal to Europeans on the change of climate. — Certain it is, that the European as well as Indian inhabitants usually attain to greater ages than are common in Europe.

Dies Urtheil wird durchaus bestätigt von spätern Schriftstellern über die Mosquitoküste. Wir führen hier nur diejenigen an, welche dort längere Zeit gelebt haben, also aus eigener Anschauung und Erfahrung urtheilen: Henderson a. a. O. p. 12, — ferner Orlando Roberts a. a. O. p. 280 seq.; — Thom. Young a. a. O. p. 15, 160 etc.

führten Werke specielle Beobachtungen mit, welche zu Fort Wellington, in der Nähe des Black river, um 12 Uhr jeden Tages notirt worden sind. Es sind folgende:

Monat.	Mittlere Temperatur.	Herrschende Winde.	Herrschendes Wetter.
Januar	66° F. gelegentlich 62°	N.	Nafs, bisweilen schön bei trockenem N.
Februar	70° F. bis 74°	N.	ebenso.
März	70° F. - 74°	NO. und östliche Seewinde	trocken.
April	74° F. - 76°	östliche Seewinde	ebenso.
Mai	78° F. -	starke östliche Seewinde	ebenso.
Juni	78° F. - 82°	ebenso	trocken bis etwa zum 17ten.
Juli	82° F.	starke östliche Seewinde	nafs.
August	84° F. - 86°	leichte, veränderliche Winde oder Windstillen	trocken.
September	84° F. - 86°	ebenso	ebenso.
October	78° F.	östliche Seewinde, bisweilen leichte Nordwinde in der Mitte des Monats; zu andern Zeiten nasser N.	bald trocken, bald nafs, je nach dem Winde.
November	72° F. bisweilen weniger	N.	nafs, bisweilen schön bei trockenem N.
December	66° F. gelegentlich 92°	N.	nafs.

Aus diesen dürftigen Berichten erklärt es sich, dafs die verkehrtesten Vorurtheile von Publicisten, welche das Land nicht weiter, als dem Namen nach kennen, hier und da Glauben gefunden haben.

Wir sind im Stande, aus eigener Anschauung zu urtheilen, und wollen der strengsten Wahrheit gemäfs unser Urtheil abgeben.

Was die speciellen Beobachtungen betrifft, welche wir während unsers Aufenthalts auf der Küste mit ganz vorzüglichen Instrumenten *) anstellten, so ergeben sich dieselben aus folgender Tabelle:

*) Die Instrumente waren sämmtlich von J. G. Greiner jun. in Berlin, und haben sich vortrefflich bewährt.

T a g.	Thermometer. (Celsius)							Psychrometer. (Celsius)							Barometer.				Thermometerograph. (Réaumur.)		Windrichtung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	7 h.	3 h.	11 h.	3 h.	7 h.	max.	min.			
13. Juni	27 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	28 $\frac{2}{10}$	27 $\frac{6}{10}$	25	24 $\frac{5}{10}$	26	25 $\frac{5}{10}$	340,78	341,16	339,60	340,12	24	19	ONO.	Bewölkt, unbedeutende Regenschauer, luftig.						
14. -	27 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{2}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	340,50	340,90	338,86	339,30	24 $\frac{1}{2}$	19 $\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, sehr häufige starke Regenschauer, sehr luftig.						
15. -	24 $\frac{6}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	23 $\frac{2}{10}$	25	25 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	337,10	337,84	336,97	337,25	25	19 $\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, sehr häufige starke Regengüsse, windig.						
16. -	27 $\frac{6}{10}$	28	23 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	23	24 $\frac{6}{10}$	336,48	337,20	335,89	336,21	25	19	ONO.	Bewölkt, luftig, Regenschauer, 3 Uhr Gewitter mit starkem Regen.						
17. -	24 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{2}{10}$	28	26 $\frac{2}{10}$	23 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	24 $\frac{1}{10}$	337,74	338,11	338,4	338,61	23 $\frac{1}{2}$	19 $\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, luftig, trocken.						
18. -	26 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	27 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{3}{10}$	25	26 $\frac{1}{10}$	25	337,90	338,52	337,87	338,10	23	19	ONO.	Teilweise bewölkt, luftig, Regenschauer.						
19. -	26 $\frac{5}{10}$	30 $\frac{6}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	28	24 $\frac{1}{10}$	28	27 $\frac{3}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	338,40	338,71	337,82	338,4	24 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{1}{2}$	ONO.	Teilweise bewölkt, trocken, luftig.						
20. -	26 $\frac{5}{10}$	30 $\frac{6}{10}$	30 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	27 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	Die Barometer-Beobachtungen konnten nicht fortgesetzt werden, weil das Instrument bei Strandung des Schiffes beschädigt und gänzlich unbrauchbar geworden war.							24 $\frac{1}{2}$	21 $\frac{1}{2}$	ONO.	Teilweise bewölkt, Regenschauer, luftig.			
21. -	27 $\frac{5}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{2}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	25	27 $\frac{6}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{1}{10}$								23 $\frac{1}{2}$	21 $\frac{1}{2}$	O.	Bewölkt, starke Regengüsse, Morgens und Abends Gewitter, Nachts starker Regen.			
22. -	23 $\frac{8}{10}$	25	26 $\frac{3}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{6}{10}$	26	22 $\frac{7}{10}$								22	18 $\frac{1}{2}$	SW.	Anhaltender, starker Regen.			

Tag.	Thermometer. (Celsius.)				Psychrometer. (Celsius.)				Barometer.	Thermometero- graph. (Réaum.)	Wind- rich- tung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.				
23. Juni	28 $\frac{6}{10}$	30 $\frac{6}{10}$	30 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{7}{10}$	29	26 $\frac{2}{10}$	25	21 $\frac{1}{2}$	SW.	Starke Regenschauer, Mittags Gewitter.
24. -	27 $\frac{6}{10}$	25	28 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	24 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	23	19 $\frac{1}{2}$	SW.	Starke Regenschauer, Gewitter.	
25. -	25 $\frac{6}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	30 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	22 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{4}{10}$	22 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{1}{4}$	NO.	Schön Wetter, klar, trocken.	
26. -	26 $\frac{3}{10}$	29 $\frac{4}{10}$	30	26 $\frac{3}{10}$	21 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	20 $\frac{2}{10}$	24 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{3}{4}$	NO.	Schön, luftig, einzelne Schauer- regen, Abends kleine Feuer- kugel am NO.-Himmel.	
27. -	26 $\frac{2}{10}$	30 $\frac{5}{10}$	30 $\frac{4}{10}$	28 $\frac{0}{10}$	21 $\frac{1}{10}$	28	28 $\frac{2}{10}$	28 $\frac{4}{10}$	24 $\frac{1}{2}$	ONO.	Schön, hell, luftig.	
28. -	27 $\frac{4}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	29	28 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	26	23 $\frac{1}{2}$	21 $\frac{1}{2}$	ONO.	Nachts 2 Uhr bei 29° C. star- kes Gewitter, bei Tage luftig, wenig bewölkt, trocken.	
29. -	27 $\frac{8}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{5}{10}$	27 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	26	23	19 $\frac{1}{2}$	ONO.	Luftig, grösstentheils trübe, starke Regenschauer.	
30. -	27 $\frac{1}{10}$	28	29 $\frac{1}{10}$	27 $\frac{7}{10}$	26	25 $\frac{0}{10}$	25 $\frac{2}{10}$	22	20	ONO.	Luftig, bewölkt, starke Regen- güsse.	
1. Juli	25	28	27 $\frac{0}{10}$	27 $\frac{6}{10}$	24	26	25 $\frac{6}{10}$	22 $\frac{1}{2}$	20	ONO.	Morgens windstill, dann luftig, bedeckter Himmel.	
2. -	22 $\frac{7}{10}$	26	27 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{0}{10}$	21 $\frac{8}{10}$	24 $\frac{2}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	22	18	ONO.	Nachts Gewitter; Tag schön, trocken, bewölkt.	
3. -	26 $\frac{0}{10}$	28 $\frac{4}{10}$	28 $\frac{0}{10}$	27 $\frac{8}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	22 $\frac{1}{2}$	21	O.	Luftig, schön, trocken.	

Tag.	Thermometer. (Celsius.)							Psychrometer. (Celsius.)							Barometer.	Thermometerograph. (Réaum.)	Windrichtung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	max.	min.				
4. Juli	27 $\frac{6}{10}$	29 $\frac{3}{10}$	29 $\frac{7}{10}$	28	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{10}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{10}{10}$	24 $\frac{1}{2}$	22	O.	Schön, klar, sehr luftig.		
5. -	27 $\frac{2}{10}$	29 $\frac{2}{10}$	29	27 $\frac{9}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	26	27 $\frac{9}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	24	22	O.	Schön, klar, luftig, einzelne Regenschauer.		
6. -	26 $\frac{9}{10}$	27 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	26	28 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	24	21	O.	Schön, klar, luftig.		
7. -	26 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{6}{10}$	29 $\frac{3}{10}$	28 $\frac{2}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	26	28 $\frac{2}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	23 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{1}{2}$	NO.	Morgens Regen, Tag trocken mit Ausnahme einiger Regenschauer.		
8. -	27 $\frac{7}{10}$	28	29	28	25 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	26	25 $\frac{6}{10}$	28	25 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	26	23 $\frac{1}{2}$	21	NO.	Luftig, schön, einzelne Regenschauer.		
9. -	27 $\frac{3}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	29	28 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	26	26 $\frac{5}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	29	28 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	26	23 $\frac{1}{2}$	21 $\frac{1}{2}$	NO.	Luftig, schön, einzelne Regenschauer.		
10. -	27 $\frac{6}{10}$	29 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{0}{10}$	27 $\frac{8}{10}$	24 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25	25	29	28 $\frac{0}{10}$	24 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	23 $\frac{1}{2}$	21	NO.	Nachts Gewitter, Tag schön und luftig.		
11. -	27 $\frac{7}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	27 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{6}{10}$	24 $\frac{7}{10}$	26	25	25 $\frac{5}{10}$	28	28 $\frac{8}{10}$	27 $\frac{3}{10}$	26	23 $\frac{1}{2}$	21	NO.	Schön, luftig, einzelne Regenschauer.		
12. -	25 $\frac{3}{10}$	28	25 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{9}{10}$	24 $\frac{3}{10}$	23 $\frac{6}{10}$	28	25 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{2}{10}$	22 $\frac{3}{2}$	20	NO.	Starke Regengüsse und starker Wind.		
13. -	26 $\frac{3}{10}$	25 $\frac{2}{10}$	27 $\frac{6}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	24 $\frac{6}{10}$	24	25 $\frac{1}{10}$	24 $\frac{9}{10}$	26	26 $\frac{3}{10}$	24 $\frac{6}{10}$	24	22 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{1}{2}$	O.	Morgens windstill, dann O. viel Regen, trüber Himmel.		
14. -	26 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	24 $\frac{0}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	24 $\frac{9}{10}$	28	28 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	23	19 $\frac{1}{2}$	NO.	Schön, klar; Nachmittags Regenschauer, luftig.		

T a g.	Thermometer. (Celsius.)							Psychrometer. (Celsius.)	Barometer.	Thermo- metro- graph. (Réaumur.)	Wind- rich- tung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.					
15. Juli	25 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{7}{10}$	28 $\frac{5}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	24	26 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	23	19	NO.	Schön, einzelne Regenschauer, luftig.
16. -	27 $\frac{7}{10}$	28 $\frac{5}{10}$	29 $\frac{3}{10}$	28 $\frac{5}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{4}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	22 $\frac{3}{10}$	20	NO.	Luftig, bewölkt, trocken, schön.
17. -	27 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{3}{10}$	28	28	24 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	22 $\frac{1}{10}$	19 $\frac{1}{2}$	O.	Bewölkt, luftig, Regenschauer, Nachmittags starker Wind.
18. -	27 $\frac{5}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	28	25 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	22 $\frac{1}{10}$	20	O.	Bewölkt, regnigt, windig.
19. -	27 $\frac{4}{10}$	28 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{6}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	25	25 $\frac{7}{10}$	26	25 $\frac{3}{10}$	22 $\frac{3}{10}$	21 $\frac{1}{2}$	O.	Bewölkt, regnigt, luftig.
20. -	27 $\frac{8}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	29	28 $\frac{1}{10}$	26	25 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{7}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	21	NO.	Trübe, windig, Regenschauer, Gewitter.
21. -	27	27 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	23	21 $\frac{1}{2}$	NO.	Trübe, windig, Regen, Ge- witter.
22. -	27 $\frac{5}{10}$	29 $\frac{7}{10}$	29 $\frac{2}{10}$	27	24 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	24 $\frac{9}{10}$	24	21	NO.	Luftig, klar, schön.
23. -	27 $\frac{5}{10}$	29 $\frac{3}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	28 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{5}{10}$	26 $\frac{4}{10}$	26 $\frac{6}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	21 $\frac{1}{2}$	NO.	Bewölkt, windig, Regenschauer.
24. -	27 $\frac{9}{10}$	28 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{1}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{3}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	23	22	NNO.	Bewölkt, starker Wind, starke und häufige Regengüsse.
25. -	27 $\frac{5}{10}$	29 $\frac{2}{10}$	29	27 $\frac{5}{10}$	25 $\frac{10}{10}$	26 $\frac{4}{10}$	25 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	22	NO.	Bewölkt, starker Wind, Regen- güsse.
26. -	27 $\frac{6}{10}$	29	29 $\frac{3}{10}$	27 $\frac{5}{10}$	24 $\frac{2}{10}$	25 $\frac{8}{10}$	26	25 $\frac{1}{10}$	23 $\frac{1}{10}$	21 $\frac{1}{2}$	NO.	Schön, luftig, klar.

T'ag.	Thermometer. (Celsius.)					Psychrometer. (Celsius.)					Barometer.	Thermo- metro- graph. (Réaum.)	Wind- rich- tung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	7 h.				
27. Juli	27 $\frac{4}{10}$	29 $\frac{2}{10}$	29 $\frac{1}{10}$	25	24 $\frac{7}{10}$	24 $\frac{8}{10}$	25	23 $\frac{7}{10}$		23 $\frac{1}{2}$	21	NNO.	Morgens starker Regenguls, dann schön, luftig, Abends Gewitter.	
28. -	26 $\frac{2}{10}$	27 $\frac{9}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	27	24 $\frac{9}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{6}{10}$	26 $\frac{2}{10}$		23	20	NNO.	Bewölkt, luftig, Regenschauer.	
29. -	26 $\frac{8}{10}$	28 $\frac{8}{10}$	29	28 $\frac{1}{10}$	25 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{2}{10}$	26 $\frac{6}{10}$	25 $\frac{6}{10}$		23 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{1}{2}$	NNO.	Schön, klar, luftig, einzelne Regenschauer.	
30. -	28	29 $\frac{8}{10}$	29 $\frac{8}{10}$	28	24 $\frac{5}{10}$	25	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{1}{10}$		23 $\frac{3}{4}$	20 $\frac{1}{4}$	NNO.	Schön, klar, windig.	
31. -	24 $\frac{8}{10}$	30	29 $\frac{9}{10}$	27 $\frac{8}{10}$	21 $\frac{3}{10}$	25 $\frac{7}{10}$	25 $\frac{4}{10}$	24 $\frac{1}{10}$		23 $\frac{1}{2}$	19	NW.	Schwacher Wind, schön, trocken.	
1. August	26 $\frac{2}{10}$	29 $\frac{7}{10}$	29 $\frac{8}{10}$	26 $\frac{3}{10}$	22 $\frac{1}{10}$	23 $\frac{5}{10}$	23 $\frac{2}{10}$	21 $\frac{1}{10}$		23 $\frac{3}{4}$	19	O.	Schön, klar, windig.	

Medium 26 $\underbrace{28\frac{4}{10}, 28\frac{6}{10}, 27\frac{3}{10}, 24\frac{5}{10}, 25\frac{8}{10}, 25\frac{8}{10}, 25\frac{1}{10}}_{27\frac{8}{10}}$ $\underbrace{25\frac{8}{10}, 25\frac{1}{10}}_{25\frac{6}{10}}$
 (22,24° Réaumur.)

Die Thermometerbeobachtungen sind viermal täglich zu den geeignetsten Stunden gemacht worden, und ergeben für die gesammte Beobachtungszeit eine mittlere Temperatur von $27\frac{8}{10}^{\circ}$ Cel. oder $22,24^{\circ}$ Réaum., und für die einzelnen Tageszeiten:

6 Uhr Morgens	26 ⁰ Cel.
11 - -	$28\frac{4}{10}^{\circ}$ -
3 - Nachmittags	$28\frac{5}{10}^{\circ}$ -
7 - -	$27\frac{3}{10}^{\circ}$ -

Die Psychrometerbeobachtungen für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft sind nach der Methode von August an einer befeuchteten Thermometerkugel gemacht worden, und ergeben für die ganze Zeit überhaupt einen mittlern Dunstdruck (in Pariser Linien) von $10,35''$, für die einzelnen Tageszeiten aber folgende mittlere Zahlen:

6 Uhr Morgens	10,06''
11 - -	10,58''
3 - Nachmittags	10,55''
7 - -	10,21''

Die Barometerbeobachtungen konnten leider nur unvollständig angestellt werden, weil das Barometer bei der Strandung des Schiffes völlig unbrauchbar wurde.

Da unser Aufenthalt hauptsächlich in die Frühjahrsregenzeit fiel, so liefert die vorstehende Tabelle ein treues Bild gerade derjenigen Periode, welche von Europäern als die gefährlichste unter den Tropen gefürchtet zu werden pflegt, wiewohl sie mit einem warmen und feuchten Sommer in Deutschland augenscheinlich große Aehnlichkeit hat.

Der Vergleich unserer eignen Untersuchungen mit allen zuverlässigen Angaben, welche wir zu erlangen im Stande waren, insbesondere mit den Berichten, die uns dortige Ansiedler lieferten, führte uns über Klima und Witterungsverhältnisse der Mosquitoküste zu nachstehenden Resultaten.

Die geographische Lage des Landes, zwischen dem eilften

und sechszehnten Grade nördlicher Breite, und die unbedeutende Erhebung über den Meeresspiegel bedingen ein tropisches Klima. Dasselbe erleidet aber durch die Configuration des Bodens und durch die herrschende Windrichtung eine sehr wesentliche Modification.

Wie nämlich bereits oben — Kapitel II. — näher ausgeführt ist, hat die ganze Küste eine flache, von wenig beträchtlichen Hügelzügen unterbrochene Lage, und erhebt sich vom Atlantischen Ocean aus nach dem Innern zu, nur in sehr allmähig, wellenförmig höher und höher ansteigenden Terrassen dergestalt, daß erst in einer Entfernung von 10 bis 15 geographischen Meilen die flachen Abhänge und Seitenausläufe derjenigen Gebirgszüge auftreten, welche weiterhin die Grenze zwischen den Republiken von Centralamerika und dem Mosquitolande bilden.

Bei dieser Gestaltung des Bodens ist das ganze Land den während drei Vierteln des Jahres wehenden östlichen Seewinden ausgesetzt.

Hiernach tritt das Klima der Mosquitoküste ganz entschieden als ein Seeklima auf, und nicht nur die angenehmste Milderung tropischer Hitze, sondern auch eine geringe Differenz der Temperaturen der einzelnen Jahreszeiten und der einzelnen Tageszeiten untereinander ist die Folge desselben.

Hierin liegt nun der außerordentlich große Unterschied zwischen dem Klima der Mosquitoküste und dem Klima der meisten übrigen Länder unter denselben Breitengraden*).

Am auffallendsten ist dies im Vergleich mit dem afrikanischen Festlande. Aber selbst das Klima der westindischen Inseln steht dem der Mosquitoküste beträchtlich nach. Die gebirgige Beschaf-

*) So beträgt nach Cossigny und le Gentil in Pondicheri unter 11° 42' N. die kleinste Temperatur 21° 6 Cel., die höchste 44, 7; in Madras unter 13° 45' N. nach Roxburgh das Minimum 17° 3, das Maximum 40°; in Martinique unter 14° 35' N. nach Chanvalon, Minimum 17, 1 Maximum 35°.

fenheit dieser Inseln schließt im Allgemeinen das Seeklima aus, weil durch die nahe an das Meeresgestade gerückten Gebirge ganz andere Bedingungen der Witterungs-Constitution gegeben werden. Für die hochgelegenen Gegenden sind dieselben zwar gewöhnlich vortheilhaft; diejenigen Plätze aber, welche niedrig an der Meeresküste, zwischen dieser und den nahen Gebirgen liegen, sind einem Wechsel der heifsesten Tage und sehr kalter Nächte ausgesetzt und werden deshalb der menschlichen Gesundheit leicht nachtheilig. Beispiele dieser Art sind Kingston auf Jamaica und die Havanna.

Die Jahreszeiten auf der Mosquitoküste unterscheiden sich, wie in den Tropengegenden überhaupt, in nasse und trockene; es sind deren jedoch nicht, wie in den meisten tropischen Ländern, nur zwei, sondern vier, zwei nasse und zwei trockene.

Die Winterregenzeit beginnt gegen Ende des October und währt bis in den Februar. Der Regen hält in dieser Zeit keinesweges fortdauernd an, währt vielmehr selten einen ganzen Tag hindurch. Er erscheint gewöhnlich in der Form häufiger, mehr oder minder schnell vorübergehender Schauerregen, welche oft von starken Windstößen begleitet sind, und selbst während dieser nassen Jahreszeit giebt es nicht selten Tage und Nächte, welche ganz ohne Regen vergehen, was besonders der Fall ist, wenn ein trockner Nordwind das Uebergewicht erhält.

Allgemeine Landregen, welche den ganzen Horizont überziehen und mehrere Tage lang anhalten, wie die Herbstregen im nördlichen Europa, sollen dort niemals oder nur höchst selten vorkommen. Dagegen sind die Wassermengen, welche in den einzelnen Regengüssen herabfallen, ungleich beträchtlicher, als in Europa.

Während dieser nassen Jahreszeit erreicht die Temperatur im Monate December ihr Minimum, welches nach den Angaben dortiger Ansiedler — vgl. auch Thomas Young a. a. O. p. 58 — etwa 60° Fahr., also $15, 55^{\circ}$ Cel. oder $12, 44^{\circ}$ Réaum. beträgt.

Von der Mitte oder vom Ende des Februar folgt hierauf bis zur ersten Hälfte des Juni eine trockene Jahreszeit, worauf die bis gegen das Ende des Juli anhaltende Frühlingsregenzeit eintritt, welche sich von der Winterregenzeit hauptsächlich nur durch die höhere Temperatur unterscheidet.

Auf dieselbe folgt dann wiederum eine, bis gegen Ende October anhaltende, trockene Jahreszeit, während welcher die Temperatur im Monat August ihr Maximum von 86° Fahr. oder 30° Cel. oder 24° Réaum. erreicht.

Die Uebergänge der trockenen und nassen Jahreszeiten in einander sind — nach den übereinstimmenden Aussagen der dortigen Ansiedler — an der Mosquitoküste weniger schroff, als in echt tropischen Landklimaten, und ganz besonders dürfte hervorzuheben sein, dafs auch die trockenen Jahreszeiten durch einzelne, leichte, meistens in der Nacht fallende Regenschauer erfrischt und abgekühlt werden.

Für die einzelnen Monate stellen sich nach dem Vorhergehenden folgende allgemeine Witterungsverhältnisse heraus.

1. Winter-Regenzeit.

October, in der ersten Hälfte gewöhnlich trocken, bei vorherrschenden östlichen Winden; gegen das Ende Regenschauer; Eintritt des Winters bei vorherrschenden Nordwinden.

November, Regenschauer bei vorherrschenden Nordwinden, einzelne Tage und Nächte trocken.

December, anhaltendere Regenschauer, Nordwinde, tiefste Temperatur bis 15° Cel. oder 12° Réaum. Nach allen Nachrichten, welche wir von den dortigen Ansiedlern erhalten konnten, fällt im December zwar der meiste Regen; doch kommen auch in diesem Monate höchst selten Tage vor, an welchen es un-
ausgesetzt regnete, wogegen nicht ungewöhnlich mehrere Tage hindurch klares, kühles Wetter vorherrschend ist.

Der Capitain Haly, ein wissenschaftlich gebildeter Engländer,

welcher seit etwa 20 Jahren am Cap Gracias a Dios ansässig ist, versicherte uns, daß nach seinen, ziemlich regelmässigen Beobachtungen während dieses kältesten Monats die Temperatur zwischen 60 und 65° Fahr. schwanke (15 bis 18, 33° Cel. oder 12 bis 14, 66° Réaum.).

Januar. Regenschauer mit klarem Wetter wechselnd. Nordwinde.

Februar. Die Regenschauer nehmen schon in der ersten Hälfte ab, während die Nordwinde noch vorherrschend bleiben, und gegen das Ende des Monats erhält, bei wechselnden Nord- und Ostwinden, klares, trockenes Wetter das Uebergewicht.

2. Die trockene Jahreszeit

beginnt gewöhnlich schon in der zweiten Hälfte des Februar, bei wechselnden nördlichen und östlichen Winden.

März, trocken, mäßig warm; der Wind geht von Norden durch Nordosten nach Osten, und die östlichen Seewinde treten anhaltend auf.

April, trocken, mäßig warm, anhaltende östliche Winde, nur selten noch wechselnd mit nördlichen Winden.

Mai, trocken; die Wärme äußerst gemildert durch die gleichmässigen, starken östlichen Passatwinde und leichte nächtliche Regen.

Juni, erste Hälfte in der Regel noch trocken, jedoch hin und wieder durch einzelne Tages-Regenschauer unterbrochen, welche schnell vorüberziehen. Anhaltende, erfrischende Ostwinde.

3. Die zweite nasse oder Frühlings-Regenzeit.

Juni, zweite Hälfte. In der zweiten Hälfte des Juni treten die Schauerregen häufiger und anhaltender ein, wechselnd mit klaren und völlig trocknen Tagen, wie dies aus der oben gegebenen

Tabelle speciell zu ersehen ist. Anhaltende, erfrischende Ostwinde, Gewitter.

Juli, häufigere und stärkere Regenschauer, welche in der Regel flüchtig vorüberziehen und niemals den ganzen Tag hindurch anhalten. Einzelne klare Tage. Häufige Gewitter, ebenfalls mit großer Schnelligkeit heraufziehend und eben so schnell vorüberziehend. Gegen das Ende des Monats nehmen die Regenschauer ab und verlieren an Intensität. Anhaltend starke Ostwinde.

4. Die zweite trockene Jahreszeit.

August, trocken; Wind wechselnd, doch Seebrisen meistens vorherrschend. Gegen Ende des Monats erreicht die Wärme ihr Maximum von 30° Cel. (24° Réaum.), wird aber gemildert durch einzelne, meistens in der Nacht fallende Regen.

September — wie im August; gegen Ende des Monats nimmt die Wärme ab.

October, erste Hälfte. In der ersten trocknen Hälfte des Monats treten die östlichen Winde wieder stärker auf, und gehen gegen die Mitte des Monats durch Nordost nach Norden, worauf die Winterregenzeit ihren Anfang nimmt.

Die eigentlichen Regenmonate, in welchen die Nässe vorherrscht, sind demgemäfs:

November;

December,

Januar,

Juli.

Monate, in welchen Regentage und heitere Witterung ziemlich im Gleichgewichte stehen:

October,

Februar,

Juni.

Trockene Monate:

März,
 April,
 Mai,
 August,
 September.

Die Tagestemperatur hat nach unsern Beobachtungen ihr Maximum zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, ihr Minimum kurz vor Sonnenaufgang. Die Differenz zwischen beiden ist so geringe, wie es die Natur des Seeklima's bedingt.

Dafs die Tages- und Nachtlängen im Laufe des Jahres unter den Tropen wenig variiren, und dafs weder die Tage, noch die Nächte, die Länge der längsten europäischen Tage und Nächte erreichen, ist bekannt.

Die Menge der wäfsrigen Niederschläge, sowie der Feuchtigkeitsgehalt der atmosphärischen Luft, ist während der Regenzeit an der Mosquitoküste beträchtlich.

In einzelnen Regengüssen fallen sehr bedeutende Wassermengen herab, besonders bei Gewitterregen.

Wir haben mehrere Messungen der Regenmengen angestellt, welche wir uns hier anzuführen erlauben, obgleich wir sehr wohl wissen, dafs solche Beobachtungen nur Werth haben, wenn sie Jahre lang fortgesetzt sind, wogegen die unsrigen ganz vereinzelt dastehen.

Bei dem Gewitterregen, welcher am 16ten Juni Nachmittags von 3 bis etwa $4\frac{1}{2}$ Uhr anhielt, fanden sich in einem Gefäfse von circa 1 Quadratfufs Oeffnung circa 153 Cubikzoll Wasser, so dafs also das herabgefallene Wasser eine Höhe von $\frac{153}{144}'' = 1,0625''$ erreichte.

Bei dem starken Gewitterregen, welcher am 21sten Juni Morgens 6 Uhr circa 35 Minuten anhielt, fand sich eine Regenhöhe von $\frac{95}{144}'' = 0,65972''$.

Bei dem anhaltend starken Regen endlich, welcher am 12ten Juli von 7 Uhr Morgens bis $12\frac{1}{2}$ Uhr Mittags fiel, betrug die Höhe des gefallenen Wassers $\frac{172}{144}'' = 1,1944''$.

Dies sind die größten Regenmassen, welche wir während der Frühlingsregenzeit beobachtet haben.

Die Thaumenge war während unseres Aufenthaltes in den, verhältnißmäßig wenigen trocknen Nächten, in welchen wir Beobachtungen anstellen konnten, höchst unbedeutend. Sie soll, nach der übereinstimmenden Aussage der dortigen Ansiedler, auch während der trocknen Jahreszeit nicht sehr beträchtlich sein, worauf wohl der Umstand Einfluß haben mag, daß auch zur Nachtzeit die atmosphärische Luft über dem Lande selten eine niedrigere Temperatur hat, als über dem Meere.

Während der trocknen Jahreszeiten ist der Himmel klar und heiter, nur vorübergehend von Wolken umlagert, welche sich Morgens als große Bänke am Horizont sammeln, den Tag hindurch stehen bleiben und Abends zerfließen, und die Sterne leuchten dann mit einem ruhigen, hellen Lichte.

Auch während der nassen Jahreszeiten ist andauernd völlig bewölkter Himmel selten. Regenschauer wechseln mit dem heitersten Sonnenscheine. Noch ist der Himmel klar, die starke Seebrise weht die angenehmste Kühlung über das Land hin; — plötzlich tauchen Wolken am fernen, östlichen Horizont auf; — sie breiten sich weiter aus, ziehen schnell herauf, verhüllen den Himmel und stürzen, nicht selten von Windstößen, Blitz und Donner begleitet, Wasserströme herab. Aber so schnell sie gekommen sind, so flüchtig eilen sie vorüber. Nach einer Stunde, ja oft nach einer Viertelstunde, ist der Himmel wieder klar und heiter, um bald von neuen Wolkenmassen verdeckt zu werden. Nur an wenigen Tagen hält der Regen mehrere Stunden lang an.

Auch während der Nächte der nassen Jahreszeit, welche sich durch ungemeines Funkeln der Sterne auszeichnen, erscheinen diese Regenschauer. Nach unsern Beobachtungen pflegt jedoch in der Regel ein völlig heiterer Tag zu folgen, wenn es in der Nacht stark geregnet hatte.

Dies war der Verlauf während der ganzen Frühlingsregen-

zeit, welche wir in dem Mosquitolande verlebten, und in ähnlicher Weise soll, nach der Aussage glaubwürdiger Ansiedler, der Verlauf der Winterregenzeit sein; nur dafs die Temperatur dann viel tiefer steht und die einzelnen Regenmengen beträchtlicher sind.

Die Electricität der atmosphärischen Luft ist während der Regenzeit bedeutend. Starkes Wetterleuchten war eine der gewöhnlichsten nächtlichen Erscheinungen. Auch andere Feuermeteore sind nicht selten, und wir sahen selbst mehrmals Feuerkugeln am nächtlichen Himmel.

Gewitter fehlen während der nassen Jahreszeiten nicht; sie ziehen jedoch meistens mit grofser Schnelligkeit vorüber, und mit Ausnahme eines einzigen Falles*) ist uns ihre Intensität nicht

*) Das stärkste Gewitter, welches wir auf der Mosquitoküste erlebt haben, überfiel uns am 28sten Juni, als wir Nachts in der Gegend des Cap False zu Pferde am Meeresstrande reisten. Gegen 2 Uhr Morgens trat plötzlich eine drückende Schwüle ein. Das Thermometer stieg auf 29° Cel. (23° R.). Auf eine kurze Windstille folgte ein starker Ostwind; — furchtbare Wolkenmassen zogen mit unglaublicher Geschwindigkeit herauf, verhüllten den Mond, der bis dahin hell geschienen hatte, und bedeckten bald den ganzen Himmel. Der Regen stürzte in einem gewaltigen Strome herab, und in dem Zeitraume weniger Minuten war eine solche Finsternifs eingetreten, dafs man im eigentlichsten Sinne des Worts Nichts zu sehen vermochte. Blitze von blendend weißer Farbe durchkreuzten nun den Himmel nach allen Richtungen hin, und liefsen auf Augenblicke die am Gestade brandenden Wellen und die herabstürzenden Regenmassen wie Feuerfluthen erscheinen. Ein eigenthümlicher Schwefelgeruch beengte uns den Athem, und die Donnerschläge rollten, oder schmetterten vielmehr so furchtbar, dafs Himmel und Erde zu beben schienen. Unsere Pferde, welche sogleich bei dem Ausbruche des Wetters von selbst Halt gemacht und sich vom Winde abgewendet hatten, mit gesenkten Köpfen dastanden und nicht von der Stelle zu bringen waren, zitterten so stark, dafs wir uns genöthigt sahen, abzusteigen, um ihr Zusammenstürzen zu vermeiden. Es ist nicht übertrieben, dafs es bei den einzelnen Donnerschlägen schien, als ob der Boden unter unsern Füfsen wanke. So schnell aber dieses furchtbare Wetter heraufgezogen war, so schnell eilte es vorüber. Nach kaum 40 Minuten waren die Wolken entflohen, und der Mond schien wieder so freundlich, wie zuvor.

Das Thermometer zeigte nun 25° C. und sank bald darauf bis zu 23½° C. Die See nahm an dem ganzen Ereignifs keinen Antheil, blieb vielmehr in derselben Bewegung, wie zuvor.

Nach dem Eindruck, den dies schwere Gewitter auf unsere indianischen Be-

ungewöhnlich erschienen. Wir haben auch niemals die Spur eines Gewitterschadens bemerkt.

Ueber die herrschenden Winde haben wir bereits oben angeführt, daß fast beständig, das ganze Jahr hindurch, Seewinde wehen, unter welchen besonders die östlichen Passate das entschiedene Uebergewicht haben. Sie sind keinesweges kalt — wie etwa die Ostwinde in Europa — vielmehr macht ihr Eintritt oder ihre Dauer keinen Temperaturunterschied. Sie sind aber — wie wir an uns selbst genugsam erfahren haben — so ungemein erfrischend, daß selbst höhere Temperaturen viel weniger lästig fallen, als häufig die Sommerhitze in Deutschland.

Auf unsern Wanderungen in das Innere trauten wir mehr als einmal unsern Augen kaum, wenn das, stets zur Beobachtung bereit gehaltene Reisettermometer eine Wärme von 22 oder 23° Réaum. angab, während wir, unserm Gefühle nach, kaum 18 oder 19° vermutheten, und nur durch eine Vergleichung mit den, alsbald hervorgeholten übrigen Instrumenten konnten wir uns von der Richtigkeit unsers Reisettermometers überzeugen. Ebenso können wir versichern, daß wir bei dem Rasten in den gewöhnlichen Indianerhütten, welche nur oben bedeckt sind, und durch welche daher der Wind frei durchstreicht, es mehr als einmal bei einer Temperatur von 20° Réaum. ganz gemüthlich fanden, über den leichten, linnenen Rock, welcher während der Bewegung und Anstrengung der Reise genügt hatte, noch einen wär-

gleiter machte, von denen die meisten unberitten waren, muß allerdings ein solches Ereigniß auch dort eine Seltenheit sein. Sie saßen zusammengekauert auf der Erde und suchten sich neben und unter den Pferden einigermaßen vor dem Regen zu schützen. Nach jedem heftigen Donnerschlage ließen sie ihr klagendes Allaï, Allaï, Allakai! (ach! o! Ausruf des Schreckens und der Furcht) erschallen, und der alte Häuptling Grey, welcher ziemlich geläufig englisch spricht, erklärte uns wiederholt, als wir unsere Reise fortsetzten, daß er etwas Aehnliches in seinem langen Leben nicht erfahren habe. Ueberhaupt blieb dieses Gewitter für unsere Indianer noch lange ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, der in jeder fremden Hütte, in welche wir auf unserer weiteren Reise einkehrten, wieder hervorgesucht und mit vielen lebhaften Gesten vorgetragen und erläutert wurde.

meren, wollenen Rock zu ziehen, und niemals sind uns die wasserdichten Regenmäntel und Regenmützen, welche wir während der Regenzeit bei unseren Reisen zu Pferde oft stundenlang nicht ablegten, irgend besonders lästig geworden.

Da die Küste weit landeinwärts flach und die Lufttemperatur an derselben, zumal in den nassen Jahreszeiten, während der Nächte selten tiefer ist, als die Lufttemperatur über dem Meere, so findet während des größten Theiles des Jahres der, in andern tropischen Ländern so constante Wechsel von Land- und Seewinden nicht statt, sondern die Seewinde bleiben durchaus vorherrschend. Weiter landeinwärts, wo die bedeutendere Erhebung über den Meeresspiegel ein Sinken der Lufttemperatur während der Nacht zur Folge hat, macht sich ein solcher Wechsel allerdings bemerkbar, und auch an der Küste fehlt er während der trockenen Jahreszeiten nicht ganz.

Da, wo der Wechsel stattfindet, beginnt der Seewind gewöhnlich Morgens um 8 oder 9 Uhr, wird allmählig stärker, erreicht in den Nachmittagsstunden sein Maximum, wird dann wieder geringer, und stirbt mit Sonnenuntergang ab, worauf während der Nacht sich der kältere Landwind erhebt, der um Mitternacht sein Maximum zu erreichen und kurz vor Sonnenaufgang einer Windstille Platz zu machen pflegt.

Die Stärke der Winde ist in der Regel nicht unbeträchtlich, doch sind Orkane (Hurricanes), diese den Tropen eigenthümlichen furchtbaren Stürme, hier völlig unbekannt; ein Umstand, der um so mehr zu erwähnen sein dürfte, als manche der westindischen Inseln den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt, ja sogar, wie die kleinen Bahama-Inseln, aus diesem Grunde ganz unbewohnbar sind.

Ebenso unbekannt sind Erderschütterungen *).

*) Thom. Young (a. a. O. p. 89) will während seines Aufenthalts am Black river eine Erderschütterung bemerkt haben, welche 5 Secunden anhielt. Wir haben uns hiernach sowohl bei Herrn W. Upton, welcher damals eben-

Die Indianer kennen die Bedeutung des Ausdrucks „nike-nike“ (Erdbeben) nur aus der Tradition ihrer Vorfahren, welche nach der Sage einen großen Theil des heutigen Nicaragua sollen besessen haben.

Wir haben bei vielen hochbejahrten Indianern über etwa vorgekommene Erderschütterungen nachgeforscht, jedoch stets die übereinstimmende Antwort erhalten, daß sie zwar von solchen Ereignissen in den spanischen Republiken jenseits der Gebirge gehört, in ihrem Lande dergleichen aber niemals erlebt hätten, und der, schon mehrmals erwähnte, am Cap Gracias a Dios residirende Capitain Haly versicherte uns, daß er selbst zu den Zeiten der, mit starken Erdbeben verbundenen Ausbrüche der feuerspeienden Berge von Guatemala weder die geringste Erderschütterung auf der Mosquitoküste, noch sonst eine ungewöhnliche, auf eine so furchtbare Naturerscheinung hindeutende Veränderung in den gewöhnlichen Temperaturverhältnissen bemerkt habe.

Es scheint, als ob die bedeutenden Gebirgszüge, welche die centralamerikanischen Republiken von dem Mosquitolande trennen, auch in dieser Beziehung eine höchst vortheilhafte Scheidewand bilden.

falls am Black river lebte, als bei Capit. Haly erkundigt. Beide wußten sich auf dies Ereigniß durchaus nicht zu besinnen und waren der Meinung, daß Young sich wohl geirrt und einen heftigen Donnerschlag für eine Erderschütterung gehalten habe, indem die letztere jedenfalls im ganzen Lande bemerkt und sicherlich vielfach besprochen worden wäre. Erwägt man genau, was Young von den Wolken erzählt, welche während des Ereignisses die Sonne verdeckten, — so dürfte eine solche Verwechslung nicht unwahrscheinlich sein, indem es nach unsrer eigenen Erfahrung hin und wieder vorkommt, daß einzelne, schnell und ohne Regen vorüberziehende Wolken sich in einem einzigen, schmetternden Donnerschlage entladen, von welchem die Erde zu beben scheint.

Viertes Kapitel.

Von der Flora.

Die gleichmäßig warme Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der atmosphärischen Luft und die vortreffliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugen gemeinschaftlich auf der Mosquitoküste einen Grad von Fruchtbarkeit, welcher den Nordländer in Erstaunen setzt.

Das ganze Land ist mit der üppigsten Vegetation bekleidet. In der Nähe des Meeres wechseln Savannen, deren Gräser oft mehr als mannshoch emporwachsen, mit Gruppen der mannigfachsten Frucht- und anderer nutzbaren Bäume, und wo das Land sich höher über den Meeresspiegel erhebt, findet man Waldungen von Mahagoni, Cedrelen und ähnlichen kostbaren Hölzern.

Pflanzen, welche in unsern Glashäusern, trotz aller Sorgfalt kaum Blüten, geschweige denn Früchte zu bringen vermögen, gedeihen wild in der üppigsten Pracht. Für sein tägliches Brod bedarf der Mensch kaum einer größern Mühe, als der des Einsammelns, und hat nicht um Wintervorrath zu sorgen, weil jede Jahreszeit, jeder Monat neue Früchte reift.

Es würde die Grenzen unseres Berichtes weit überschreiten, auch zur Zeit noch ganz unmöglich sein, die vollständige Flora des Landes zu liefern. Darum haben wir nur das hervorgehoben, was dem menschlichen Bedürfnisse vorzugsweise entspricht.

Es ist, gröfstentheils wild wachsend, Weniges cultivirt, ungefähr Folgendes.

I. Monocotyledoneae Juss.

Der gemeine Pisang, Plantain der Engländer, le Bananier cultivé, *Musa paradisiaca* Linn., Familie der Musaceae (Scitamineae) *Polygamia monoecia* Linn., *Hexandria monogynia* Auct. rec., ist dasjenige Gewächs, welches den Bewohnern der Mosquitoküste die hauptsächlichste Nahrung liefert*).

Er gedeiht in gutem Boden, wird durch Stecklinge fortgepflanzt, treibt in etwa elf Monaten zwischen seinen sechs bis zwölf Fufs langen, palmenartigen Blättern längliche, gurkenförmige Früchte in großen Bündeln, und bringt in jedem Monate neue Blüten hervor und neue Früchte zur Reife.

Die Früchte werden entweder unreif (grün) oder reif (gelb) genossen. In erstem Zustande sind sie reich an Mehl und werden, von der Schale entblößt, geröstet und anstatt des Brodes gebraucht, für welches sie allerdings ein ganz vorzügliches Surrogat gewähren. Im reifen Zustande enthalten sie, aufer dem Mehl, einen großen Reichthum an Zuckerstoff und gewähren dann — bald mit Wasser gekocht, bald in Butter oder Oel gesotten, bald nur am Feuer geröstet — eines der wohlschmeckendsten und nahrhaftesten Gemüse, welche es überhaupt in der Welt giebt**).

Die Banane, Bananen-Pisang, *Musa sapientum* L., gehört derselben Gattung an, wie der gemeine Pisang, und ist ihm sehr ähnlich, nur dafs die Früchte kleiner, von feinerem, gewürzrei-

*) Alexander v. Humboldt hat nachgewiesen, dafs der Pisang auf derselben Grundfläche 44mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffel, und 133mal mehr als der Weizen giebt.

***) Wir haben uns während unseres Aufenthaltes an der Mosquitoküste der gerösteten, reifen Plantanen fortdauernd an Stelle der Kartoffeln bedient. Sie durften bei keiner Mahlzeit fehlen und bildeten oft den Hauptbestandtheil derselben. Es dürfte auf Erden kaum eine gesündere, wohlschmeckendere und mehr nahrhafte Pflanzenspeise geben.

cherem, süßem, erdbeerartigem Geschmacke sind, und daher in der Regel roh, als Obst genossen werden.

Die Blätter der Pisangarten sind zur Anfertigung von Zeugen, Stricken und Flechtwerken sehr brauchbar und werden von den Indianern häufig dazu verwendet.

Die Plantane und Banane gedeiht in den, von uns näher erforschten Theilen der Mosquitoküste überall auf den humusreichen Ufern der Flüsse und der Carataska-Lagune in größter Fülle und Schönheit.

Das Blumenrohr, Indian Cane der Engländer, *Canna Indica* L., Familie der Cannaceae, Monandr. monogyn. L., wächst fußhoch aus einer knolligen, wallnufsgrößen Wurzel. Die letztere ist der Kartoffel ähnlich und eben so, wie die, ein wohl-schmeckendes, spinatähnliches Gemüse gebenden Blätter, genießbar.

Die Pfeilwurzel, Arrow root der Engländer, *Maranta arundinacea* L., Fam. der Cannaceae, Monandr. monogyn. L., hat dicke, knollige Wurzeln, welche reich an Nahrungsstoff sind. Das Mehl dieser Wurzel ist selbst in Europa bekannt und im Gebrauche. Die Fortpflanzung geschieht durch Stecklinge, welche in Zeit eines Jahres nutzbare Wurzelknollen bringen. Sie findet sich häufig in dem Willocksehen Gebiete.

Die echte Vanille, *Epidendron Vanilla* L., Fam. Orchideae, Gynandr. diandr. L., wächst im Mosquitolande auf den tieferen und schattigen Stellen der Flusssufer und in feuchten Waldthälern überall wild. Da sie hier wegen der eigenthümlichen Witterungs- und Bodenverhältnisse ganz vortrefflich gedeiht, so würde sie, gehörig angepflanzt und cultivirt, unzweifelhaft einen sehr hohen Ertrag gewähren. Die langen, schmalen, schön duftenden Fruchtkapseln sind als kostbarer Handelsartikel allgemein bekannt *).

*) Die von den Indianern gesammelte Vanille ist meistens schlecht getrock-

Die Yamswurzel, *Dioscorea alata* L., Fam. Dioscoreae, Dioecia hexandr. L., in den Monaten December, Januar oder Februar gepflanzt, bringt in Zeit von elf Monaten sehr große Wurzelknollen, welche, gekocht oder geröstet, eine kräftige, der Kartoffel sehr ähnliche Nahrung geben.

Die Sarsaparille, *Smilax Sarsaparilla* L., Fam. Smilacaceae (Asparagineae) Dioec. hexandr. L., wächst in sehr großer Menge und in mehreren Varietäten wild an den Fluszufern und in den Savannen. Ihre Blüthe ist gelblich, mit Roth gemischt, die Frucht schwarz und enthält mehrere braune Saamenkörner. Die Wurzelfasern sind in den Apotheken in so häufigem Gebrauche, daß diese Pflanze einen sehr bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Die Sarsaparille aus den Savannen wird für die beste gehalten.

Die Ananas, *Bromelia Ananas*, *Ananassa sativa* L., Fam. Bromeliaceae, Hexandr. monogyn. L., wächst in der größten Menge und in ausgezeichneter Qualität wild. Sie kommt in mehreren Varietäten vor. Die schönste Frucht ist im reifen Zustande von grüner Farbe, mit einem schwachen gelben Anfluge am untern Ende, von einem ungemeinen Saftreichthum und Aroma und einem schmelzenden, hellweißen Fleische. Die gemeine, kleine gelbe Ananas dient als Viehfutter und wird meistens den Schweinen überlassen.

Die Cocospalme, *Cocos nucifera* L., Fam. Palmae pennatifoliae, Monoecia hexandr. L., ist nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der nutzbarsten Bäume, dessen Anpflanzung

net. Ueberhaupt legen die Eingeborenen auf diesen Gegenstand — so wie auf die, ebenfalls überall wild wachsende Sarsaparille — einen sehr geringen Werth. Für einen kleinen Theetassenkopf voll gemeinen Schießpulvers und für einige Angelhaken kann man 100 und mehr Vanilleschoten eintauschen, wenn sich nämlich die Indianer überhaupt zum Einsammeln bequemen.

Die in den Wäldern wachsende Vanille hat den schönsten Duft und das meiste Aroma. Wir haben einige Proben mitgebracht und höchsten Orts vorgelegt, und dieselben sind von Kennern für höchst vorzüglich erklärt worden.

in vielfacher Beziehung außerordentlich belohnend ist. Seine Fortpflanzung geschieht durch die reifen Nüsse, welche man, wenn sie vom Baume gefallen sind, im Freien so lange liegen läßt, bis sie Sprößlinge treiben. Haben diese Sprößlinge eine Länge von anderthalb Fufs erreicht, so pflanzt man die Nufs sammt den Sprößlingen in die Erde.

Der Baum wächst rasch, beginnt im sechsten Jahre zu tragen und bringt Jahr aus, Jahr ein, in jedem Monate ein Bündel von funfzehn bis fünf und zwanzig Nüssen. Wenn er ein höheres Alter als dreißig Jahr erreicht hat, trägt er kleinere Nüsse.

Bei den jungen Nüssen besteht der ganze Kern aus dem bekannten, wohlschmeckenden, erfrischenden und nahrhaften Fruchtwasser — der Cocosmilch *) — welcher sich allmählig als eine weisse, gallertartige, äußerst nahrhafte Masse im ganzen Umfange der Schale absetzt und endlich den harten, ebenfalls äußerst nahrhaften Kern der Nufs bildet, aus welchem das bekannte Cocosnufsöl theils durch Auskochen, theils durch Auspressen gewonnen wird. Die Blätter werden zu Flechtwerken von mancherlei Art und zum Dachdecken gebraucht. Sechs bis zehn Cocospalmen sind für eine Indianerfamilie dasselbe, was das Getreide- und Kartoffelfeld für unsere Ackerbauer ist, — sie ernähren sie. Man findet daher auch die Cocospalme auf allen Indianer-niederlassungen angepflanzt.

Der unsinnige indianische Gebrauch inzwischen, bei dem Tode eines Familienvaters sämtliche, von demselben gepflanzte Cocospalmen niederzubauen, beschränkt außerordentlich die Vermehrung dieses so äußerst nutzbaren Baumes.

Der Werth des Oeles, welches aus einem Cocosnufsbaum jährlich gewonnen werden kann, berechnet sich bei dem jetzi-

*) Die Milch der Cocosnüsse, welche nach Europa — wenigstens nach dem nördlichen Europa — kommen, befindet sich bereits in einem verdorbenen Zustande und schmeckt daher widerlich. Nach unsern Erfahrungen hält sich das Fruchtwasser in den Nüssen kaum 4 bis 5 Tage ziemlich frisch.

gen Preise des Cocosöls von $12\frac{1}{2}$ Thlr. pro Centner auf circa 6 bis 8 Thlr., indem 8 bis 9 Cocosnüsse ein Quart Oel geben.

Die wahre Oelpalme, *Palm. oiltree* der Engländer, *Elaeis Oleracea* Jacq., Fam. *Palmae pennatifol.*, in Guinea einheimisch, findet sich angebaut auch auf der Mosquitoküste. Die Frucht hat zwischen der äußeren Haut und dem Steine eine gelbe, breiige, süsse Substanz, welche ein röthlich-gelbes Oel entliält. Letzteres wird auch aus der Nufs gewonnen, indem man sie mit Wasser abkocht und darauf das Oel von der Oberfläche abschöpft. Aus Stamm und Aesten gewinnt man eben so, wie aus mehreren andern Palmarten, eine Flüssigkeit, welche unter dem Namen Palmwein bekannt ist.

Die Kohlpalme, *Cabbage tree* der Engländer, *Areca Oleracea* L., *Euterpe Caribaea* Spr., Fam. *Palmae pennatifoliae*, ist einer der prächtigsten Bäume, erreicht oft eine Höhe von hundert Fufs und hat einen völlig geraden Stamm, dessen Zweige und Blätter erst wenige Fufs unter dem Gipfel beginnen. Nahe dem letzteren findet sich in einer dünnen, grünen, schwammartigen Börke eine eigenthümliche Substanz, welche die Engländer Cabbage (Kohl) nennen und von welcher der Baum seinen Namen hat. Diese Substanz ist sehr umfangreich, von der Form eines Elefantenzahnes, von weißer Farbe und besteht aus langen, dünnen, dicht an einander liegenden Lamellen. Sie wird sowohl roh, als gekocht in Gestalt eines Gemüses, genossen und hat einen außerordentlich angenehmen, der Artischocke ähnlichen Geschmack. Eine andere Species der *Areca*, welche sich ebenfalls sehr häufig wild wachsend findet, trägt rothe Früchte, die besonders reich an Oel sind.

Von den Indianern werden diese Früchte als Nahrung benutzt.

Die Fächerpalme, *Mauritia flexuosa* L., Fam. *Palmae flabellifoliae*, *Dioec. hexandr.*, wächst in großen Mengen auf dem Meeresstrande, am tiefsten Saume der Savannen und an niedri-

gen Stellen der Fluszufer. Die Blätter derselben werden von den Indianern hauptsächlich zum Decken der Hütten benutzt.

Die *Cocoës*, *Caladium esculentum* Vent., *Colocasia esculenta* Schott, Fam. Callaceae (Aroideae Juss.) *Monoecia polyandr.* L., bekannt wegen der knolligen, einer großen Kartoffel ähnlichen Wurzel, welche, gekocht, eine vortreffliche Nahrung giebt, und als solche in Westindien den Kartoffeln allgemein vorgezogen wird. Man pflanzt sie durch die reifen Wurzeln selbst oder durch Stecklinge fort.

Ungefähr neun Monate nach der Anpflanzung reifen die Wurzelknollen, und während eines Zeitraums von drei bis vier Jahren erzeugen sie alle vier bis fünf Monate neue Knollen.

Das Zuckerrohr, *Saccharum officinarum* L., Fam. Gramineae (Andropogoneae) *Triandr. digyn.* L., ist eine rohrartige Pflanze, deren Aehrchen an vielästigen Rispen wachsen.

Sie findet sich im Mosquitolande häufig angebaut, besonders in den Indianerniederlassungen an den Fluszufern. Die Indianer genießsen das Mark entweder roh, oder pressen den Saft aus und bedienen sich desselben als Getränk oder zur Versüßung ihrer Speisen.

Das Zuckerrohr gedeiht im Mosquitolande ganz vortrefflich, obgleich der Anbau mit der größten Nachlässigkeit und völlig als eine gleichgültige Nebensache betrieben wird. Der Anbau geschieht durch Stecklinge, und zwar so, daß durch jährliches Abschneiden des Rohres aus derselben Plantage zwanzig bis dreißig Jahre lang ergiebige Erndten gehalten werden. Es bedarf dazu übrigens nicht gerade eines niedrigen, feuchten Bodens, sondern es gedeihen selbst ziemlich hoch auf den Bergen die schönsten Plantagen, wie man dies auf den westindischen Inseln (Grenada, Cuba, Jamaica u. a.) ganz gewöhnlich sieht*).

*) Nach Alexander v. Humboldt kann diese Pflanze überall mit gutem

Das eigentliche Rohr, unterhalb der Halme, enthält den Zuckersaft (Rohrzucker), welcher, nachdem das Rohr in Mühlen zerquetscht ist, aus dem Saft durch Abkochen mit Kalk und Holzasche gewonnen wird. Bei dem Abkühlen des Zuckersaftes scheidet sich der flüssige Theil (Melasse) und eine dunkle, körnige Masse (Rohzucker) von einander. Die letztere wird durch Reinigung in Hutzucker verwandelt, wie dies Alles genugsam bekannt ist.

Der Anbau des Zuckerrohres liefert auf demselben Areal eine größere Ausbeute, als jeder andere Gegenstand des Ackerbaues. Das Verhältniß zwischen dem Ertrage des Zuckers und dem des Weizens ist wie 8:1, wobei freilich die größeren Kosten einer Zuckerplantage nicht zu übersehen sind *).

Der dänische Naturforscher Showw bemerkt übrigens sehr richtig, daß die Behauptung, der Zuckerbau könne nur mit Sklaven betrieben werden, sich in Mexico und in Ostindien hinlänglich widerlegt finde. Unsere, aus eigener Ansicht gewonnene Ueberzeugung über die Nothwendigkeit der Sklaven zum Zuckerbau ist die, daß auf den englischen westindischen Colonien, wo die Sklaverei aufgehoben ist, der Zuckerbau nicht darum gelitten hat, weil er nicht mehr durch Sklaven betrieben wird, sondern dadurch, daß es den Zuckerplantagen überhaupt an Arbeitern fehlt.

Mit der Sklaverei steht dies nur indirect im Zusammenhang. Wir werden dies weiter unten, wo von der Cultur des Bodens gehandelt wird, näher auszuführen versuchen.

Der Reis, *Oryza sativa* L., Fam. Gramineae (Oryzeae), Hexandr. trigyn. L., gewährt ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner tropischer Länder, ist bisher aber im Mosquitolande, wo er vortrefflich gedeiht, nur von einzelnen europäischen Ansied-

Erfolg angebaut werden, wo die Jahres-Durchschnitts-Temperatur nicht unter 19° oder 20° steht.

*) Showw: Naturschilderungen. Kiel 1840.

lern angebaut worden. Er erfordert nicht überall einen tief belegenen, feuchten Boden, sondern kann, wenigstens in einzelnen Varietäten, auch auf hohem, bergigem Lande cultivirt werden.

Sein Mehlgehalt ist bedeutender, als der des Weizens, der Kartoffel und des Mais.

Aufser der bekannten Nahrung liefert der Reis den, durch Destillation gewonnenen Arrak.

Der Mais, indianisches Korn, türkischer Weizen, *Zea Mays* L., Fam. Gramineae (Olyreae), *Monocotyledonae* L., ist ein, auch bei uns bekanntes Getreide, dessen Früchte von weißer, rother, blauer oder bunter Farbe auf einem kolbenförmigen Fruchtboden wachsen. Wie der Mais überhaupt in ganz Amerika eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel sowohl für den Menschen, als für die Hausthiere ist, der an Ertrag alle unsere Getreidearten bedeutend übersteigt, so sieht man ihn auch von den Mosquitoindianern bereits vielfach angebaut. Aufser dem großen Ertrage gewährt er hier zugleich den Vortheil, daß eine Misserndte fast niemals zu befürchten ist.

Die Indianer säen ihn kurz vor Eintritt der Regenzeit entweder breitwürfig auf neuem Waldlande in das niedergeschlagene Gebüsch hinein, welches auf dem Boden liegen bleibt, oder auf ihrem cultivirten Acker, indem in kleinen, je 2 Fufs von einander entfernten Vertiefungen zwei bis drei Körner eingelegt werden. Er gedeiht ganz vorzüglich. Bei gutem Boden darf man in weniger als 4 Monaten Früchte erwarten und kann alljährlich zweimal säen und erndten.

II. Dicotyledoneae Juss.

Der Pfefferstrauch, *Piper nigrum* L., Fam. Piperaceae, *Diandria monog.* L., findet sich stellenweise in verwildertem Zustande, namentlich bei Krata, an der Carataska-Lagune, wo er von frühern Ansiedlern wahrscheinlich angepflanzt ist. Die rothbraunen Beeren bedürfen mehrerer Monate, bevor sie ihre völ-

lige Reife erlangen. Man nimmt sie indessen vor der Reife ab, weil sie dann schärfer sind, und trocknet sie, wodurch sie eine kugelförmige Gestalt und eine schwarze Farbe bekommen (schwarzer Pfeffer).

Ein anderes Verfahren besteht darin, daß man durch Eingraben oder durch Einweichen in Wasser die Beeren ihrer Hüllen beraubt, so daß die weißen Saamen zurückbleiben, welche letztere unter dem Namen des weißen Pfeffers bekannt und gebräuchlich sind.

Die Fichte, Pitch pine der Engländer, *Pinus taeda* L., *pinus occidentalis*? Fam. Abietineae, Monoecia Monadelphia L., erreicht eine sehr bedeutende Höhe und ist zu Schiffsmasten vorzugsweise brauchbar. Sie findet sich häufig und von außerordentlicher Höhe und Schönheit auf hoch gelegenen, sandigen Stellen an den Ufern der Flüsse und der Carataska-Lagune.

Der Brodfruchtbaum, *Artocarpus incisa* L., Fam. Artocarpeae verae, Monoecia Monandria L., soll an einzelnen Stellen im Innern vorkommen, wie uns von den, im Lande ansässigen Europäern und von den Eingeborenen versichert worden ist. Wir selbst haben keinen Brodfruchtbaum angetroffen. Die Frucht wird vor ihrer völligen Reife gepflückt, geröstet und von ihrer Rinde befreit, worauf das weisse, weiche Fleisch, das der Cassave am ähnlichsten sein soll, sich dem Genusse darbietet.

Der Federharz-Feigenbaum, *Ficus elastica* Roxb., Fam. Artocarpeae (Moreae), Polygamia polyoecia L., Dioecia triandr. Pers., liefert ein, dem echten Kautschuk ähnliches Gummiharz. Der Baum findet sich in den Waldungen ziemlich häufig.

Der Avocado Pear der Engländer, *Laurus Persea* L., *Persea gratissima* Gaente, Enneandria monogyn. L., eigentlich Dioecia polyandria, trägt eine birnenartige Frucht von höchst aromatischem Geschmack, welche im August und September zu reifen beginnt. Man genießt sie in Form eines Salates.

Der englische Gewürzbaum — Nelkenpfeffer, Jamaica Pfeffer, pimento der Engländer — *Myrtus pimenta* L., *Eugenia pimenta* Decand., Fam. Myrtaceae, Icosandria monogyn. L., ist ein Baum von 20 bis 30 Fufs Höhe, dessen kugelförmige Beere von der Gröfse eines Pfefferkorns und von brauner Farbe unter dem Namen Piment, Nelkenpfeffer, Jamaica Pfeffer oder englisches Gewürz in den Haushaltungen genugsam bekannt ist. Er wächst im Mosquitolande wild.

Die Lebensiche, Life Oak der Engländer, *Bignonia* (*Quercus*? Tussac.), Fam. Bignoniaceae, Didynamia angiospermia L., wächst häufig an den Rändern der Savannen, erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fufs und giebt ein sehr schönes Bauholz.

Der Sapotillbaum, *Achras Sapota* L., Fam. Sapoteae, Hexandr. monogyn. L., erreicht eine Höhe von 50 Fufs und eine bedeutende Stärke, so dafs er sich wegen der Härte seines Holzes zum Schiffs- und Häuserbau besonders eignet. Die grofsen äpfelartigen Früchte sind geniefsbar. Man unterscheidet zwei Varietäten derselben, süfse und saure (sweet Sop und sour Sop der Engländer). Er kommt häufig vor.

Der Taback, *Nicotiana Tabacum* L., Fam. Solaneae (Datu-reae) Pentandr. monogyn. L., ist zwar bis jetzt wenig angebaut, überall aber, wo wir Stauden desselben angebaut, oder in verwildertem Zustande antrafen, war er von so vortrefflichem Ansehen, dafs ein geregelter Anbau unzweifelhaft den gröfsten Nutzen verspricht. Die getrockneten Blätter, welche wir mehrmals von den Indianern eintauschten, waren von vorzüglichem Geschmack und Geruch. Die Eingeborenen sind für den Tabacksbau zu träge, und man findet daher nur bei wenigen Hütten gröfsere Anpflanzungen. Auch sind den Indianern die selbst gebauten Blätter viel zu milde, und sie ziehen die gemeinen nordamerikanischen, stark gesauçten, herbe schmeckenden und übel riechenden Blätter vor, weil sie ihnen einen gröfsern Reiz gewähren und betäubender sind. Wir glau-

ben uns nach bester pflichtmäßiger Ueberzeugung mit Bestimmtheit dafür verbürgen zu können, daß der Anbau des Tabacks im Mosquitolande zu ungemün günstigen Erfolgen führen würde.

Der Kaffebaum, *Coffea Arabica* L., Fam. Cinchonaceae (Coffeinae) Rubiaceae Pentandr. monogyn. L., ist an der Mosquitoküste mehrfach von europäischen Ansiedlern mit großem Nutzen angepflanzt worden. Auch im Willockschen Gebiete oberhalb Croata sind mehrere Kaffeebäume von Indianern angepflanzt, jedoch sehr vernachlässigt.

Die Indianer lieben den Kaffe nicht und ziehen den Cacao vor, welcher sehr häufig wächst und keiner Pflege bedarf.

Zum Anbau des Kaffe's eignen sich besonders die höher gelegenen und gegen den Nordwind völlig geschützten Landestheile, vorzugsweise felsiges Land, woselbst sich zwischen den Felsen guter Boden findet; wogegen an solchen Stellen, welche Ansammlungen von Wasser zulassen, die Blätter leicht ein fleckiges Ansehn erhalten, der Baum viel Holz, aber wenig Früchte treibt, und binnen Kurzem abstirbt.

Es unterliegt nach den vorhandenen Erfahrungen keinem Zweifel, daß an der Mosquitoküste, und namentlich auf den Hügeln an der Carataska-Lagune und auf den hoch gelegenen Ufern des Carthago-Flusses, Kaffeplantagen eben so gut gedeihen würden, als in Jamaica, dessen Kaffe — nächst dem Arabischen — für den besten gehalten wird.

Wir erlauben uns daher, dasjenige hier anzuführen, was wir auf den westindischen Inseln, namentlich in Grenada und Jamaica, über den Anbau des Kaffe's erfahren haben.

Man kann zwar zu jeder Jahreszeit den Kaffebaum anpflanzen, doch ist die geeignetste Zeit der Frühling. Man nehme wo möglich Land, welches bisher unbebaut gewesen ist, säubere es sorgsam und lege Wege an, bevor man den Kaffe pflanzt.

Das Letztere geschieht am zweckmäßigsten in eigenen Pflanz-

schulen, in welchen die Pflanzen rasch aus dem Saamen emporsprossen, und aus welchen sie versetzt werden, wenn sie nicht älter als sechs bis höchstens zwölf Monate geworden sind.

Man pflanzt dann eine jede Reihe von Bäumen in Entfernung von sechs bis acht Fufs aus einander (je nach der Güte des Bodens), und hält den Boden stets und überall vollkommen rein. Schon im Alter von zwei bis drei Jahren beginnt der Baum zu tragen, aber erst im vierten Jahre trägt er am vollsten, und treibt und trägt dann in gutem Boden dreissig bis vierzig Jahre lang.

Um kräftigere Aeste und zugleich eine bequemere Erndte zu gewinnen, läfst man den Baum nicht über sechs Fufs hoch werden, sondern schneidet die Spitze in der Regel noch viel tiefer ab.

Die Blüthenzeit ist verschieden; gewöhnlich findet sie zwischen den Monaten Februar und Juni so statt, dafs immer in Zwischenräumen weniger Wochen zwei bis drei Blüthen auf einander folgen.

Die Frucht ist ungefähr 7 Monate nach dem Erscheinen der Blüthe zur Benutzung reif.

Den besten und kleinsten Kaffee gewinnt man von alten Bäumen. Um übrigens vorzüglichen Kaffee zu erhalten, läfst man die Früchte so lange auf den Bäumen, bis ihre Haut zusammengetrocknet und leicht zu öffnen ist.

Der Papaya- oder eigentliche Melonen-Baum, *Papaw* der Engländer, *Carica Papaya* L., Fam. *Papayaceae*, *Dioecia decandr.* L., trägt melonenähnliche Früchte, welche besonders im unreifen Zustande gekocht und genossen werden.

Die Kalebasse, Flaschenkürbis, *Lagenaria vulgaris* Ser. *Cucurbita lagenaria* L., Fam. *Cucurbitaceae*, *Monoecia syn-genesia* L., trägt grofse Früchte, deren holzige Schalen zu Geschirren benutzt werden.

Sie kommt sehr häufig vor.

Eine andere Pflanze derselben Familie, Pumpkins von den

Engländern genannt, trägt eine große Menge Kürbisartiger Früchte, welche gekocht einen Rübenähnlichen Geschmack haben und höchst nahrhaft sind.

Der Mameibaum, *Mammea Americana* L., Fam. Garcineae, Polyandr. monogyn. L., ist ein 60 bis 70 Fuß hoher Baum, der ein gutes Nutzholz liefert, und dessen Beeren einen sehr gewürzreichen, wohlschmeckenden Fruchtbrei enthalten.

Die Batate, Sweet potatoe der Engländer, *Convolvulus Batata* L., Fam. Convolvulaceae, Pentandr. monogyn. L., ist eine Schlingpflanze, welche, durch Stecklinge gezogen, ihre essbare, kartoffelähnliche, jedoch süßer schmeckende Wurzel in etwa 12 Monaten zur Reife bringt.

Sie wird von den Indianern ziemlich häufig angebaut.

Der Guajavenbaum, *Psidium pyrifera* und *P. poniferum*, Fam. Myrtaceae, Icosandria monogynia L., trägt Früchte, welche, mit Zucker eingekocht, eine in den Tropen sehr beliebte Speise geben. Er findet sich häufig.

Die Mangrove, Manglebaum, *Rhizophora Mangle* L., Fam. Rhizophoraceae, Dodecandr. monogyn. L. Octandr. monogyn. Spreng., ein Baum, welcher mit seinen eigenthümlichen, größtentheils über dem Erdboden befindlichen Wurzelästen in großer Menge an den Ufern der Flüsse und Lagunen wächst, ein dichtes, hartes, doch selten dickes Holz, das sich besonders zu Kiel und Rippen kleinerer Fahrzeuge eignet und eine sehr gerbstoffreiche Rinde hat, welche nicht nur zum Gerben und Schwarzfärben, sondern auch als adstringirendes Heilmittel benutzt wird.

Der Cacaobaum, *Theobroma Cacao* L., *Cacao sativa* Lamb., Fam. Büttneriaceae, Polyadelphia pentandr. L., Polyadelph. decandr., Auct. rec., gedeiht in einem guten Boden, am besten an Flussumfern, oder überhaupt an solchen Orten, welche gelegentlich überschwemmt werden. Zum Anbau erzieht man in Pflanzschulen an trockenen, geschützten Orten die Saatzpflanzen, indem man die Saamen in kleine Erhöhungen von regelmäßigen Zwi-

schenräumen, je zwei in eine Erhöhung, einlegt, leicht mit Dammerde bedeckt und vor der Sonne durch eine Decke von Pisangblättern oder eine andere kühle und schattige Bedeckung schützt. Bei trockener Jahreszeit begießt man sie. Wenn beide Saamenkörner aufgehen, so zerstört man die schwächere Pflanze. Die stärkeren verpflanzt man, wenn sie eine Höhe von 15 bis 18 Zoll erreicht haben, was gewöhnlich in Zeit von 10 bis 12 Wochen der Fall ist. Das Verpflanzen geschieht in geraden Reihen und mit bedeutenden Zwischenräumen zwischen den einzelnen Pflanzen, und muß bei trockenem Wetter vorgenommen werden. Die Pflanzen werden mit der Erde ausgehoben und die zapfenförmigen Wurzeln tief eingesetzt.

Der Cacaobaum liebt den Schatten und wird durch senkrecht darauf fallende Sonnenstrahlen zerstört. Deshalb pflanzt man zwischen die einzelnen Reihen entweder Pisang- oder Korallenbohnen-Bäume (*Erythrina corallodendron*).

In dem Alter von ungefähr 2 Jahren treibt die Pflanze gewöhnlich fünf bis sieben Aeste an ihrer Spitze. Von diesen schneidet man alle über fünf ab. In etwa 6 Monaten erscheinen dann gewöhnlich mehrere Blüten, sie werden ebenfalls abgeschnitten, und dies Abschneiden wird, um dadurch die Productionskraft zu erhöhen, alljährlich bis zum fünften Jahre wiederholt.

Von den Blüten fallen viele ab, ohne Frucht zu treiben.

Die nufsähnliche Frucht ist anfangs grün; wenn sie reift, wird ihre Hülse bläulichroth, fast purpurfarben, an der Spitze geädert; — bei einzelnen Varietäten erhält die Hülse eine schöne, gelbe Farbe.

Werden die Hülsen überreif, so platzen sie bisweilen, und die Saamen fallen aus dem gallertartigen Brei, in welchem sie sich befinden, von selbst heraus.

Die Erndte währt das ganze Jahr hindurch, jedoch sammelt man die meisten Früchte von Juni bis Ende December.

Wenn man die reifen Früchte abgeschnitten hat, zerklopft man sie mit einem hölzernen Hammer und trennt die Saamen von dem Brei mittelst eines hölzernen Spatels. Um letzteres vollständig zu bewerkstelligen, legt man die Nüsse in eine Grube, worin sich einiger trockener Sand befindet. Der Sand absorbiert die Feuchtigkeit der Nüsse und wird deshalb oft umgerührt und aufgefüllt. Nach 3 oder 4 Tagen bringt man dann die Cacaobohnen auf Binsenmatten, oder auf eine Plattform, um sie in der Sonne trocknen zu lassen, und bewahrt sie dabei sorgfältig vor aller Nässe. Erst nachdem die Cacaobohnen völlig hart und trocken geworden sind, werden sie leicht in Kasten verpackt und an trocknen, luftigen Orten für den Gebrauch aufbewahrt.

Der Cacaobaum findet sich auf der Mosquitoküste häufig, und die Indianer geniefsen seine Früchte, welche sie rösten, sehr gern.

Der Baumwollenstrauch, *Gossypium barbadense* L., Fam. Malvaceae, Monadelph. Poly. L., wächst aus dem Saamen und erfordert keine andere Vorbereitung, als sorgfältige Reinigung des Bodens.

Er ist auf der Küste mehrfach angepflanzt und gedeiht vortrefflich.

Die Aussaat geschieht zwischen dem Anfange des Monats Mai und dem Ende des Septembers in Vertiefungen, welche 4 bis 5 Fufs weit von einander entfernt sind, und zwar so, dafs acht bis zehn Saamenkörner in eine jede Vertiefung gestreut werden.

Nach 14 bis 16 Tagen erscheinen die jungen Pflanzen, welche während der ersten 6 Wochen nur langsam fortwachsen.

Diese Zeit hindurch säubert man sorgfältig den Boden und entfernt bis auf die zwei oder drei stärksten Pflanzen einer jeden Vertiefung alle überzähligen. Haben die Pflanzen ein Alter von 4 Monaten erreicht, so reinigt man sie von Neuem und bricht die Stämme und die Aeste einen Zoll lang an ihrer Spitze ab.

Am Ende des fünften Monats erscheinen gelbe Blumen, und 2 Monate später bilden sich Fruchtkapseln, welche in den nächsten 3 Monaten reifen und dann in drei Theile zerplatzen und schöne weisse Flocken sichtbar werden lassen. Jetzt sammelt man die Kapseln und löst die flockige Baumwolle von den Saamen.

Die Pflanze wächst und trägt das ganze Jahr hindurch.

Der Ertrag der Baumwolle ist bekanntlich ein sehr bedeutender.

Der Seidenbaumwollenbaum, Silk cotton tree der Engländer, *Bombax ceiba* L., Fam. Malvaceae (Bombaceae), *Monadelphia polyandr.* L., ist ein Baum, dessen Fruchtkapseln ebenfalls Baumwolle enthalten, zur völligen Reife gelangt, von selbst aufplatzen und dann die Saamen, von einer Menge wollenartiger Flocken umgeben, zeigen.

Es ist diese Baumwolle nicht minder nutzbar, als die der Baumwollenstaude.

Der Baum kommt im Mosquitolande häufig und von ungemainer Größe vor.

Der Mahagonibaum, *Swietenia Mahagoni* L., Fam. Cedreleae, *Decandr. monogyn.* L., *Monadelph. decandr.* Auct., ist ein schöner vielästiger Baum mit kleinen, dunkelgrünen, hellglänzenden Blättern, welcher eine Höhe von mehr als 40 bis 60 Fufs und eine entsprechende Stärke erreicht.

Man findet ihn häufig in den höher belegenen Landestheilen von ungemainer Stärke und Höhe.

Der Gebrauch seines Holzes ist allgemein bekannt.

Die indianischen Baumschläger — besonders die Karaißen — fällen die Bäume in der Regel in einer Höhe von 3 bis 5 Fufs vom Boden, weil ihnen die härtere und stärkere Masse in der Nähe der Wurzel zu viele Mühe verursacht.

Gerade der untere Theil des Stammes enthält aber das schönste Holz, welches als ein unnützer Stubben stehen bleibt.

Die aus Mahagonistämmen gehauenen Fahrzeuge (Canoes),

deren sich besonders die Indianer am Patook-Flusse bedienen, sind, als zu schwer, nicht besonders beliebt.

Die Cedrele, *Cedrela odorata* L., Fam. Cedreleae, Pentandr. Monogyn. L., ist ein, dem vorigen sehr nahe verwandter Baum, dessen Holz bei uns unter dem Namen des Zuckerkistenholzes bekannt ist.

Er erreicht eine Höhe von 70 bis 80 Fufs und einen Durchmesser von 5 bis 6 Fufs, und wird von den Indianern zur Anfertigung ihrer Fahrzeuge (Canoes) benutzt, welche, aus einem Stamme geschnitten, oft 40 Fufs Länge und 6 Fufs Breite haben.

Er findet sich am Carthago-Flusse und an den Ufern der Carataska-Lagune häufig.

Der Eisenholzbaum, Iron wood der Engländer, *Erythroxylon* (Species?), Fam. Erythroxyloae, Decandr. trigynia L., ist ein Baum von 16 bis 20 Fufs Höhe und 6 bis 8 Zoll Durchmesser, welcher ein schönes Nutzholz liefert.

Der Gelbholzbaum, *Xanthoxylon* (Species?), Fam. Xanthoxyloae (Pteleiae), Monoecia monandr. L., ist einer der höchsten Bäume, dessen Holz zu Bauholz benutzt wird.

Eben so geben
 der Man wood der Engländer,
 der Santa Maria der Engländer,
 der Some wood der Engländer,
 der Zebra wood der Engländer

festes, schönes Nutzholz; das des letzteren Baumes ist besonders hart, sehr schön gestreift, und eignet sich vorzugsweise zur Anfertigung von Meubeln *).

Der Dog wood der Engländer, *Piscidia Erythrina* L., Fam.

*) In allen Fällen, in welchen wir die Blüten der Bäume und Pflanzen nicht gesehen haben und die Namen der Familie und Species nicht mit völliger Bestimmtheit ermitteln konnten, haben wir es vorgezogen, nur die englischen Namen anzugeben, unter welchen diese Gewächse dort bekannt sind.

Robineae, *Diadelpia tetrandr.* L., hat ein hellbraunes, sehr festes Holz, das sich besonders zum Schiffsbau empfiehlt.

Der Locust tree der Engländer, *Hymenaea Tourbaril* L., Fam. *Caesalpinaeae*, *Decandr. monogyn* L., erreicht eine Höhe von 70 Fufs und einen Durchmesser von 8 bis 9 Fufs, und hat ein schönes hartes Holz von brauner Farbe, das die feinste Politur annimmt. Dieser im Willockschen Gebiete häufig vorkommende Baum liefert einen, von hiesigen Kennern untersuchten und für ausgezeichnet erklärten Copal.

Der Ebotree der Engländer, *Bautinia porrecta* L., Fam. *Caesalpinaeae*, *Decandria monog.* L., wird so hoch wie der vorhergehende Baum, und hat ein so hartes Holz, dafs er ohne Anwendung von Feuer nicht gefällt werden kann.

In der Nufs ist ein Oel enthalten, das dem Ranzigwerden nicht unterworfen und bei den Indianern als Haaröl gebräuchlich ist.

Der Tuberosose tree der Engländer liefert die stärksten Baumstämme, deren die Indianer sich zur Anfertigung ihrer gröfsten Wasserfahrzeuge bedienen.

Der Mahoebaum, *Hibiscus* (*Species?*), Fam. *Malvaceae*, *Monadelpbia polyandr.* L., ist besonders seines Bastes wegen beliebt. Dieser Bast ist von eigenthümlicher, fester Textur und wird von den Indianern zur Anfertigung von Hangematten, Stricken und andern Flechtwerken benutzt.

Der Cashew der Engländer, *Anacardium occidentale* L., Fam. *Cassuviaeae* (*Anacardiaceae*), *Polygamia monoecia* L., liefert ein weisses, durchsichtiges Gummi.

Der Mangobaum, *Mangifera Indica*, derselben Familie angehörig wie der vorhergehende, trägt sehr wohlschmeckende Steinfrüchte von der Gröfse eines Apfels, welche bei den Indianern und bei den dortigen Ansiedlern äufserst beliebt sind.

Der echte Federharzbaum, Tassa der Engländer, *Siphonia elastica* Pers., *Jatropha elastica* L., *Siphonia Cahuchu* Rich.,

Fam. Euphorbiaceae (Ricineae), Monoec. monadelph. L., wird 25 bis 30 Fufs hoch und enthält in seinem Marke eine klebrige Flüssigkeit, welche, an der Luft und an der Sonne getrocknet, schwarz wird und unter dem Namen des Gummi elasticum oder Kautschuk bekannt und vielfach im technischen Gebrauch ist. Er kommt häufig vor. Die Indianer verwenden den innern Bast des Baumes zur Anfertigung von Kleidungsstücken.

Der Guaiakbaum, Pock wood der Engländer, Guaiacum officinale L., Fam. Zygophylleae, Decandr. monogyn. L., findet sich häufig in den Waldungen, hat ein sehr schweres, bunt marmorirtes Holz, das eine schöne Politur annimmt, und liefert ausserdem das, in der Medicin häufig gebrauchte Guaiakharz. Das specifische Gewicht dieses Holzes beträgt 1,333.

Der Rosenholzbaum, Salbenbaum, Amyris Plumieri (de Candolle), Fam. Amyrideae, Octandr. monogyn. L., hat ein wohlriechendes Holz und enthält einen dicken balsamischen Saft, der unter dem Namen Elemi im medizinischen Gebrauch ist.

Das Holz wird von den Indianern als Licht gebrannt.

Der Wunderbaum, Castor oil tree der Engländer, Christuspalme, Ricinus communis L., Fam. Euphorbiaceae (Ricineae) Monoecia monadelph. L., ist ein großblättriger Strauch von etwa 6 und mehr Fufs Höhe, aus dessen gelber Blüthe sich in einer dreieckigen Hülse eine Nuss entwickelt, welche durch Auspressen das bekannte, in den Officinen sehr gebräuchliche Ricinusöl giebt.

Wegen des hohen Preises dieses Oeles ist der Anbau des Wunderbaumes von bedeutendem Ertrage.

Wir haben ihn im Willockschen Gebiete mehrmals angetroffen und eine Probe von den Nüssen mitgebracht, welche hier von Kennern für vorzüglich erklärt worden sind. Am besten scheint er in nicht zu schwerem, etwas trockenem Boden zu gedeihen.

Der Orangenbaum, Citrus Aurantium L. (amara et dulcis),

Fam. Aurantiaceae, Polyadelph. icosandria L., findet sich häufig wild wachsend, eben so wie

Der Citronenbaum, *Citrus medica* L., welcher demselben Geschlechte angehört und sich als Strauch und Baum sehr häufig findet.

Der Indigo, *Indigofera anil*, Fam. Papilionaceae (Loteae, Clitorieae), Diadelph. decandr. L., wird, obgleich auf der Mosquitoküste heimisch, gegenwärtig nicht cultivirt, sondern findet sich nur häufig wild wachsend in den waldlosen Landestheilen.

Seine Verwendung als Farbestoff ist bekannt.

Die Cassave, Maniok, *Jatropha Manihot* L., *Janipha Manihot* Kunth, Fam. Euphorbiaceae (Ricineae), Monoecia decandr. L., ist eine strauchartige Pflanze, deren Wurzel mit starken, knolligen, kegelförmigen Auswüchsen versehen ist. Sie gedeiht am besten in einem guten Boden, und treibt hier Knollen von der Dicke eines Männsschenkels.

Die Fortpflanzung geschieht durch Knospen.

Man gräbt zu diesem Behufe, nach Säuberung des Bodens, Vertiefungen von dem Umfange eines Quadratzolles und von 3 bis 4 Zoll Tiefe, schneidet eine Anzahl ausgewachsener Pflanzen in Stücke von 6 bis 7 Zoll Länge, welche mit vollen, schwelenden Knospen wohl versehen sind, legt von diesen Stücken eins oder zwei in jede Vertiefung, bedeckt sie mit guter Dammerde, hält auch in der nächsten Zeit den Boden rein, und behäufelt die Pflanzen, wenn sie hoch empor geschossen sind.

Die Zeit des Pflanzens ist vom Monat Januar bis März. Die Knolle gelangt in 8 bis 10 Monaten zur Reife. Uebrigens kann die Wurzel mit ihren Knollen unbeschadet längere Zeit in der Erde liegen, wenn Mangel an frischen Pflanzen es nöthig macht, die Stiele abzuschneiden.

Die Knollen werden wegen ihres Mehlgehaltes anstatt des Brodes benutzt, und der Ertrag dieser Pflanze, welche zu den

wichtigsten für die Bewohner der Tropen gehört, ist so außerordentlich, daß A. v. Humboldt den Ertrag Eines Morgens Cassava gleich dem von 6 Morgen Weizen veranschlagt.

Die Brodbereitung geschieht, nachdem aus den Knollen der Saft, welcher ein scharfes Gift enthält, durch Auspressen entfernt und die Knollen an der Sonne getrocknet, geklopft und gesiebt worden sind. Eine Varietät, die süße Cassave genannt, ist der vorigen ganz ähnlich und wird auf gleiche Weise angepflanzt, ihre Wurzelknollen aber sind völlig frei von der giftigen Beschaffenheit, wodurch der Saft der gemeinen Cassave sich charakterisirt.

Um beide Pflanzen von einander unterscheiden zu können, pflanzt man sie stets gesondert an.

Die Knollen der süßen Cassave genießt man gekocht oder geröstet.

Die Cultur der Cassave ist unter den Indianern am weitesten verbreitet, und man findet fast bei jeder Hütte einen kleinen Cassavengarten. Aus dieser Wurzel bereiten sich die Eingeborenen mittelst der Gährung ein berauschendes Getränk, Mischla genannt.

Von Farbehölzern kommen außer den vorstehend schon genannten ferner vor:

Das sogenannte Brasilienholz, *Caesalpinia echinata* Lam., auch *Caes. brasiletto*, Fam. Leguminosae, ein Strauch, dessen Holz eine rothe Farbe giebt, in Westindien *Brasiletto*, und bei uns gewöhnlich *Fernambukholz* genannt wird; und

Das Gelbholz, *Brussonetia tinctoria*, Familie *Urticeae*, ein Maulbeerbaum, dessen Holz eine schöne gelbe Farbe giebt. Der Baum erreicht eine bedeutende Höhe.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß die verhältnißmäßige Kürze unseres Aufenthalts, die eigentlichen, rein praktischen Zwecke unseres Auftrages, und

ganz besonders die ungünstige Jahreszeit, eine nähere, umfassendere wissenschaftliche Erforschung der außerordentlich reichen Pflanzenwelt der Mosquitoküste unmöglich machten.

Dazu kam noch der Unfall, daß die ziemlich umfangreiche Pflanzensammlung, welche wir in den ersten 14 Tagen unseres dortigen Aufenthaltes — wo wir noch eine Menge Pflanzen in Blüthe fanden und durch den Regen nicht zu sehr in dem Geschäfte des Trocknens gestört wurden — zusammenzubringen uns beeilten und wohl verpackt auf unser Schiff nach dem Cap Gracias a Dios hatten bringen lassen, bei dem in der Einleitung erwähnten Schiffbruche gänzlich verloren ging, — ein Verlust, den wir hinterher nicht mehr ersetzen konnten, weil einerseits für viele Pflanzen die Blüthezeit vorüber war, und weil andererseits der Regen und die große Unbequemlichkeit der Indianerhütten das Trocknen der Pflanzen zu sehr erschwerten.

Die meisten in dieser Zeit gesammelten Pflanzen sind, trotz aller darauf verwendeten Mühe, völlig unkenntlich geworden.

Ganz besonders sind uns an der Mosquitoküste aufgefallen viele saftreiche, äußerst üppige, aber leider nicht in Blüthe stehende Grasarten, vorzüglich die baumartigen; ferner mehrere Alogewächse (Agavenformen), wahrhaft riesige Farrenkräuter und herrliche Lianen und Orchideen.

Von den letzteren fanden wir namentlich oberhalb des Croachriver mehrere, auf alten Baumstämmen wuchernde, prachtvolle Arten in voller Blüthe. Die, auf dem 5 und mehr Fufs langen, rothgefleckten Stiele sitzenden Blumen hatten einen prachtvollen, zart gefiederten Bau, schimmerten in allen möglichen Schattirungen von Blau und Roth und verbreiteten den herrlichsten Vanillenduft.

Wir hoben sorgsam mehrere Exemplare aus, welche leider auch mit verloren gegangen sind.

Auch unter den Bäumen — namentlich den Palmen — und unter den Sträuchern und strauchartigen Gewächsen fanden sich

mehrere, deren Systemsstelle wir nicht genau zu bestimmen vermochten.

Es ist unzweifelhaft, daß sich dort für den Botaniker ein weites, noch wenig bekanntes Feld eröffnet.

Fünftes Kapitel.

Von der Fauna.

Amerika ist bekanntlich nicht so reich an verschiedenen Productionen der Fauna, als die ältern Weltheile. Es hat insonders auch keines der kolossalen Gebilde, welche innerhalb der Tropen der alten Welt vorkommen.

Vielleicht, weil es in der That ein jüngerer Erdtheil ist, wogegen freilich die kolossalen Thiergerippe zu sprechen scheinen, welche dort früherhin und auch neuerdings sollen aufgefunden sein.

Dasselbe findet auf der Mosquitoküste statt, deren Formation vorzugsweise neueren Ursprung anzudeuten scheint. Die Menge und die Mannigfaltigkeit der Thiere daselbst ist inzwischen immer noch so bedeutend, daß, anstatt einer vollständigen Aufzählung, hier nur dessen gedacht werden kann, was zu dem Menschen, sei es als nutzbar oder schädlich, in naher Beziehung steht, oder ein anderweitiges, besonderes Interesse hat, worauf es auch nach Maßgabe des uns ertheilten Auftrages allein ankommt.

Zunächst bemerken wir hier schon im Voraus, daß die Zahl der als schädlich bekannten Thiere, woran die meisten Tropenländer einen Ueberfluß besitzen, auf der Mosquitoküste schon gegenwärtig gering ist, und, wie die Erfahrung überall lehrt,

mit der fortschreitenden Cultur unzweifelhaft immer geringer werden wird.

I. Säugethiere.

Das Affengeschlecht, *Simia* Linn., findet sich häufig in mehreren Gattungen, sämmtlich mit Wickelschwänzen, im Innern des Landes, nahe den Fluszufern. Das Fleisch derselben wird von den Indianern genossen.

Der Jaguar, Amerikanischer Tiger, *Felis Onca* L., ist von schöner gelblicher Farbe, dunklerem Rücken und ringförmigen, schwarzen Zeichnungen an den Seiten. Er bewohnt solche Orte, welche dem menschlichen Fusse fast unzugänglich sind, und greift selten und nur, wenn er gereizt wird, den Menschen an. Sein Fell ist als Pelzwerk geschätzt.

Die Tigerkatze, *Felis pardalis* L., ist von der Gröfse einer starken Katze, doch von schlankerem Körperbau, von lichtgrauer Farbe, am Kopf schwarz gestreift und am Rumpfe mit langen, unregelmäßigen dunklen Flecken versehen.

Ihren Aufenthalt hat sie in Wäldern, und nährt sich von Eidechsen, Vögeln und andern kleinen Thieren. Auch sie liefert ein brauchbares Pelzwerk.

Die Katze, *Felis Catus* L.
Der Hund, *Canis familiaris*. L. Beide werden als Hausthiere gehalten.

Der Waschbär, *Procyon lotor*, Racoon der Engländer, hat die Gröfse eines Schoofshundes, lebt auf Bäumen, nährt sich vorzugsweise von animalischer Nahrung und fügt, dem Fuchse gleich, den Niederlassungen durch seine Diebstähle manchen Schaden zu.

Das Opossum, die Beutelratte, *Didelphys Opossum* (Virginia), erreicht eine Körperlänge von etwa zehn Zoll, ist von grauer Farbe, starkem Kopfe, langem, beweglichem, wenig behaartem Schwanze und mit scharfen Krallen an den Füßen versehen. Das

Weibchen hat am Unterleibe einen Zitzensack zur Aufnahme der unreifen Jungen. Verlassen die Jungen diesen Sack, so werden sie gewöhnlich auf dem Rücken der Mutter getragen.

Die Nahrung des Opossums sind kleinere Vögel, Eidechsen u. s. w.

Das graue Eichhörnchen, *Sciurus cinereus* L., ist nur durch die graue Farbe seines schönen Felles und durch beträchtlichere Gröfse von den Europäischen unterschieden.

Der Hirsch, *Cervus Mexicanus* und *Cervus rufus*, findet sich häufig in Wäldern und Savannen. Der erstere gleicht an Farbe dem europäischen Edelhirsche, erreicht nicht völlig die Gröfse desselben und ist mit einem ästigen Geweihe versehen. Der zweite, welcher sich im Mosquitolande sehr häufig findet, hat eine hellere, bräunlichere Farbe und ein kurzes, glattes, spitziges Geweih mit höchstens zwei Zacken. Die jüngeren Thiere dieser Art haben eine hellbraune, fast weiße Farbe. Ihr Fleisch ist vorzüglich.

Das Rind, *Bos taurus* L., ist groß, von ausgezeichneter Schönheit und einem starken, kräftigen Körperbau. Es hat einen kurzen Kopf, sehr starken Hals und Körper und verhältnißmäßig kurze Beine. Halb gezähmt, weidet es in großen Heerden in den nahrungsreichen Savannen. Sein Bau läßt vielleicht auf spanische Abstammung schließen, wiewohl die landesübliche Benennung der englischen Sprache entlehnt ist. Die Kühe zeichnen sich durch ungemeinen Milchreichtum aus.

Besonders auffallend ist es, daß die Rinder niemals von den Insektenstichen leiden, welche den gezähmten Pferden so nachtheilig werden.

Das Pferd, *Equus caballus* L., bewohnt gleichfalls in einem fast wilden Zustande die Savannen, in denen es von dem Besitzer, wenn er dessen bedarf, mittelst des Lasso, welchen die Indianer sehr gewandt zu handhaben wissen, eingefangen wird.

Das Pferd ist klein, von gutem Körperbau und besonders ge-

sunden Knochen. Durch gänzlichen Mangel an Pflege werden die gezähmten Pferde von den trägen Indianern oft im höchsten Grade vernachlässigt. Die Ohrmuschel sieht man häufig bis tief in den Gehörgang hinein durch Milbenstiche (Ixodes, Tick) zerstört, und der wundgedrückte Rücken wird schonungslos den Insekten preisgegeben.

Die völlig herrenlos in den Savannen umherstreifenden, fast ganz verwilderten Pferde leiden an diesen Uebelständen nicht. Sie sind schwer zu fangen und wissen sich mit großer Gewandtheit ihren Verfolgern zu entziehen.

Das Schwein, *Sus scropha* L., ist wenig kleiner, als das Europäische, meistens von schwarzer Hautfarbe, mit schwachen Borsten, kurzen Beinen und starkem Körper und wird sehr häufig als Hausthier gehalten, da es gar keiner Pflege bedarf und sich seine Nahrung in den Wäldern und Savannen selbst sucht.

Die Seekuh, *Manatus Americanus*, Manati der Engländer, hat eine Körperlänge von etwa 10 Fufs und gehört bekanntlich zu den Säugethieren, deren äußerer Bau dem der Fische sehr ähnlich ist, hält sich nur im Wasser, besonders in den Lagunen auf, wo man sie mit Harpunen tödtet und fängt, und ist ihres schmackhaften Fleisches wegen, welches dem Schweinefleisch nicht unähnlich ist, sehr geschätzt. Das Fett ist oft 3 bis 4 Zoll dick.

Das Meerschwein, *Delphinus Phocaena*, Porpoise der Engländer, 4 bis 5 Fufs lang, gleicht an Gestalt völlig den Fischen, lebt im Meere und in den Lagunen, und ist jedem Seereisenden als munterer Gefährte, der in großen Schwärmen das Schiff umgibt, wohl bekannt.

II. V ö g e l.

Der Papagei, *Psittacus* L., findet sich in einer Menge von Gattungen in den buntesten Schattirungen. Das Fleisch ist schmackhaft und dient häufig zur Nahrung.

Der Gelbschwanz, *Cassicus Montezuma* Less., Yellow tail der Engländer, durch seine schönen gelben Schwanzfedern kenntlich, ist einer der häufigsten Vögel und liefert ebenfalls ein genießbares Fleisch. Seine beutelförmigen, zierlich gebauten Nester sieht man häufig in großer Menge an mehreren benachbarten Bäumen in der Nähe der Fluszufer aufgehängt.

Der Kolibri, *Trochilus* L., ist in den verschiedensten Gattungen sehr häufig.

Der schwarze Geier, *Cathartes foetens*, John Crow der Engländer, macht sich durch Vertilgung von Aas und Ungeziefer besonders nützlich. Er kommt ziemlich häufig vor, und wird von den Indianern als eine Art heiliger Vogel betrachtet und nie geschossen.

Das Huhn, *Gallus domesticus*, wird sehr häufig von den Indianern gehalten. Da es sich seine Nahrung selbst suchen muß, so ist es oft in einer Art von halb wildem Zustande, streicht den Tag hindurch in den Gebüsch umher, kehrt jedoch Abends regelmäßig zur Hütte zurück und muß, da es sich dem Menschen nicht nähert und sich nicht greifen läßt, mit Hunden förmlich gehetzt oder geschossen werden, wenn es als Speise benutzt werden soll.

Die Taube, *Columba*, kommt nur wild in mehreren Arten vor.

Die Ente, *Anas*, ebenfalls nur wild in verschiedenen Arten.

Der Pelikan, *Pelecanus fuscus* L., hält sich in großer Menge an der Seeküste auf.

III. Amphibien.

Der Alligator, Kaiman oder Amerikanisches Krokodill, *Crocodilus Lucius*, Allig. *Lucius* Cuv., lebt in den Flüssen und an den Ufern derselben, stets in der Nähe der Mündung. Ungereizt greift es den Menschen nicht an, und vermag ihn auf dem Lande nicht zu erreichen, wenn sich derselbe nicht in gerader Richtung,

sondern durch Hin- und Herlaufen seiner Verfolgung entzieht, indem der Kaiman zwar in gerader Richtung schnell zu laufen vermag, aber jede Wendung nur schwerfällig zu Stande bringt. Der Alligator erreicht höchstens eine Länge von 15 Fufs, ist anfangs von hellerer, später von dunkel eisengrauer Farbe und hat eine harte, hornartige, schwer durchdringliche Haut, welche längs des Rückens und Schwanzes mit zahnartigen Stacheln versehen ist. Der Kopf ist von bedeutender Gröfse, der Rachen weit, und die grofsen Kinnladen sind mit einer doppelten Reihe scharfer Zähne bewaffnet. An den Vorderfüfsen finden sich grofse, scharfe Krallen.

Das Fleisch wird von den Indianern genossen.

Der Kaiman ist übrigens ein sehr scheues Thier, welches besonders die Nähe des Menschen zu vermeiden sucht, so dafs es auf dem Lande schwer fällt, sich ihm zu nähern, indem er sich sofort ins Wasser stürzt und untertaucht, sobald er Fufstritte eines Menschen vernimmt.

Es steht auf der Mosquitoküste nach uns gewordenen, glaubwürdigen Mittheilungen erfahrungsmäfsig fest, dafs die Alligatoren sehr bald den Platz gänzlich räumen, wenn sich in der Nähe einer Flufsmündung Menschen niederlassen. Vor fünf oder sechs Jahren siedelten sich an der Mündung des Alligator-Creek, oberhalb des Segovia-Flusses, einige Indianer an, welche anfangs auf die daselbst ziemlich häufigen Alligatoren Jagd machten, bald aber mit Erstaunen bemerkten, dafs die Thiere den Flufs gänzlich verlassen hatten. Solcher Beispiele sind mehrere erzählt worden *).

Die Eidechse, *Lacerta*, kommt in einer grofsen Menge von Gattungen vor. Die gröfste derselben, *Guana* genannt, *Iguana*

*) Wir hatten einen jungen Alligator von etwa $1\frac{1}{2}$ Fufs Länge in der Absicht einfangen lassen, ihn lebendig nach Europa mitzunehmen. Während der äufserst stürmischen Rückfahrt durch den Golfstrom starb er jedoch und ging so schnell in die widerlichste Fäulnis über, dafs selbst die Haut nicht aufbewahrt werden konnte, indem sich niemand zu dem Geschäft des Abziehens und Ausstopfens verstehen wollte und Spiritus oder Branntwein am Schiffsbord nicht vorhanden war.

tuberculata oder sapidissima, von 3 Fufs Länge, blaugrüner Farbe des Rückens und der Beine, von weifser Farbe des Leibes, mit scharfen Krallen an den Füfsen, wird von den Indianern genossen und soll der Schildkröte an Geschmack ähnlich sein.

Der Bifs der Guana ist zwar schmerzhaft, aber nicht gefährlich. — Alle übrigen Eidechsen sind bedeutend kleiner, zeichnen sich durch einen sehr zierlichen Körperbau und bunte Farben aus und sind völlig harmlose Thiere.

Die Schlangen finden sich ebenfalls in mehreren Gattungen, von denen die meisten nicht giftig sind, und sogar gern in den Häusern oder in deren Nähe gesehen werden, weil sie schädliches Ungeziefer, und besonders die giftigen Gattungen, vertilgen sollen.

Die giftlosen Schlangen haben in der Regel rundlich eckige Schilder auf dem Kopfe und quadratische unten am Bauche und Schwanze; der übrige Körper ist mit ovalen oder länglichen Schuppen besetzt. Die Aeste der obern Kinnladen sind, wie bei den Säugethieren, ihrer ganzen Länge nach mit spitzen, eingekielten, undurchbohrten Zähnen besetzt, aufserdem aber noch die Aeste der Gaumenknochen, so dafs oben im Rachen vier Reihen Zähne vorhanden sind; die Aeste des Unterkiefers haben gleichfalls Zähne von derselben Beschaffenheit.

Die giftlosen Schlangen sind im Allgemeinen schlanker, länger; der Kopf ist von schönerem Bau und die Schuppen glätter.

Wir haben bei unseren Wanderungen durch die Waldung mehrere davon, und namentlich eine ziemlich grofse von blauweifser Farbe, in nicht bedeutender Entfernung beobachtet, ohne dafs es uns jedoch möglich war, eine derselben zu fangen, indem sie sich unserer eifrigsten Verfolgung mit der grössten Schnelligkeit entzogen.

Die vorgedachte grofse Schlange nannten die Indianer Wowlah und versicherten, dafs sie zwar Hühner stehle, aber auch die kleinen giftigen Schlangen vertilge.

Die giftigen Schlangen dagegen unterscheiden sich grössten-

theils äußerlich durch einen dickeren Körper mit kürzerem Schwanze, einen breiten, ganz mit Schuppen bedeckten Kopf, außerdem aber besonders durch die Giftzähne, indem an jedem Oberkieferknochen ein spitzer, wie ein zusammengeschlagenes Blatt gebildeter, mit einer Rinne versehener, krummer, hakenförmiger Zahn sitzt, welcher an seinem vordern Ende, jedoch mehr seitwärts, nicht an der Spitze, eine Oeffnung für den Austritt des Giftes hat. Hinter diesem Giftzahne liegt noch ein Häufchen kleinerer, nach hinten gerichteter Giftzähne. Allein diese Giftzähne sind im ruhigen Zustande zurückgeschlagen und in einer lappenförmigen Falte des Zahnfleisches verborgen (Voigt Zoolog.).

Da wir keine Gelegenheit hatten, einige von den dort vorkommenden giftigen Schlangen zu sehen und näher zu untersuchen, obgleich unsere Indianer, durch Verheißung reichlicher Belohnung angereizt, mehrmals, aber leider immer vergebens, auf die Jagd ausgingen, so müssen wir uns begnügen, die dort gebräuchlichen englischen Namen der angeblich gefährlichsten Schlangen anzuführen.

Es sind dies die golden snake (goldene Schlange), whip snake (Geißel, Peitschenschlange), Tommy Goff und barbers pole. Die beiden letztern sollen die gefährlichsten sein und der Biss derselben den Tod herbeiführen können. Erfahrungsgemäß soll jedoch die Guacawurzel, die man in jener Gegend, besonders auf der Insel Roatan, häufig findet, ein durchaus zuverlässiges Mittel gegen den giftigen Schlangenbiss sein.

Die Anzahl der Schlangen, besonders der giftigen, vermindert sich überall augenscheinlich mit den zunehmenden Fortschritten der Landescultur.

Die Schildkröten, Cheloniae und Testudines, sind ebenfalls sehr häufig und erscheinen in mehreren Gattungen. Die Landschildkröten, meistens zur Species tabulata gehörig, erreichen eine Größe von einem Zoll bis zu mehr als einem Fuß Länge,

haben dunkelfarbige Schalen und werden, wie die Seeschildkröten, genossen, stehen aber an Feinheit des Geschmacks den letztern weit nach.

Von den Seeschildkröten sind die beliebtesten die *Chelonia Midas*, Green turtle der Engländer, und die *Chelonia Caretta*, Hawks bill der Engländer.

Beide sind sehr zahlreich an den benachbarten Felsen und Korallenriffen des Meeres und liefern das bekannte, fette, schmackhafte, grünliche Fleisch, das zur Schildkrötensuppe verwendet wird.

Das aus den großen Trunkschildkröten bereite Oel ist bei den Indianern sehr beliebt, und würde vielleicht ein nicht unwichtiger Handelsartikel werden können, da diese, zu enormer Größe anwachsende Schildkröte dort sehr häufig ist. Auch die Eier der Schildkröten dienen als Nahrung.

IV. F i s c h e.

Das Meer, die Lagunen und die zahlreichen Flüsse liefern eine ganz außerordentliche Menge der verschiedenartigsten genießbaren Fische. Da viele derselben uns nicht zu Gesichte kämen, so müssen wir theilweise auf die englischen Namen uns beschränken, so wie wir dieselben von den dortigen Ansiedlern mitgetheilt erhalten haben.

Von den genießbaren Fischen sind die bekanntesten:

- 1) Im Meere, wo sie an den nahe belegenen Korallenriffen gefangen werden:

Rockfish (*Labrax lineatus*, Barsch).

Hogfish.

Kingfish (*Umbrina alburnus*).

Baraconta (*Sphyræna Barracuda*).

Pfeilfisch (soll zu Zeiten giftig sein).

Parrotfish (*Tetodon*[?]).

Grooper (*Serranus*).

- Snapper (Sebastes).
 Compafs.
 Margate.
 Porgee (Sargus).
 Jemmy hint.
 Yellow tail.
 Trunkfish (Ostracion).
 Bongfish (Alosa).
- 2) In den Lagunen:
- Jewfish.
 Stonebafs (Labrus [?]).
 Cavallee.
 Drummer.
 Turpum.
 Mudfish, Leuciscus oder Amia.
 Mullet, Mugil.
 Calapaver.
 Mackarel (Scomber, Makrele).
 Sheep-head (Corvina oscula oder Sargus ovis).
 Snook.
 Grunt (Pogonias fasciatus oder Haemulon formosum [?]).
 Catfish, Silurus, Wels.
- 3) In den Flüssen, aufser vielen der vorgenannten:
- Mountain Mullet.
 Tuba.
 Bottersey.
 Mosmas und viele andere.

Nächst diesen genießbaren Fischen, von denen viele von dem vorzüglichsten Geschmacke sind, erscheinen noch von besonderem Interesse:

Der Haifisch, *Squalus Carcharias* L., Shark der Engländer, welcher sich im Meere und selbst in den Lagunen findet, und dem Badenden leicht gefährlich werden kann, wenn dieser an tiefere Stellen sich giebt.

Der Sägefisch, *Pristis Antiquorum*, mit seinem merkwürdigen, sägeartigen Gebilde am Kopfe, ist häufig in den Lagunen.

Der fliegende Fisch, *Exocoetus volitans*, welcher das Meer und die Lagunen bewohnt und gewöhnlich in Schaaren sich weite Strecken durch die Luft über dem Wasser hinschnellt.

V. Mollusken.

Die Auster, *Ostrea L.*, ist in mehreren Orten sehr häufig und dient auch den Indianern als Hauptnahrungsmittel. Sie ist von einem ganz vorzüglichen Geschmacke.

VI. Crustaceen.

Die Krebse finden sich in den verschiedensten Gestalten, von dem kolossalen Hummer bis zu den kleinsten Krabben, außerordentlich häufig.

Besonders häufig sind an den Flußmündungen und Lagunenufern die Mangokrebse (*Grapsus cruentatus*) und die weißen und schwarzen Landkrebse (*Gecarcinus*), welche ein äußerst wohlschmeckendes und nahrhaftes Fleisch haben.

Jeder, an dem Ufer der See oder Lagune liegende, halbverrottete Baumstamm ist außerdem von einer Menge größerer oder kleiner Krabben bewohnt.

Die Krabben halten zu gewissen Jahreszeiten Wanderungen nach dem Innern des Landes und kehren dann wieder nach der See und den Lagunen zurück.

VII. Arachniden.

Unter den Spinnen soll eine Form der Tarantel vorkommen, deren Bifs gefürchtet wird, die wir jedoch zu sehen nicht Gelegenheit hatten.

Die Zäcke, *Ixodes Ricinus* (?), Tick der Engländer, ist ein kleines, wanzenähnliches Thier, welches mit seinen vordersten, zangenförmigen Füßen sich in die unbedeckte Haut von Men-

schen und Thieren eingräbt, jedoch leicht und ohne allen Schmerz sich daraus entfernen läßt.

VIII. I n s e k t e n.

Die Biene, *Apis pallida*, liefert trefflichen Honig, der von den Indianern fleißig aufgesucht und sehr gern genossen wird. Wir haben denselben vielfach statt des Zuckers gebraucht.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß noch mehrere Bienenarten dort vorkommen, welche wir zu sehen jedoch keine Gelegenheit hatten.

Die Mosquite, *Tabanus (culex pipiens)*, ist eine Mückengattung, die auf der Mosquitoküste uns weniger belästigt hat, als die Mücken in Europa.

Vergleicht man A. v. Humboldt's Schilderung der Moskiten, welche an den großen Strömen von Südamerika während der nassen Jahreszeit eine wahre Landplage sind (A. v. Humboldt's *Voyage aux regions equinoxiales*, T. IV.), so muß man sich wundern, wie der Name der Mosquitoküste von jenem Insekte hergeleitet werden kann.

Die Moskiten finden sich an windstillen Orten während der nassen und warmen Jahreszeiten. Sie sind daher an der Küste, welche einen fast anhaltenden Seewind hat, viel seltener, als in andern Gegenden von Westindien.

Die Sandfliege, *Simulium*, sehr klein, ist stellenweise ziemlich häufig in der Nähe des Wassers, und belästigt durch ihren Stich die unbedeckten Theile des menschlichen Körpers allerdings weit bedeutender, als die Moskiten.

Der Sandfloh, *Pulex penetrans*, Chegoe der Engländer, bohrt sich unter die Haut der unbedeckten Fuszehen, und verursacht daselbst die Bildung eines Balges, in welchem er sich und seine zahlreichen Eier birgt. Die Entfernung des Balges ist leicht und schmerzlos, wenn sie bei Zeiten geschieht.

Bei den Indianern, welche stets mit nackten Füßen einher-

gehen, gehört die Entfernung dieser Bälge zu den Geschäften der täglichen Morgentoilette.

Die Käfer.

Durch Gröfse und sonderbare Rüsselbildung macht sich der Elephantenkäfer bemerkbar.

Dem Europäer sind besonders die zahllosen Leuchtkäfer, welche während der Nacht die glänzendsten Lichter über Wälder und Savannen verbreiten, höchst interessant *).

IX. M y r i o p o d e n.

Der Tausendfüfs, *Scolopendra morsitans*, Centipede der Engländer, erreicht bisweilen eine Länge von 6 bis 7 Zoll, ist jedoch in der Regel kleiner, hat am Kopfe ein Paar starke Zangen, welche eine böse Verwundung veranlassen können, und besteht aus zwanzig gegliederten Theilen des Rumpfes, an deren jedem zwei Füfse angeheftet sind.

Man sieht ihn hin und wieder auch in den Wohnungen und auf den Schiffen, darf aber den Bifs der kleineren Thiere, welche die gewöhnlichsten sind, nicht fürchten.

Sechstes Kapitel.

Von den Bewohnern der Mosquitoküste, ihrer physischen, psychischen und moralischen Beschaffenheit, ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung, von ihren religiösen Gebräuchen, ihren Krankheiten und deren Heilung.

Die Bewohner der Mosquitoküste sind, mit Ausnahme einzelner Europäer, welche sich daselbst angesiedelt haben, Urbe-

*) Wir lassen ein Verzeichniß der mitgebrachten Käfer, welches der Geheime Regierungsrath Schmidt in Stettin entworfen hat, im Anhange folgen, da dasselbe in mancher Beziehung von Interesse sein dürfte.

wohner. Sie zerfallen, wie bereits oben im Kapitel II. näher angeführt ist, in die Sambos oder eigentlichen Mosquitos, angeblich aus einer Vermischung der Indianer mit Negerweibern entsprossen, in die reinen, ursprünglichen Indianer, welche sich in mehrere, oben gleichfalls bereits angeführte Stämme theilen, und in die Karaien, sind seit langen Jahren zu einer Staatsgenossenschaft vereinigt, benennen sich selbst mit dem gemeinschaftlichen Volksnamen Misskitos (— ∪ ∪), und sind von den Europäern Indianos bravos, Moscos, Mosquitos, Mosquitoindianer benannt worden *).

Die reinen, ursprünglichen Indianer, welche wir hier, als die unzweifelhaften und unvermischten Urbewohner voranstellen, sind von mittlerer Körpergröße, von regelmässigem Körperbau, kräftiger Constitution und weder mager, noch beleibt. Dichtes schwar-

*) Es ist auffallend und schon mehrmals in Frage gekommen, welchem Umstande eigentlich dies Land den Namen Mosquitoküste verdanke, da gerade hier die, unter dem Namen Mosquitos bekannte Insekten bei Weitem nicht so häufig vorkommen, als in vielen andern Küstengegenden von Amerika.

In neuerer Zeit hat sich besonders die Ansicht geltend gemacht, daß der Name von den vielen, kleinen, vor der Küste liegenden Inseln — welche gleich Fliegen im Wasser zu schwimmen scheinen — hergeleitet worden sei. Auf der Karte kann man nun allenfalls, bei einiger Phantasie, diesen Vergleich passend finden, schwerlich aber in der Wirklichkeit, wo die Kays vor der Küste, man mag sie in der Nähe oder aus der Ferne betrachten, in der That mit nichts weniger, als mit Fliegen oder Mücken, Aehnlichkeit haben.

Wenn es erlaubt ist, den alten Conjecturen noch eine neue hinzuzufügen, so würden wir die Ansicht aufstellen, daß die Küste ihren Namen von dem Namen der Bewohner erhalten habe, und daß dieser letztere ein ursprünglich indianischer, von den Spaniern nur corrumpirter Name sei. Denn es muß auffallen, daß die Indianer, welche den Ausdruck mosquitó (∪ — ∪), für Mücke, aus ihrem Umgange mit den Spaniern sehr wohl kennen und sogar hin und wieder gebrauchen, sich niemals Mosquitos, Moskitos (∪ — ∪), sondern ganz entschieden und mit völliger Uebereinstimmung Muesskito, Misskito (— ∪ ∪) nennen, und wenn man sie mit dem erstern Ausdrücke belegt, dies häufig sogleich verbessern, auch wohl hinzufügen: Mosquitos are flies, we are Misskito men (Mosquitos sind Fliegen, wir sind Misskitomänner), wie uns dies einigemal begegnet ist. Hiess nun der, an der Küste wohnende Stamm ursprünglich wirklich Misskitos oder Misskos und nannten die Indianer sich so gegen die ersten, anlandenden Spanier, so ist es sehr natürlich, daß diese Letztern aus Misskito, Mosquito machten und den, ihnen geläufigen Insektennamen auf die Küste übertrugen.

zes, in der Regel schlichtes Haar bedeckt den Kopf, dessen Schädelbildung, aufser dem etwas geringeren Umfange, von der europäischen Schädelbildung nicht abweicht. Die Gesichtsbildung ist regelmäfsig. Die Backenknochen treten nicht, wie bei andern amerikanischen Stämmen, auffallend hervor. Die Nase ist an ihrem Rücken gewöhnlich geradlinig. Der Mund ist breit, hat eine etwas starke Oberlippe und zeigt weifse, schön gebaute Zähne. Die Augen sind von regelmäfsiger Form und Gröfse, und haben in der Regel eine bräunlich gefärbte Regenbogenhaut. Kinn und Oberlippe sind nur schwach mit Barthaaren besetzt. Die Hautfarbe des Körpers ist hellbräunlich, jedoch an der Hand- und Fußfläche wenig dunkler, als die Farbe der Europäer. Das Gefüge der Oberhaut ist, besonders an den untern Extremitäten, stärker und fester, als bei den Europäern.

Die Weiber haben häufig eine angenehme Gesichtsbildung und einen schönen, regelmäfsigen Körperbau. Sie altern jedoch frühzeitig; unzweifelhaft aus keinem andern Grunde, als weil sie gewöhnlich schon im Kindesalter verheirathet werden.

Von den reinen Indianern unterscheiden sich die Sambos durch weit dunklere, hin und wieder fast schwarze Hautfärbung, mehr oder minder gekräuseltes, nicht selten wollenähnliches, an die Negerrace erinnerndes Haar, durch die Stärke der Lippen und durch verhältnißmäfsig gröfsere Gestalten.

Die Karaiben endlich, ein reiner indianischer Urstamm, weichen von den übrigen Indianern durch beträchtlich kleinere, aber kräftige Gestalt, durch die Form der Nase, deren Rücken fast ohne Ausnahme gekrümmt ist, untl besonders durch gröfsere Behendigkeit und geistige Regsamkeit ab.

Zwischen diesen Grundtypen finden sich indessen die mannigfachsten Abstufungen.

Die vorerwähnte Regelmäfsigkeit der Körperformen ist so allgemein, dafs man höchst selten irgend eine Art von Verkrüppelung und eben so selten den Mangel eines Sinnesorganes antrifft.

Es ist daher auch schon mehrmals der Verdacht ausgesprochen worden, daß alle verkrüppelten oder mißgestalteten Kinder sogleich nach der Geburt getödtet würden, was in den, entfernt von den Wohnplätzen belegenen, einsamen Hütten, in welchen die Wöchnerinnen ihre Entbindung abwarten müssen, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen könne. Die Indianer stellen dies jedoch entschieden in Abrede.

Die natürliche Gesichtsfarbe entstellen besonders die Weiber durch mancherlei Färbungen. Sie bedienen sich dazu eines röthlich-braunen oder eines schwarzen Okers, mit welchem sie Striche und Punkte auf Nase und Backen malen.

Das Haar wird von beiden Geschlechtern in der Regel verkürzt getragen, von den Weibern jedoch länger, als von den Männern. Bei den ersteren sieht man dasselbe bisweilen sehr zierlich in kurze, krause Locken gekämmt. Seltener findet es sich bei beiden Geschlechtern in einen kurzen Zopf geflochten und aufgesteckt.

Als Zeichen der Trauer um verstorbene Angehörige schneiden die Männer einen Theil ihres Haupthaares kurz ab, und zwar auf beiden Seiten des Kopfes, so daß über der Stirn und von der Stirne längs des Scheitels bis zum Hinterhaupte, längere Haare in Form eines Kammes stehen bleiben.

Um das Haar zu glätten und zu conserviren, bedienen sich die Indianer des Fruchtöls der Fächerpalme, dem sie einen großen Einfluß auf das Wachstum der Haare zuschreiben.

Die Kleidung besteht, aufser einem Gurte, der den Unterleib deckt, bei den Männern in der Regel nur aus einem europäischen Hemde. Einzelne tragen jedoch auch Beinkleider oder irgend andere Kleidungsstücke, die sie von Europäern erhalten haben. Die eigentliche Nationaltracht, welche man jedoch fast nur in den Häuptlingsfamilien sieht, und welche in der That vielleicht ehemals ein Vorrecht dieser Familien mag gewesen sein, besteht aus einem langen, rockähnlichen, vorn offenen Gewande ohne

Aermel und Kragen, welches aus selbst gewebtem, in der Regel braungestreiftem Baumwollenzeuge verfertigt wird. Der Kopf wird nur von Einzelnen mit einem alten europäischen Hute bedeckt. Die Füße sind bei beiden Geschlechtern jederzeit nackt.

Die Weiber tragen selten eine andere Bekleidung, als eine Art von Rock aus grobem Linnen (Osnabruck), der von der Hüfte bis zur Hälfte des Oberschenkels hinabsteigt. Können sie in den Besitz von Taschentüchern oder von andern Tüchern gelangen, so nähén sie sich, auch wenn dieselben aus verschiedenen Stoffen bestehen und von verschiedener Farbe sind, längere Röcke daraus zusammen. Brust und Oberleib wird nur ausnahmsweise mit einem Tuche bedeckt.

Die Kinder gehen völlig nackt einher.

Säuglinge werden auf dem Rücken der Mutter in einem Tuche getragen, welches um den Leib der letzteren geschlungen ist.

Beide Geschlechter bedienen sich als Schmuck der Glasperlen von verschiedener Gröfse, vorzugsweise aber der kleineren Sorten von schwarzer, weißer, rother und gelber Farbe, woraus sie mit großer Geschicklichkeit ganz künstliche und geschmackvolle Halsbänder — die Weiber auch Kniebänder — verfertigen *). Auch echte und unechte Ringe dienen zum Schmucke, die sie an den Fingern, in den Ohren, hin und wieder, jedoch nur selten, auch in der Nasescheidewand tragen.

Die Wohnungen der Indianer sind Hütten, oder — richtiger gesagt — kuppelförmige Dächer, welche auf sechs bis acht, bald kreisförmig, bald im Vierecke aufgestellten Holzpfählen ruhen. Die Pfähle erheben sich kaum 4 bis 5 Fufs über den Erdboden, so dafs man nur gebückt in die Behausung eintreten kann. Die Gröfse und Höhe der Hütten ist verschieden. Nur wenige derselben haben zwischen den Pfählen leichte, aus Rohr verfertigte,

*) Auffallend ist es, dafs die Perlen von blauer Farbe durchaus nicht beliebt sind.

luftige Seitenwände. Das Dach ist aus starken Rohrstämmen gebildet und mit büschelförmig zusammengebundenen Blättern der Fächerpalme so gedeckt, daß es völlig gegen den Regen schützen würde, wenn es jederzeit in gutem Zustande wäre, was leider selten genug der Fall ist.

Die Hütte enthält in der Regel einen einzigen Raum. Selten theilt ein bühnenartiges Gestell eine Hälfte derselben in zwei Etagen, von denen dann die obere als Vorraths- oder Schlafkammer benutzt wird.

Am Fußboden der Hütte flackert während des ganzen Tages und während des größten Theiles der Nacht ein Feuer, neben und fast über welchem in allen Richtungen Hangematten von einem Balken zum andern schweben. In diesen Hangematten sieht man die männlichen Hüttenbewohner gewöhnlich im *dolce far niente* ihre Tage und Nächte verbringen, während die Weiber vor dem Feuer zusammengekauert sitzen oder die häuslichen Arbeiten verrichten.

Die Hangematten sind aus dem Bast des Mahoebaumes, oder den Fasern des Seidengrases netzförmig geflochten und mit Stricken aus Palmbast oder Mahoebast befestigt.

Außer den Hangematten sind wenige andere Gegenstände in den Hütten vorhanden, von Geräthen kaum etwas Anderes, als sogenannte Calabashen — die halb durchgeschnittenen Schalen der Frucht der Calabash-Staude — welche als Eß- und Trinkgeschirr dienen, und ein eiserner Tiegel. Hier und da auch vielleicht ein halb zerbrochener Teller aus englischem Porcellan, ein Fischnetz, eine alte Muskete, oder ein säbelförmiges Beil (*Matched*, von den Engländern hier eingeführt) und Bogen, Pfeile und ein Spieß.

Neben diesen wenigen Geräthschaften findet man die nicht minder ärmlichen Spuren von Lebensmitteln: einige Kolben bunten, türkischen Weizens, Austernschalen, einige Bündel Plantanen, einige Ananas, Cocosnüsse und rothe Palmbeeren.

Treue Genossen dieser häuslichen Einrichtung, in welcher es

an Schmutz aller Art nicht fehlt, sind Schweine, Hühner und abgemagerte Hunde.

Und welch' ein wunderbarer Contrast! Wenn man hinaus-
kriecht aus der armseligen, schmutzigen, räucherigen Behausung,
vermag man kaum, sich einen Weg zu bahnen durch die Fülle
üppigster Vegetation, durch hohe, saftige Gräser, zwischen wel-
chen die zierlichsten Gesträuche und Blumen blühen, durch wu-
chernde Bananen und Plantanen-Stämme, überragt von hohen
Palmen, mit Cocosnüssen beladen. Und mitten in dieser Vege-
tation weiden Rinder von einer Schönheit, wie man sie kaum
in englischen Parks zu sehen gewohnt ist.

Dieser Contrast führt uns auf den Grundzug des moralischen
Charakters der Mosquitoindianer: — Trägheit in einem so ho-
hen Grade, dafs man sich kaum einen Begriff davon machen
kann. Umgeben von den Geschenken der freigebigsten Natur,
ist der Mosquitoindianer sogar zum Sammeln dieser Geschenke
zu träge. Besonders die Männer scheuen jede Arbeit. Ein Stück
Wild zu schiefsen, einen Fisch oder eine Schildkröte zu fangen,
ist das Höchste, wozu ihr Fleifs sich erhebt. Jede andere Ar-
beit bleibt den Weibern überlassen.

Diese Trägheit ist keinesweges Folge beschränkter Geistesfä-
higkeiten oder körperlicher Untüchtigkeit. Zum Theil mag sie
mit der Geschichte des Volkes im Zusammenhange stehen. In
alten Zeiten, und noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahr-
hunderts waren die Mosquitoindianer ein kriegerisches Volk, wel-
ches bald mit den Spaniern, bald mit den übrigen Indianerstäm-
men im Kampfe lag — wie oben erzählt worden ist.

Alle rohen, kriegführenden Nationen besitzen einen natürli-
chen Widerwillen gegen jede andere Beschäftigung. Fällt nun
die Gelegenheit oder die Nothwendigkeit fort, Kriege zu führen,
so versinken sie leicht in gänzliche Trägheit, zumal wenn die
verschwenderische Natur selbst diese Trägheit zu begünstigen
scheint. In diesem Falle befinden sich die Mosquitoindianer.

Zu der Trägheit gesellt sich bei ihnen noch ein höchst ge-

fährlicher Feind, die Liebe zum Trunk, welche leider durch den Umgang mit Europäern außerordentlich gefördert worden ist.

Neben diesen Schattenseiten zeigt der Charakter des Mosquitoindianers manchen schönen Lichtpunkt; vor Allem große Gutmüthigkeit, die sich auf jedem Gesichte malt, unbeschränkte Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit, die dort vielleicht allgemeiner verbreitet sind, als unter gebildeten Völkern. Die ursprünglichen, reinen Indianerstämme, und ganz besonders die Kariben sind viel thätiger und arbeitsamer, als die eigentlichen Mosquitos, und auch unter den Letzteren — besonders in den Häuptlingsfamilien — kommen nicht unbeträchtliche, rühmliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel vor.

Der niedrige Geistesculturzustand, in welchem dies Volk sich im Allgemeinen noch befindet, giebt sich nicht nur durch das zu erkennen, was wir bereits über die Lebensweise desselben berichtet haben, sondern auch durch die Beschaffenheit der Sprache, durch den Mangel eines jeden Schriftzeichens, durch das Unzureichende seines Zahlensystems, durch die ungenügende Zeitberechnung, durch seine Ansichten über Natur, Gottheit, Unsterblichkeit und durch die fast gänzliche Unbekanntschaft mit Künsten und Handwerken.

Fast jeder Stamm hat seine eigene, ursprüngliche Sprache wenigstens noch zum Theil bewahrt. Besonders die Kariben bedienen sich noch gegenwärtig ihrer ganz eigenthümlichen Sprache, welche bedeutend von allen übrigen abweicht und von den andern Indianerstämmen nicht verstanden wird.

Dagegen ist die Sprache des herrschenden Stammes der Sambos, oder eigentlichen Mosquitos, am meisten ausgebildet, allgemein verbreitet und wird im ganzen Lande von allen Stämmen verstanden und gesprochen. Sie ist wohlklingend, ohne besondere Kehllaute, aber ziemlich arm und unbeholfen.

Wir haben im Anhang einen ungefähren Abriss beigelegt, so gut wir ihn während unseres Aufenthaltes zusammenstellen konnten.

Der Gesang der Mosquitoindianer ist einförmig, klagend, nur in Molltonarten sich bewegend. Der Sänger ist zugleich Dichter, und Text und Melodie sind Eingebungen des Augenblickes. Sie haben keine Volksgesänge, keine im Gedächtnifs in bestimmter Form aufbewahrte Lieder oder andere Dichtungen.

Was der Augenblick eingiebt, wird vorgetragen, genossen — und vergessen. Nur einzelne, beliebte Sänger — und jedes Dorf hat einen oder mehrere — merken sich wohl Inhalt, Form und Melodie eines solchen Liedes, welches besondern Beifall gewinnt, und suchen dasselbe bei passender Gelegenheit möglichst getreu zu reproduciren. Im Anhange ist ein solches Lied mitgetheilt. Auffallend ist es, dafs auch die Schlachtgesänge, deren sie sich früher bedient haben sollen, völlig in Vergessenheit gerathen sind. Der Hauptgegenstand ihrer jetzigen Dichtungen ist die Liebe.

Nur bei gewissen Festlichkeiten, in welchen eine Art von Maskenzug auftritt, wird eine altherkömmliche, von den Indianern jetzt selbst nicht mehr verstandene Formel nach bestimmter Melodie abgesungen *).

Unter den musikalischen Instrumenten nimmt die gewöhnliche Maultrommel — jews harp — welche die Indianer mit wirklich auffallendem Geschick zu spielen wissen, die erste Stelle ein. Sie verschaffen sich diese äufserst beliebten Instrumente von den Engländern. In die zweite Stelle gehört die gewöhnliche Trommel, welche ebenfalls mit grofser Fertigkeit gehandhabt wird.

Aufserdem ist noch eine Art Flöte mit wenigen Tönen und ein kleines, röhrenförmiges, mit der innern Hülse einer Nufs zur Hälfte überspanntes Instrument gebräuchlich, welches ganz in den Mund gesteckt wird und dem Gesange einen eigenthümlichen, summenden Ton giebt.

*) Einige wunderlich aufgeputzte Männer, mit langen weifsen Stöcken in der Hand, gehen unter den lächerlichsten Gebärden und Körperverdrehungen im Kreise umher und singen die Worte: Grofsmutter, Grofsmutter, gute Grofsmutter, schaufelnäsige Haifischmutter — vergl. Th. Young a. a. O. p. 71.

Der Tanz wird fast ausschließlich von den Weibern und Mädchen geübt und mit der Trommel, mit Gesängen und mit kleinen Klapperbüchsen begleitet, welche die Tänzerinnen um den Hals gehängt haben, und welche aus der getrockneten Schale unreifer Calabashfrüchte bestehen. Die Tänze sind meistens Reihentänze, bei welchen der Oberkörper nach verschiedenen Richtungen mehr oder minder lebhaft bewegt wird und die Füße in langsam entsprechender Bewegung fortschreiten.

Ein besonderes Vergnügen gewährt den Indianern das Anhören von Mährchen, je wunderbarer, je besser. Um den geschickten Mährchenerzähler sitzt die Versammlung stundenlang in schweigendem Staunen. Jeder Zuhörer aber ist sich am Schlusse wohl bewußt, daß er eben nichts als ein Mährchen gehört habe, und man würde sehr irren, wenn man den Indianer für leichtgläubig halten wollte. — „Alles Lüge“ — sagt er, sich langsam mit vergnügtem Gesichte erhebend, wenn der Erzähler endlich schweigt — „Alles Lüge, — aber sehr schön!“

Die Zeitrechnung geschieht nach Monden, so daß dreizehn Mondwechsel ein Jahr ausmachen. Für die Berechnung der Jahre existirt keine Aera. Daher weiß Niemand sein Alter, oder die Zeit irgend einer vergangenen Begebenheit mit Bestimmtheit anzugeben.

Ueber den Ursprung alles Erschaffenen fehlt es an jeder Reflexion. Die Sterne sind ihnen nichts als glühende Steine. Die Existenz eines höchsten, unendlich guten und gnädigen Wesens glauben sie zwar, jedoch ohne irgend einen bestimmten Begriff damit zu verbinden, und ohne sich zu irgend einer Art von religiösem Cultus veranlaßt zu fühlen. Auch hat dieses höchste, gute Wesen in ihrer Sprache keinen besonderen Namen, sondern es ist dafür das Wort God aus dem Englischen aufgenommen.

Dagegen verknüpfen sie den bestimmtesten Begriff mit dem Glauben an den Teufel, den sie für einen äußerst mächtigen

Geist, dessen grösste Lust es ist, die Menschen zu schrecken, zu quälen, zu verderben, — für den Urheber alles Bösen, von Krankheiten und von jeglichem andern Ungemach, halten, von welchem sie betroffen werden, und dessen Einflüsse sie durch den Rath und die Künste männlicher und weiblicher Zauberer (Sukier) zu überwinden trachten.

Niemals zu Gott, nur zu dem Teufel richten sie Gebete, dafs er sie mit Bösem verschonen möge. Die Karaiben sollen zu bestimmten Zeiten förmliche Feste unter herkömmlichen Gebräuchen in der Absicht begehen, den Unwillen des bösen Geistes abzuwenden.

Auf die Frage, warum sie niemals zu Gott, sondern nur zu dem Teufel beteten, erfolgte stets die Antwort, dafs es eines Gebetes zu Gott nicht bedürfe, weil derselbe ihnen auch ohne Gebet gern alles Gute zuwende, wenn nur der Teufel es zulassen wolle, und dafs sie daher den Teufel bitten müßten, ihnen das Gute zu gönnen und sie mit Bösem zu verschonen. Hieran schließt sich eine außerordentliche Furcht vor Gespenstern, so dafs nach Sonnenuntergang kein Indianer allein die Hütte verlassen mag. Ihre Todten legen sie in ein halb durchgeschnittenes Canoe, welches mit der andern Hälfte bedeckt und in die Erde versenkt wird.

Ihren Glauben an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode bethätigen sie durch die Art der Begräbnisse. Sie versehen den Todten im Grabe mit Nahrungsmitteln und mit Jagdgeräthen, damit er in der andern Welt fortzuleben im Stande sei, und längere Zeit hindurch erneuern sie unter festlichem Tanz und Gesängen die Lebensmittel auf dem Grabe, über welchem in der Regel eine kleine Hütte von Rohr und Palmenblättern errichtet wird. Wo und wie das Leben nach dem Tode stattfindet, darüber verlautet unter ihnen nichts.

Von den Todten zu reden oder den Namen eines Verstorbenen zu nennen, verbietet ihnen der Aberglaube. Eine andere

sonderbare und gleichzeitig dem Lande schädliche Sitte ist es, bei dem Tode eines Indianers alle Palmbäume abzuhaufen, welche derselbe gepflanzt hat.

Fragt man, welche Mittel bisher angewendet worden sind, diesem Volke eine geistige Bildung, und namentlich Religionsbegriffe beizubringen, so ist freilich zu beklagen, daß Missionsgesellschaften, deren Europa so viele zählt, hierher am wenigsten ihre Bestrebungen gerichtet haben. Es sollen in neuerer Zeit hin und wieder englische Missionaire auf der Küste gewesen sein, und so lange sie Branntwein vertheilten, Zuhörer gefunden haben. Ließen sie ab, Branntwein zu geben, so wandten die Zuhörer sich fort von ihnen.

Bei angemessener Verfahrungsweise ist es aber gar nicht zu bezweifeln, daß bei einem Volke, welches so viel natürliche Gutmüthigkeit und unverkennbaren Sinn für Recht besitzt, auch an Geistesfähigkeit nicht Mangel hat, das Christenthum bald Wurzel fassen, und gleichzeitig den Grund zu anderweiter geistiger Ausbildung legen würde.

Aber nur einen Weg giebt es nach unserer Ueberzeugung, welcher hier zu guten Erfolgen führen kann.

Jede unmittelbare Einwirkung auf die erwachsenen, in die althergebrachten Sitten, Gebräuche und Begriffe hineingelebten, mit ihren innern und äußern Zuständen zufriedenen Indianer — ist sehr schwierig, wenn nicht ganz unmöglich.

Stets aber gewährt es dem Indianer ein großes Vergnügen, wenn Europäer sich mit seinen Kindern beschäftigen und dieselben unterrichten.

Es schmeichelt seiner Eitelkeit, daß seine Kinder den klugen, weisen Menschen ähnlich werden, ihre Sprache und Sitte lernen sollen, und was Trägheit und Gewohnheit für ihn selbst ganz gleichgültig und unnöthig erscheinen läßt, wünscht er mit Eifer für seine Kinder.

Mit der größten Theilnahme erkundigten sich die Indianer bei

uns, ob der zu seiner Erziehung nach England gesendete, zweite Sohn des verstorbenen Königs, Prinz Clarence, schon viel gelernt habe und schon eben so viel wisse, als ein junger Engländer seines Alters, und es erregte allgemeine, sichtliche Zufriedenheit, wenn diese Frage bejaht und zur Bestätigung ein, an seine Mutter gerichtetes Schreiben des Prinzen vorgezeigt wurde, welches unser Reisegefährte, Capitain Willock, zu bestellen hatte.

Die jungen Indianer sind übrigens lernbegierig, zutraulich und fassen leicht — wenn nur die erste Schüchternheit überwunden ist, welche ihnen der weifse Mann anfangs einflößt. Die Belehrung der Jugend ist der einzige sichere Weg, auf welchem dies lange vernachlässigte Volk zur Civilisation geführt werden kann.

Und seit den 200 Jahren, seit welchen England der Bundesgenosse dieses Volkes zu sein behauptet, ist nichts geschehen! —

Die Ehe beruht, wie sich erwarten läßt, auf keinem sittlichen Fundamente. Die Frau ist das Eigenthum des Mannes und wird durch Ankauf von ihren Eltern erworben. Der gewöhnliche Kaufpreis ist eine Kuh oder der Werth derselben.

Macht die Frau des Ehebruchs sich schuldig, so ist der Verführer gehalten, dem Manne eine Kuh, den Kaufpreis der Frau, als Strafe zu zahlen. Eine Bestrafung der Frau findet nicht statt, und sie beeilt sich daher auch in der Regel, dem Manne den begangenen Ehebruch zu entdecken und ihn zur Einforderung der Kuh anzutreiben.

Daß Polygamie stattfinden darf und stattfindet, liegt in der Natur dieser Ehen; — doch besitzen in der That die meisten Männer nur ein Weib.

Der Mann ist das Haupt der Familie, und die ganze Familie wohnt friedlich in einer Hütte zusammen.

Vor ihrer Entbindung verläßt die Ehefrau das Haus des Mannes und bezieht mit einer Gehülfin eine einsame Savannenhütte,

welche Niemand betreten, und die sie selbst erst einige Zeit nach der Entbindung verlassen darf.

Das neugeborene Kind wird bis zu dem Alter von fast zwei Jahren an der Mutterbrust genährt. —

In der Regel haben die Mosquitoindianer einen festen Wohnsitz. Sie nähren sich theils von Fischen, die sie jedoch niemals — wie neuerdings behauptet ist — roh verzehren, sondern sehr gut zu kochen und noch besser in Oel zu backen verstehen, — von Austern und von dem Fleische der Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, oder als Hausthiere halten, theils von den gekochten Früchten einiger Palmenarten, dem Mais, der Cassava, den gerösteten Plantanen, der Ananas, den Cocosnüssen und andern Früchten. Vegetabilische Nahrungsmittel sind die häufigsten *).

Zur Bereitung berauschender Getränke, Mischla genannt, denen sie leidenschaftlich ergeben sind, bedienen sie sich mehrerer Pflanzen, besonders der Ananas, Plantanen, Bananen und der Cassava, und befördern die Gährung derselben dadurch, daß die Frauen die Früchte zerkauen und mit dem Saft des Zuckerrohres vermischen.

Nicht minder, als diese selbst bereiteten Getränke, ist der Rum beliebt, den sie durch Fremde erhalten.

Nächst diesen Getränken gehört der Rauchtack zu den Hauptgenüssen ihres Lebens. Aber ungeachtet sie selbst einen Tack bauen, welcher durch Milde und vorzüglichen Geruch ausgezeichnet ist, so ziehen sie doch die gemeinsten nordamerikanischen Blätter, weil sie viel herber und betäubender sind, vor und schätzen sich glücklich, wenn sie dem Fremden schlechteren Tack abtroteln können.

*) Mit Rücksicht auf die neuerdings in Deutschland verbreiteten Zeitungsmährchen mag hier noch bemerkt sein, daß die Mosquitoindianer selbst rohes Obst, wenn es nicht ganz vollständig reif ist, nicht geniessen — geschweige denn rohe Fische oder rohes Fleisch, — so daß sie in dieser Beziehung gewählteren Geschmackes sind, als viele Deutsche, denen halbreifes Obst und halbgares Fleisch vortrefflich mundet. —

In Ermanglung des Tabacks begnügen sie sich mit dem Ersatze durch andere, getrocknete, narkotische Kräuter.

Unter den Gerätschaften, welche der Mosquitoindianer selbst verfertigt und benutzt, nehmen, aufser den oben bereits erwähnten, die Wasserfahrzeuge den ersten Platz ein. Es sind lange, schmale Kähne, aus einem einzigen Baumstamme gearbeitet, der nicht selten 6 bis 8 Fufs im Durchmesser hat. Die gröfseren, auf einem Kiel gebauten heifsen Dori's, die kleineren, flachen Pitpans. Sie bewegen dieselben mit kleinen, flachen Rudern, oder mit kleinen Segeln, und gebrauchen sie mit grofser Sicherheit nicht nur auf den Flüssen und Lagunen, sondern selbst zu kleinen Seereisen.

Ueberhaupt sind die Mosquitos ausgezeichnete Schiffer und ganz vortreffliche Schwimmer. Schlägt ein Canoe auf der Fahrt um, so stört dies die Reise nur auf kurze Zeit. Das Fahrzeug wird von den Schwimmenden wieder umgekehrt, ausgeschöpft, die Indianer steigen ein, und die Reise wird fortgesetzt, als ob nichts vorgefallen wäre.

Zur Jagd bedienen sie sich, wenn sie keine Flinte besitzen, eines einfachen, mit einer Sehne aus geflochtenem Mahoebast gespannten Bogens von hartem Holze (namentlich Eisenholz) und eines langen Rohrfeiles mit einer Spitze von Eisen oder hartem Holze.

Sie verstehen die Pfeile mit grofser Kraft und Sicherheit zu schleudern. Flinten mit Steinschlössern — auf den Gebrauch der Percussionsschlösser verstehen sich die Indianer noch nicht — sind unter den Eingebornen zunächst der Seeküste und unter den Häuptlingsfamilien ziemlich allgemein verbreitet und ein äußerst beehrter Handelsgegenstand.

Obgleich aber die Indianer im Allgemeinen sehr eifrige Jäger sind und auf der Jagd die ihnen sonst eigenthümliche Trägheit völlig verläugnen, so können wir ihnen doch eine besonders auffallende Geschicklichkeit in dem Gebrauche der Feuer-

waffe nicht nachrühren, was zum Theil an der ungemeynen Schlechtigkeit der Gewehre liegen mag, die sie von den west-indisch-englischen Händlern zu theuren Preisen eintauschen.

Zur Erlegung der Seeschildkröte gebrauchen sie eine Art von Harpune.

Die Anfertigung der Zeuge geschieht mittelst eines Rahmens, an welchem die Fäden ausgespannt und dann, ähnlich wie im gemeinen Webestuhle, mit Quersfäden durchschossen werden. Der Faden wird an einer einfachen Spindel mit großer Geschicklichkeit gesponnen.

Andere Künste verstehen die Mosquitoindianer nicht.

Ihren Hausthieren widmen sie geringe Sorgfalt. Die Pferde laufen, sich selbst überlassen, halb oder ganz wild in den Savannen umher und tragen den wundgedrückten Rücken und die durch Insekten verstümmelten Ohren als Zeichen der Sorglosigkeit ihres Besitzers zur Schau. Die Kühe, welche ebenfalls die Savannen bewohnen und nur zur Zeit des Kalbens bei der Hütte des Herrn sich einfinden, gedeihen trotz aller mangelnden Pflege vortrefflich und zeichnen sich durch ihre Schönheit aus.

Wenn eine so einfache Lebensweise in einem milden und gesunden Klima schon an und für sich voraussetzen läßt, daß Krankheiten eine seltene Erscheinung sind, so gilt dies zwar im Allgemeinen und ganz besonders von den sogenannten innern Krankheiten, desto häufiger aber finden sich chronische Hautkrankheiten, und zwar trockene Schuppenflechten und knollige Hautexcrescenzen, welche bis zur Elephantiasis ausarten.

Mehrmals haben wir die sämtlichen Bewohner einer Hütte, oder mehrerer neben einander belegener Hütten von diesen Ausschlägen afficirt gesehen, und ganz frei von Flechten findet man überhaupt vielleicht nicht die Hälfte der Mosquitos.

Die Schuld liegt zum Theil in der Nahrung, zum Theil in der großen Vernachlässigung der Hautcultur, welche in einem tropischen Klima um so unerläßlicher ist, je größere Thätigkeit hier

das Hautsystem entwickelt. Kommt zu diesen Krankheiten noch der gänzliche Mangel ärztlicher Behandlung, so kann ihre Intensität und Extensität nicht befremden.

Ein Arzt in der englischen Stadt Belize auf der Hondurasküste theilte uns mit, daß diese Hautausschläge in kurzer Zeit von selbst aufhörten, wenn die damit afficirten Mosquitoindianer in Belize sich aufhielten, bessere Nahrung und namentlich Salz genossen. Der einzige Grund dieser Ausschläge sei der Genuß von Fischen ohne Salz. Denn obgleich das Wasser der Karibensee äußerst salzhaltig ist, so verstehen sich die Indianer auf Salzbereitung nicht, oder sind zu träge dazu.

Von akuten Hautausschlägen haben seit einer Reihe von Jahren die Masern, und besonders die echten Menschenpocken stark grassirt und außerordentlich viele Todesfälle herbeigeführt.

Obgleich bisher Kuhpockenimpfungen nicht stattgefunden haben, so wurde doch der von uns angestellte Impfversuch mit Lympe, die wir aus Deutschland mitgebracht hatten, von den Indianern beifällig aufgenommen. Leider mißlang er, weil die Lympe während der Reise untauglich geworden war.

Die sogenannten inneren Krankheiten, von denen diese Indianer befallen werden, scheinen sich fast ausschließlich auf Wechselfieber und Rheumatismen zu beschränken. Außerdem beobachteten wir in den, am Meeresstrande zwischen dem Cap Gracias a Dios und der Carataska-Lagune belegenen Hütten unter sämtlichen Kindern den Stickhusten in epidemischer Verbreitung. Typhöse Fieber und das gefürchtete gelbe Fieber sind im Mosquitolande — nach allen vorhandenen, zuverlässigen Nachrichten — völlig unbekannt, und es ist eine verbürgte Thatsache, daß die, in Belize sich als Arbeitsleute, Jäger, Diener u. s. w. aufhaltenden Mosquitos, wenn daselbst eine ansteckende Krankheit ausbricht, sogleich in ihre Heimat flüchten.

Geisteskrankheiten haben wir nie bemerkt, auch über deren Existenz nichts in Erfahrung gebracht.

Aus der Reihe chirurgischer Krankheiten kam uns ein Fall von Leistenbruch zu Gesicht.

Endlich haben wir, als dem Lande und dem Klima eigenthümlich, derjenigen Uebel zu gedenken, welche durch den Biss oder Stich von Thieren dem Menschen zugefügt werden. Es sind zunächst Schlangenbisse.

Die Zahl der giftigen Schlangen ist in den von Menschen bewohnten Gegenden sehr gering, und diese Schlangen fliehen den Menschen. Wird nichtsdestoweniger Jemand von einer giftigen Schlange gebissen, so bedienen sich die Indianer der Guacowurzel, welche am häufigsten auf der benachbarten Insel Roatan gefunden wird. Sie ist, nach der Versicherung zuverlässiger Beobachter, ein völlig sicheres Heilmittel selbst dann noch, wenn sich durch starkes Fieber bereits die Affection des Gesamtoorganismus zu erkennen giebt.

Die Anwendung dieses Heilmittels geschieht entweder dergestalt, daß die zerkleinerte Wurzel mit Rum infundirt und dem Verwundeten von diesem Infusum ein mäßiges Weinglas voll gereicht wird, oder der Verwundete kaut die Wurzel, verschluckt den Saft und legt etwas von der zerkaute Wurzel auf die Wunde.

Bei Verwundungen durch Insekten ist nur der Tick und der Chegoe von einigem Belange.

Der sogenannte Tick ist ein kleines Insekt, das sich mit seinen Zangen in die Haut des Menschen eingräbt, Schmerz und Entzündung veranlaßt, jedoch sehr leicht entfernt werden kann.

Die Chegoes sind kleine Fliegen, welche die Haut der untern Extremitäten, wenn diese unbedeckt sind, unmerklich verwunden und sich selbst nebst ihren Eiern hineinbegeben. Durch die Entwicklung der Eier, welche sich in einem Balge befinden, entsteht Schmerz und, wofern der Balg nicht vollständig entfernt wird, Entzündung und Geschwürbildung. Aber auch dies Uebel, an welchem die stets mit nackten Füßen einhergehenden Indianer häufig leiden, ist sehr leicht zu beseitigen.

Eine Arzneiwissenschaft existirt unter den Mosquitoindianern so wenig, als ein Arzt. Desto vorherrschender ist der Aberglaube in Allem, was auf Krankheit Bezug hat. Eine der sonderbarsten Sitten in dieser Beziehung ist die, dafs man der Hütte, worin ein Kranker sich befindet, nicht auf der Windseite vorübergehen darf, damit ihm nicht die Luft und der Athem benommen werde. In den Fällen, wo die Heilung der Krankheit wünschenswerth erscheint, wird die Hülfe der Zauberer (Sukier) oder auch wohl der Rath europäischer Colonisten in Anspruch genommen, von jedem gereichten Heilmittel aber erwartet, dafs es schnell und vollständig helfe. Geschieht dies nicht, so geht das Zutrauen zu dem Mittel verloren, und ein neues, besseres wird verlangt.

Die Todesfälle unter den Mosquitoindianern sollen hauptsächlich die jüngsten Kinder betreffen, demnächst das höhere Alter. In den mittlern Jahren sind Todesfälle selten, mit Ausnahme natürlich der Pockenepidemien, welche ohne Unterschied des Alters in kurzer Zeit Tausende fortgerafft haben. Im Allgemeinen erreichen die Mosquitos ein hohes Alter, und nicht selten findet sich in derselben Hütte der Urgrofvater mit seinem Sohn, Enkel und Grofsenkel beisammen. Alle bestimmteren Angaben über Lebensalter sind unmöglich, weil Niemand sein Alter in Jahren auszudrücken versteht.

Siebentes Kapitel.

Von den Gesundheitsverhältnissen der Mosquitoküste mit besonderer Rücksicht auf deutsche Ansiedelung.

Die Beurtheilung der Salubrität tropischer Länder ist bei unsern Landsleuten nur zu oft eine unrichtige. Denn selten gründet sich das Urtheil auf eigene Anschauung, — meistens auf

englische Erfahrungen und Berichte. Die Engländer aber, soweit sie auch ihre Macht jenseits des Weltmeeres ausgedehnt haben, so wenig besitzen sie im Allgemeinen die Fähigkeit, sich selbst mit ihrer Lebensweise den überseeischen Welttheilen anzupassen. Wie sie unter den nördlichen Breitengraden ihres Vaterlandes zu leben, und insbesondere zu essen und zu trinken gelernt haben, so wollen sie auch selbst unter dem Aequator fortleben. Daher in den meisten Fällen die große Sterblichkeit, welche manchen englischen Colonien eine so traurige Berühmtheit verliehen hat.

Damit soll jedoch keinesweges die Behauptung aufgestellt sein, daß — trotz der englischen Erfahrungen — überall in den Tropen die Sanitätsverhältnisse sich günstig gestalten würden, wenn man nur die Lebensweise der Colonisten dem Klima anzupassen vermöchte. Es fehlt den tropischen Ländern eben so wenig, als unserm Welttheile, an Landstrecken, deren klimatische Verhältnisse der menschlichen Gesundheit im Allgemeinen, vorzugsweise aber der Gesundheit des fremden Ansiedlers unbedingt ungünstig sind. Nur darf dies Urtheil nicht auf die Tropen überhaupt ausgedehnt werden, wie dies leider aus Unkunde, Irrthum oder absichtsvoller Entstellung der Wahrheit so oft geschehen ist und noch geschieht.

Ueberall handelt es sich hier — wie in unserem Welttheile — um die besonderen örtlichen Verhältnisse, und es kommt dabei, nächst der Temperatur und dem Wassergehalte der atmosphärischen Luft, ganz besonders die vorherrschende Windrichtung, die Stärke der Winde, die Beschaffenheit des Bodens und der Ströme, endlich auch der Culturzustand des Landes in Betracht. Wo unter einer heißen Sonne die Atmosphäre des Wassergehaltes beraubt ist, und den größten Theil des Jahres hindurch völlige Windstille herrscht, oder wo die Landwinde das Uebergewicht haben über die Seewinde, wird die menschliche Gesundheit eher gefährdet sein; — wo der Boden aus

Sumpf und Moor besteht, wo die Ströme bedeutende Ueberschwemmungen verursachen und stagnirende Lachen zurücklassen, werden schädliche Ausdünstungen die Atmosphäre anfüllen; wo es endlich der Landcultur noch nicht gelungen ist, Luft und Licht dem, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Boden zuzuführen, und den Wasseransammlungen Abfluss zu verschaffen, da wird der Aufenthalt dem Colonisten wenigstens so lange nicht zuträglich sein, bis die Cultur dieser Uebelstände Herr geworden ist.

Wo aber solche ungünstigen Verhältnisse nicht obwalten, da wird auch innerhalb der Tropen die Gesundheit der Menschen, bei einem vernunftgemäßen Verhalten, ebensowenig gefährdet sein, als in Europa; — der fremde Ansiedler wird sich vielmehr der herrlichen und reichen Gaben, mit welchen der Himmel jene Welttheile gesegnet hat, ohne Nachtheil für seine Gesundheit erfreuen und mindestens ein eben so kräftiges und hohes Alter erreichen können, als in seinem Vaterlande.

Dies sind Wahrheiten, welche sich von selbst verstehen und durch vielfache Erfahrungen unwiderleglich bestätigt werden, deren Anführung daher hier auch ganz überflüssig wäre, wenn es nicht darauf ankäme, althergebrachten Vorurtheilen entgegenzutreten, welche sich in letzter Zeit bei Besprechung des Mosquitolandes wieder Geltung zu verschaffen und jede europäische Uebersiedelung nach den Tropen als ein Unternehmen zu schildern versucht haben, dem sicheres Verderben folgen müsse. Es ist in mehr als einer Rücksicht zu bedauern, daß so einseitige und wahrheitswidrige Ansichten auch in unseren Zeiten noch dreist aufzutreten wagen, — noch beklagenswerther, daß dieselben Glauben finden und eifrige Vertheidiger.

Die Mosquitoküste, bewohnt von einer geringen Anzahl Indianer und wenigen europäischen Ansiedlern, ist ein bisher noch so unbekanntes Land, daß es in der Unmöglichkeit beruht, die Gesundheitsverhältnisse desselben durch statistische Beläge

nachzuweisen. Allein die Berücksichtigung des Klima's, der Witterungsverhältnisse, des Bodens, der Wasserläufe und aller übrigen concurrirenden örtlichen Verhältnisse, zusammengehalten mit den bisherigen Erfahrungen dortiger Ansiedler und Reisenden und mit unsern eignen sorgfältigen und wahrheitsmäßigen Beobachtungen, dürfte vollkommen genügen, um dies Land als ein, der menschlichen Gesundheit nicht gefährliches und in dieser Beziehung für deutsche Ansiedelungen wohlge- eignetes zu erachten.

Dem was zunächst das Klima betrifft, so trägt dasselbe, obgleich das Land zwischen den Wendekreisen liegt, nicht ein so rein tropisches Gepräge, wie dies anderweit unter gleichen Breitengraden, und besonders auch auf dem benachbarten südlichen Festlande und den benachbarten westindischen Inseln der Fall ist, wie wir dies bereits oben im Abschnitt III. näher ausgeführt haben.

Durch die, fast neun Monate des Jahres regelmäsig wehenden östlichen Seewinde, welche das ganze Land bestreichen, wird die Hitze so angenehm gemildert, dafs sie selbst bei hohen Temperaturgraden selten lästig fällt, indem die anhaltenden Seewinde die erfrischendste Wirkung auf den Menschen äufsern.

Wir können versichern, dafs wir während unseres fast zwei- monatlichen Aufenthalts in dem Mosquitolande, welcher größtentheils in die, als höchst gefährlich verrufene Frühlingsregenzeit und den Anfang der trockenen Jahreszeit fiel, dort von der Sonnenhitze weit weniger belästigt worden sind, als vielfach in unsern norddeutschen Sommertagen.

Ueberdies weicht das dortige Klima weit weniger durch die höchsten Temperaturgrade, als durch den Mangel der tieferen, von dem unsrigen ab. Während der Sommermonate sinkt das Thermometer in der Nacht nicht bedeutend tiefer, als es bei Sonnenuntergang stand, und während der Wintermonate herrscht eine so milde Temperatur, wie in unsern wärmern Frühlings- und Herbsttagen.

Die zwei Mal im Jahre stattfindende, regelmässige Regenzeit trägt nicht minder zur Milderung der tropischen Hitze bei, und die sogenannte trockene Jahreszeit ist keineswegs eine absolut trockne, sondern wird vielmehr durch einzelne, leichte Regenschauer unterbrochen und gemildert.

Es steht aber auch in Norddeutschland im Allgemeinen erfahrungsgemäss fest, dafs die Zahl der Kranken an anhaltend trocknen, heifsen und schönen Sommertagen weit bedeutender ist, als während eines nassen Sommers, und dafs überhaupt im Augustmonate, der bei uns der wärmste und trockenste zu sein pflegt, die meisten Krankheiten und die meisten Todesfälle sich ereignen.

Die Gestaltung des Bodens ferner ist keineswegs ungünstig.

Die neben der flachen, sandigen Seeküste belegene Landstrecke bildet eine fortlaufende Erhöhung, welche einerseits gegen das Meer hin, andererseits gegen die Savannen sich abdacht. Sie eignet sich vorzüglich zur Errichtung von Wohnplätzen für Ansiedler, weil sie trocken belegen und direct den Seewinden ausgesetzt ist.

Ein nicht minder günstiges Urtheil ist von den höher belegenen Ufern und Inseln der Carataska-Lagune, von den Ufern der Ströme und Flüsse und von dem, weiter landeinwärts gegen die Gebirge sich erhebenden Festlande zu fällen.

Anders dagegen ist es mit den tieferen Savannen. Bei dem Mangel aller künstlichen Abzugsgräben sammeln sich während der nassen Jahreszeiten in denselben bedeutende Wassermassen, deren Verdunstung während der trocknen Monate für die menschliche Gesundheit schädlich sein dürfte. Doch ist dabei nicht zu übersehen, dafs bei einer zweckmässigen Behandlung mit der Zeit selbst die Savannen für Ansiedelungen sich eignen werden, weil bei dem natürlichen Gefälle des Landes nichts leichter scheint, als durch Gräben dem Wasser überall Abzug zu verschaffen. Die Nachbarschaft der Savannen kann übrigens den, am Strande und auf den höhern Flussumfern sich Ansiedelnden

auch gegenwärtig nicht nachtheilig werden, weil die Seewinde jene Dünste vollständig zurücktreiben.

Aehnlich, wie mit den Savannen, verhält es sich mit tief belegenen Waldungen, deren Boden in der nassen Jahreszeit überschwemmt wird. Auch hier bleibt es der Landescultur vorbehalten, mit der Zeit gesunde Wohnsitze zu schaffen.

Nächst dem Erdboden sind die Ströme und Lagunen zu berücksichtigen. In allen findet sich fließendes Wasser über einem festen Grunde, welcher eben so wenig, wie die Savannen, irgend eine Spur von Sumpf und Moor zeigt. Ihre Wassermenge ist in der Regel beträchtlich, und tritt während der heißen Jahreszeit Wassermangel ein, so füllen sie sich in der Nähe des Meeres mit Seewasser.

So ist auch von dieser Seite kein Grund zu einer Befürchtung für den Gesundheitszustand der Ansiedler.

An gutem Trinkwasser ist gegenwärtig noch Mangel, weil die große Trägheit der Indianer sich damit begnügt, den Boden nur so weit aufzugraben, bis sich süßes Wasser zeigt. Man schöpft aus offenen Gruben von höchstens 3 bis 4 Fufs Tiefe ein unreines Wasser von einer Temperatur von 16 bis 18° R. Dasselbe ist aber völlig geschmack- und geruchlos, und wenn man die mechanisch beigemengten fremden Bestandtheile durch das Filtrum entfernt, durchaus klar und farblos. Nach den von uns angestellten Versuchen ist es unzweifelhaft, dafs man durch Anlage tiefer, ausgesetzter Brunnen ein schönes, gesundes Trinkwasser gewinnen könnte.

Endlich aber die Menge gesunder Nahrungs- und aller übrigen Subsistenzmittel zu berücksichtigen, welche der Colonist sich hier ohne Sorgen und ohne große Mühe zu schaffen vermag. Wenige Stunden täglicher Arbeit werden ihn weit ansehnlichere Früchte genießen lassen, als die angestrengtesten Bemühungen, denen der deutsche Landmann vom frühen Morgen bis zum spätesten Abende eines langen, heißen Sommertages sich unterziehen muß.

Wir glauben hierbei zugleich der so oft aufgestellten Behauptung, dafs der Europäer innerhalb der Tropen zur Arbeit aufser Stande sei, als einem leeren Vorurtheile entschieden entgegentreten zu müssen, ein Vorurtheil, welches wir selbst durch die Leichtigkeit, womit wir die angestrengtesten Strapazen während unsers dortigen Aufenthalts überwunden haben, zu widerlegen im Stande sind, und welches man schon ablegen muß, wenn man in tropischen Seehäfen die europäischen Matrosen mit so schwerer Arbeit anhaltend beschäftigt sieht, wie sie die stärksten Neger zu verrichten nicht im Stande sein dürften.

Wenn der Europäer unter den Tropen nicht arbeitet, so geschieht dies keineswegs, weil er nicht arbeiten kann, ohne seine Gesundheit zu gefährden, sondern lediglich aus demselben Grunde, aus welchem der Indianer und der freie Neger jede Arbeit scheut, — aus Trägheit. Die Natur giebt ihm freiwillig Alles, was zur mäfsigen Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse genügt, und der Hang zur Trägheit bestimmt ihn bald, dies ausreichend zu finden. Schon die Cocosnuß allein gewährt dem Indianer und dem trägen Neger eine so gesunde, reichliche und ohne Mühe zu erlangende Nahrung, dafs er es für sehr überflüssig erachtet, sich durch Arbeit noch anderweite Nahrungsmittel zu verschaffen. Höchstens treibt er noch etwa Jagd oder Fischerei — weil es ihm Vergnügen macht und weil er nicht Tag aus, Tag ein sich im Hammock (Hängematte) schwingen und schlafen kann — und allenfalls bemüht er sich auch, die duftige Ananas aufzuheben, an welche sein Fufs stößt, oder die Orange zu pflücken, welche seine Hand bequem erreichen kann. Es ist nun wohl kein Wunder, dafs es auch Europäer in Westindien giebt, welche auf ähnliche Gedanken kommen, wie die Indianer und Neger, — und leider oftmals auf noch viel schlechtere!

Wir haben in Belize, diesem allgemein als höchst ungesund verrufenen Orte, welcher viel tiefer liegt, als die Mosquitoküste, und rings von Wasser umgeben ist, nordamerikanische und eu-

ropäische — englische — Matrosen Tag für Tag die härteste Arbeit verrichten, dann hinterher noch einen Theil der Nacht in ausgelassener Schlemmerei verbringen und den Rest auf dem thaubenetzten Schiffsverdecke verschlafen sehen, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; wir haben daselbst Europäer kennen gelernt, welche seit langen Jahren keine Arbeit scheuen und sich, neben ihrem blühenden Wohlstande — der sicheren Frucht ihrer Arbeit — auch einer kräftigen und ungeschwächten Gesundheit erfreuen; wir haben endlich — trotz unserer sorgfältigsten Aufmerksamkeit — in diesem verrufenen Orte nichts von der „bleichen, gespensterartigen europäischen Bewohnerschaft“ gesehen, an welche einige Bericht erstattende Reisende nur mit Grauen versichern zurückdenken zu können. Uns sind vielmehr die dortigen Bewohner von europäischer Abkunft ohne Ausnahme gesund und kräftig erschienen *), und wir haben genugsam Gelegenheit gehabt, mit Verwunderung zu bemerken, wie wenig dieselben es für nöthig erachten, sich die in Alt-England gewöhnlichen materiellen Genüsse zu versagen, zu welchen noch der ganze Luxus der Tropen gefügt wird.

Was vielleicht bei Einzelnen wilde Leidenschaftlichkeit und Ausschweifungen jeglicher Art verschulden, das kann nur Beschränktheit oder böswillige Absicht dem Klima zur Last legen. — Und zu welchen Ausschweifungen sich häufig die Ansiedler in Westindien erniedrigen, ist bekannt genug und bedarf hier wohl einer näheren Erörterung nicht.

Hiermit in Uebereinstimmung können wir versichern, dafs die,

*) J. Osborne (Guide to the Madeiras, Azores, Westindies etc. London) sagt p. 123:

Das Klima von Belize ist besser, als das der westindischen Inseln im Allgemeinen, und Personen, deren Gesundheit und Constitution durch die Wirkungen des letztern gelitten haben, erlangen sehr schnelle Wiederherstellung in beiderlei Beziehung nach ihrer Ankunft in Honduras. — Vergl. auch: the British Colonial Library by R. Montgomery Martin F. S. S. London 1836. Vol. IV. (History of the West Indies) p. 149.

freilich nur wenigen europäischen Ansiedler, welche gegenwärtig an der Mosquitoküste wohnen, nach der von uns gemachten Erfahrung und nach den eingezogenen Nachrichten, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Gesundheit durch langjährige Strapazen zerrüttet ist, sich in dem besten Gesundheitszustande befinden, obgleich sie ihre heimathliche Lebensweise nur zu einem geringen Theile dem tropischen Klima angepaßt haben *). Wir erlauben uns, nur einige Beispiele aus unserer genaueren Bekanntschaft anzuführen.

Der Capitain Haly lebt seit 20 Jahren mit seiner Familie am Cap Gracias a Dios, hat zur Beaufsichtigung seiner Mahagonischläger und zu anderen Zwecken vielfache, höchst anstrengende Reisen durch das Innere des Landes gemacht, und erfreut sich mit den Seinigen der rüstigsten Gesundheit. — Mr. W. Upton, ein junger Mann von 30 Jahren, welcher vor etwa 8 Jahren in das Land kam, anfangs vielfache Mühseligkeiten zu ertragen hatte, im Freien und in Indianerhütten die Nächte der Regenzeit zubringen mußte, und unter andern auch dem, in Young's narrative of a residence on the Mosquito-Shore, p. 37 seq. geschilderten Schiffbruche beiwohnte, strotzt in beneidenswerther Fülle der Gesundheit, und ein anderer Engländer, der Zimmermann John Deacon, welcher im Jahre 1839 in das Land kam, hat, trotz der größten Anstrengungen, niemals irgend einen nachtheiligen Einfluß des Klima's empfunden, obgleich er gewohnt ist, häufig im Freien zu schlafen. Der bloße Anblick dieser Ansiedler spricht schon allein genugsam zu Gunsten des Landes.

*) Schön „Long“, der Verf. der oben angeführten History of Jamaica, sagt über die menschliche Lebensdauer auf der Mosquitoküste ganz ausdrücklich (p. 318 der Ausgabe von 1772):

„This is one of the finest and healthiest tracts in the world and free from those distempers which in some other parts of the West Indies are so fatal to Europeans on the change of climate etc. Certain it is that the European as well as Indian inhabitants usually attain to greater ages than are common in Europe.“

Reisende, welche längere Zeit sich dort aufgehalten haben, wie Orlando Roberts, Colonel Hodgson, Capitain Henderson und Thomas Young, deren Schriften bereits oben angeführt sind, bestätigen vollkommen die Salubrität der Küste, und Montgomery Martin (History of the Westindies. London 1838. Vol. I. p. 71.) sagt ausdrücklich: Die Kaymans-Inseln sind sehr gesund und ihre Bewohner erreichen ein hohes Alter; derselbe Fall findet auf der Mosquitoküste weit mehr, als in Europa, statt *).

Nichts desto weniger ist ganz gewifs Acclimatisation für den europäischen Ansiedler nothwendig, und wir erlauben uns, auf die Bedingungen, unter welchen dieselbe, nach Mafsgabe unserer Beobachtungen, ohne Gefahr für den Gesundheitszustand der Colonisten geschehen kann, und auf die, dabei mit Nothwendigkeit erforderlichen Veranstaltungen um so mehr näher einzugehen, als ganz unzweifelhaft gerade in der Vernachlässigung dieser Erfordernisse der hauptsächliche Grund für das Mislingen so vieler Colonisationsversuche innerhalb der Tropen zu finden ist.

Zunächst erscheint hierbei von grofser Wichtigkeit die Jahreszeit, in welcher die Uebersiedelung stattfinden soll. Es darf dazu unter keinen Umständen die heifse, sondern nur die kühlere Jahreszeit gewählt werden, damit der Colonist

*) Schon Thomas Raynal (histoire des deux Indes etc. Genève 1781. III. p. 439.) sagt von der Mosquitoküste:

„Le climat de cette région est sain et assez tempéré. Le sol en est communément uni, très-bien arrosé, et paroît propre à toutes les productions cultivées entre les tropiques. On n'y est pas exposé à ces fréquentes sécheresses, à ces terribles ouragans qui détruisent si souvent dans les isles du Nouveau-Monde les espérances les mieux fondées.“

Wenn man nun auch von unseren eignen, nur zweimonatlichen Erfahrungen über das Klima der Mosquitoküste ganz abstrahiren will, so dürfte doch jedenfalls auf die völlig übereinstimmende Aussage solcher Reisenden, welche sich Jahre lang dort aufgehalten haben, und auf die Schilderungen bewährter Schriftsteller, von welchen man annehmen muß, dafs sie aus guten und sicheren Quellen geschöpft haben, mehr Gewicht zu legen und mehr Vertrauen zu setzen sein, als auf oberflächliche Notizen in unsern geographischen Werken und auf leichtfertige Zeitungsartikel, deren Absicht und Quellen sehr zweifelhaft erscheinen.

sich allmählig an die höheren Temperaturgrade gewöhne. Auch in anderer Beziehung ist dies nothwendig, weil die kühlere Jahreszeit die Zeit der Ackerbestellung ist. Demnächst darf der Gesichtspunkt niemals außer Acht gelassen werden, daß die Verschiedenheit des Klima's die Fortsetzung der gewohnten Lebensweise nicht gestattet. Die Wohnung, die Kleidung, die Nahrungsmittel, wie sie der Deutsche in seinem Vaterlande nöthig hat, passen nicht für Centralamerika.

So einleuchtend die Wahrheit dieses Satzes ist, so wenig accomodirt sich nach demselben die Mehrzahl der Europäer auf den westindischen Inseln und überhaupt unter den Tropen. Daher rühren gewiß viele Klagen über ungesundes Klima. Namentlich Alles, was eigene Unmäßigkeit verschuldet, legt man dem Lande und dem Klima zur Last.

Vor allen Dingen sollten erhitzende Getränke nur mit Mafß und nur mit der größtten Vorsicht genossen werden; Branntwein und Wein nie anders, als in geringer Quantität oder mit Wasser verdünnt.

Eben so wenig sind starkes Bier, starker Kaffe und Thee zum gewöhnlichen Gebrauche zuträglich. Die besten Getränke sind reines Brunnenwasser, Kuhmilch, Milch der Cocosnüsse, schwacher Milchkaffe, leichtes Bier, Zuckerwasser, Limonade, Wasser mit kleinen Quantitäten Wein oder Branntwein versetzt.

Auch der Genuß der Speisen muß modificirt werden; weniger Fleischnahrung, dagegen mehr Vegetabilien, welche die Natur dort in reichster Fülle hervorbringt.

Bei der Kleidung muß auf die erhöhte Hautthätigkeit Rücksicht genommen werden. Eine schwere, warme Bekleidung würde lästig sein, eine zu leichte zu Erkältungen der transpirirenden Haut Veranlassung geben. Am zweckmäßigsten ist es, Unterkleider zu tragen, welche die Haut nicht zu sehr kühlen, wie dies leinene Zeuge thun. Die Engländer empfehlen zu diesem Behuf in tropischen Klimaten allgemein den Gebrauch der Wolle. Nach un-

seren Erfahrungen halten wir wollene Unterkleider für zu erhitzen, und glauben, daß baumwollene vorzuziehen, der Gebrauch der Wolle aber nur älteren und solchen Personen zuträglich sei, welche weniger abgehärtet und zu Rheumatismen geneigt sind.

Ueber den baumwollenen Unterkleidern trage man leinene, oder ähnliche Oberkleider, welche man während der kalten Jahreszeit mit wollenen vertauscht.

Ganz besonders aber ist die sorgfältigste Pflege der Haut durch tägliche kalte Bäder und Waschungen nicht genug zu empfehlen.

Die Wohnungen baue man so, daß sie überall dem Luftzuge zugänglich gemacht, aber auch demselben verschlossen werden können. Statt der Glasfenster hat man in den Tropen gewöhnlich nur hölzerne Jalousies, wie sie bei uns als Fensterladen benutzt werden, und die man auf gewöhnliche Weise schliessen und öffnen kann. Sie sind durchaus zweckmäfsig. Dagegen würde es unzweckmäfsig sein, die Wände von Rohr, welche man bei dortigen Ansiedlern gewöhnlich sieht, ohne weitere Bekleidung zu lassen. Man ist dann gänzlich aufser Stande, sich gegen die Zugluft, die bei starkem Winde oft sehr empfindlich wird, zu schützen, und kann sich leicht Rheumatismen, besonders der untern Extremitäten, zuziehen.

Am meisten werden sich Häuser empfehlen, welche an der Vorder- und Hinterseite mit einer Veranda versehen sind, wie solche auf den westindischen Inseln fast allgemein vorkommen.

Endlich sollten die Schwellen der Wohnhäuser nie auf den ebenen Erdboden gelegt, sondern über denselben erhöht werden. Dies ist nothwendig, einerseits aus Rücksicht auf die Regenmengen in den nassen Jahreszeiten und auf die Feuchtigkeit des Bodens während derselben, und andererseits zur Abhaltung kriechender Insekten.

Was ferner die Wahl der Wohnplätze anbetrifft, so erlauben

wir uns, auf die vorhergehenden Andeutungen über die Gestaltung des Bodens zurück zu verweisen. Gegenwärtig eignen sich nur die Meeresufer, die hohen Ufer und höher belegenen Inseln der Flüsse und Lagunen zum Anbau menschlicher Wohnungen, weil sie den kühlenden, erfrischenden Seebrisen fortwährend ausgesetzt sind und auch in den nassen Jahreszeiten eine stets trockene Lage haben.

Wird die Anlage von Städten oder Dörfern beabsichtigt, so muß, nach der umsichtigen Wahl des Platzes, besonders dafür Sorge getragen werden, daß das Ufer des Meeres, der Lagune oder des Flusses ein breites, unbebautes Kai bilde, daß alle Strafsen hinlängliche Breite haben, daß die Hauptstraßen den Seewinden zugänglich bleiben, daß die Häuser mit geräumigen Hofplätzen versehen, und daß wo möglich an der Vorderseite der Häuser bedeckte Säulengänge, wie in den italienischen Städten, hinlaufen, um auch in den Mittagsstunden einen schattigen Gang durch die Strafsen zu gewähren.

Man Sorge demnächst, entfernt von den Städten, für den Bau zweckmäßiger, luftiger Schlachthäuser, deren Geruch und Unreinigkeiten der Stadt nie lästig werden können, und die am besten mit eigenen Wasserleitungen zu versehen sind.

Fabriken und Handwerke, welche einen üblen Geruch verbreiten, wie Seifensiedereien, Gerbereien u. s. w., müßten außerhalb der Stadt angelegt werden.

Auf Höfen und Strafsen Sorge man für die größte Reinlichkeit, eine Sorge, die selbst in der Hauptstadt Jamaica's den Vögeln überlassen bleibt.

Nächst der Sorge für gesunde Wohnung darf endlich der Ansiedler für seine Beschäftigungen eine zweckmäßige Eintheilung der Tageszeiten nicht versäumen; — vorzugsweise der Landmann, der durch seine Geschäfte der Sonnenhitze am meisten ausgesetzt wird. Mit Sonnenaufgang beginnt die beste Zeit zur Feldarbeit. Dagegen ist in den Sommermonaten von 10 Uhr

Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags die Hitze am bedeutendsten. Diese Zeit wird daher der Ruhe oder der häuslichen Beschäftigung zu widmen, und erst von 3 Uhr ab bis zum Sonnenuntergange wieder Feldarbeit vorzunehmen sein.

Für die Nachtruhe eignet sich ein geräumiges, kühles, luftiges Gemach, und zur Lagerstätte entweder eine eiserne Bettstelle oder eine Hangematte. Beide schützen mehr vor Ungezieferei, als hölzerne Bettstellen. Federbetten passen, wie sich von selbst versteht, nicht für ein warmes Klima. Eine Matratze aus Pferdehaar, Seegras oder anderen passenden, vegetabilischen Substanzen, welche das Land mehrfach erzeugt, dient zur Unterlage, und ein Laken, eine leichte Decke zur Bedeckung. Bedient man sich einer Hangematte, so wähle man dazu entweder eine netzartige, wie die Indianer sie verfertigen, nebst eingelegter Matratze, oder eine leinene, in welcher es einer Matratze kaum bedarf.

Während der Nacht schützt man sich in den Tropen gegen die Mosquitostiche durch sogenannte Mosquitonetze (Vorhänge aus leichtem Mousselin). Man ist in Europa, wenn man von der Benutzung eigener Mosquitonetze hört, sehr geneigt, die Mosquitos für eine schwer zu vermeidende, allgemeine und fürchterliche Landplage zu halten. Nach den Berichten Humboldt's und anderer Reisenden sind sie allerdings in manchen unbebauten Gegenden der neuen Welt eine schwere Plage, wie namentlich in der Nähe der großen Ströme Südamerika's.

Auf den, von uns besuchten westindischen Inseln haben wir inzwischen — namentlich an bewohnten Plätzen — die Mosquitos nicht häufiger und nicht lästiger gefunden, als bei uns die Mücken, vielmehr scheint uns die oft wiederholte Klage über die große Belästigung durch diese Insekten hauptsächlich daher zu rühren, daß dort die Fenster selbst zur Nachtzeit in der Regel geöffnet bleiben, auch überhaupt Glasfenster selten vorhanden sind, so daß die Mosquitos, angelockt von der Erleuchtung,

überall freien Zugang in die Zimmer finden, und hinterher, wenn das Licht verlöscht ist, ihren Flug beginnen und den Schlafenden belästigen.

Auf der Mosquitoküste selbst scheinen endlich diese Insekten noch seltener zu sein, als auf den Inseln. Während unseres ganzen Aufenthalts dortselbst haben wir uns niemals der, aus Vorsicht mitgenommenen Mosquitonetze bedient, die auch über den indianischen Hangematten, in welchen wir schliefen, nicht wohl anzubringen waren, und wir sind dennoch — obgleich wir stets in Indianerhütten übernachteten, welche nur oben bedeckt und nach allen Seiten hin offen waren — nur ein einziges Mal in einer unbewohnten, in dichtem und hohem Gebüsch neben einem kleinen Wasserlaufe belegenen, halb verfallenen Hütte von den Mosquitos im Schlafe gestört, jedoch nicht gestochen worden, indem unsere Indianer, als das Gesumme die Nähe der Mücken verkündigte, sogleich kleine Feuer von Pitch pine (*pinus taeda*) anzündeten, deren Rauch die Insekten vertrieb, so daß wir den Rest der Nacht ungestört verschlafen konnten.

Nur an solchen, tief im Gebüsch oder in niedrigen Waldungen, an Wasseransammlungen oder Flußufern belegenen und feuchten Stellen, welche von der Einwirkung des Windes völlig ausgeschlossen waren, haben wir Mosquitos bemerkt, sind aber von ihnen auch hier nur einige Male beim Baden belästigt worden. Der Rauch einer Cigarre war in solchen Fällen ein sicheres Schutzmittel.

Wir haben geglaubt, diesen Gegenstand hier um so mehr ganz speciell hervorheben zu müssen, als man davon in Europa im Allgemeinen eine sehr unrichtige Vorstellung hat, und als wir selbst die Mosquitoküste nicht ohne einige Besorgniß vor den Mosquitos betreten, welche schon nach wenigen Tagen zu ziemlich gleichgültigen Mücken zusammenschrumpften.

Pafst nun in der vorstehend angegebenen Weise der deutsche Ansiedler sein Leben den örtlichen Verhältnissen der Mos-

quitoküste an, so wird er körperlich und geistig sich wohl fühlen und ein hohes Lebensalter zu erreichen im Stande sein.

Die Krankheiten, welche die Bewohner sich dort durch unvorsichtiges Verhalten am leichtesten zuziehen können, Rheumatismen und Wechselfieber, werden bei einiger Vorsicht ziemlich zu vermeiden sein.

Andere, dem Lande eigenthümliche, bösertige Krankheiten giebt es nicht. Von dem gefürchteten gelben Fieber hat sich hier so wenig, wie von der Cholera, je eine Spur gezeigt.

In jedem Krankheitsfalle suche der Ansiedler die Hülfe eines Arztes zu erlangen, der, unbefangen von Vorurtheilen, eine klare Ansicht aller örtlichen Einflüsse auf die menschliche Gesundheit gewonnen hat, und meine nicht, nach Büchern oder diesem oder jenem berühmten Recepte sich selbst kuriren zu können, wie dies bei den englischen Colonisten ganz gewöhnlich der Fall ist. Jeder Mißgriff in der Wahl des anzuwendenden Mittels wird in einem Klima, welchem die Körperconstitution erst angepaßt werden soll, doppelt nachtheilig wirken.

Zum Schluß gedenken wir noch eines wesentlichen Umstandes, der, wenn er nicht beachtet wird, wie dies leider so oft geschehen ist und noch geschieht, die blühendsten Aussichten einer jungen Ansiedelung gänzlich zu vernichten im Stande ist. Es ist die Sorge dafür, daß die Ansiedler während ihrer Ueberfahrt nicht durch ungesunde Schiffsräume und durch mangelnde oder unzweckmäßige Nahrung krank und siech werden, sondern gesund die neue Heimat erreichen, und daß sie nach ihrer Ankunft sich nicht entblößt finden von einem schützenden Obdache und gesunden Lebensmitteln. Körper und Geist werden durch Mangel gelähmt. Der Ansiedler aber soll mit frischem Muthe und mit seiner vollen Kraft die neue Thätigkeit beginnen. Nur dann mag eine Niederlassung auf dem neuen Boden wie ein kräftiges, gesundes Reis emporsprossen und, dem Vaterlande zum Nutzen und zum Ruhme, reiche Frucht tragen. —

Fassen wir nun endlich dasjenige zusammen, was in dem vorstehenden Kapitel ausgeführt worden ist, so glauben wir die pflichtmäßige und wohlbegründete Ueberzeugung aussprechen zu können, daß die Mosquitoküste ein gesundes und dem europäischen Ansiedler — bei vernunftgemäßem Verhalten — in keinerlei Beziehung gefährliches Land ist, und daß dies ganze Land mit dem Fortschreiten der Cultur überhaupt eines der zuträglichsten für die menschliche Gesundheit sein werde, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß vermöge der gleichmäßig warmen, mehr feuchten, als trocknen Luft, der Aufenthalt daselbst auf Brustkranke eine besonders heilsame Wirkung äußern dürfte.

Achtes Kapitel.

Von den Agriculturverhältnissen.

Gegenwärtiger Ackerbau.

In den vorhergehenden Abschnitten ist bereits mehrmals erwähnt worden, daß die Mosquitoindianer schon seit langer Zeit mit Ackerbau und Viehzucht nicht unbekannt sind.

Bei jedem Dorfe, ja fast bei jeder Hütte, finden sich Anpflanzungen, welche größtentheils, besonders da, wo auch zugleich Vieh gehalten wird, mehr oder minder sorgsam eingehgt sind.

In leichterem Boden — sogar in dem Dünensande unmittelbar an der Seeküste — baut der Indianer Mais, Cassava, Calabashen und Baumwolle, und pflanzt Cocospalmen und den Ricinusstrauch; in dem reichen Boden der Savannen und an den Fluszufern werden Bananen und Plantanen, Zuckerrohr, Cacao,

Taback und hin und wieder Reis gebaut, — auf Hügeln der Kaffe und fast überall mancherlei Gemüsepflanzen, besonders Blumenrohr, Yamswurzeln, Coccoes, Bataten, Melonen u. dgl. m.

Die Art und Weise, in welcher dieser Anbau betrieben wird, ist äußerst einfach.

Will der Indianer irgendwo ein Stück Land, welches mit Gebüsch und Waldung bedeckt ist, in Cultur bringen, so schlägt er einige Tage vor dem Eintritte der Regenzeit zunächst das Gestrüch und die Bäume *) so nahe an der Wurzel, als es eben gelingen will, nieder, wobei die in der Nähe wohnenden Indianer bereitwillig Hülfe leisten.

Das niedergeschlagene Gebüsch und die Bäume bleiben auf dem Lande liegen, und in dieses Chaos wird nun der Mais, so gut es gehen will, breitwürfig hineingesät.

Die Regenschauer der bald darauf eintretenden nassen Jahreszeit schlagen die Maiskörner, welche zwischen dem Gestrüch und dem Blätterwerk sind hängen geblieben, bis zum Boden hinab; die Saat keimt und schießt bald durch die Strauchdecke hervor. Nach etwa 4 Monaten ist der Mais reif, und die Aehren werden nun über der Strauchdecke abgeschnitten.

Gegen das Ende der trocknen Jahreszeit, wo das niedergeschlagene Buschwerk genugsam ausgetrocknet ist, wird Feuer hinzugebracht, welches zunächst in den langen Maisstoppeln Nahrung findet, bald das dürre Gestrüpp ergreift und die ganze, auf dem Landstücke liegende Holzmasse verzehrt, so daß nur die verkohlten Stubben stehen bleiben. Auf dem, in solcher Weise gereinigten, mit Asche bedeckten Boden wird nun entweder — und dies geschieht am häufigsten — nochmals, ohne weitere Vorbereitung, Mais breitwürfig ausgesät, oder es wird sofort zur Anlage von Plantanen- und Bananen-Plantagen, oder zu anderen,

*) In der Regel werden nur die schwächern Bäume niedergeschlagen, die stärkern bleiben stehen.

dem Boden und der Absicht des Indianers entsprechenden Anpflanzungen geschritten.

In diesem letzteren Falle besteht die ganze Bearbeitung des Ackers darin, daß die indianischen Weiber — nur selten theilen die Männer diese Arbeit — den Boden entweder mit spatförmigen Schaufeln von hartem Holze, oder mit den, von europäischen Händlern eingetauschten eisernen Schaufeln an denjenigen Stellen, wo die Pflanzen, Stecklinge oder Saamenkörner gerade eingelegt werden sollen, einige Zoll tief umwühlen.

Dies ist die ganze Urbarmachung und Bearbeitung des schwierigen, mit Gebüsch und Wald bestandenen Bodens.

Der leichtere, sandige Boden verursacht viel geringere Mühe.

Man lockert ihn oberflächlich auf, macht mit einem langen Stocke Löcher und steckt die Saamenkörner, Wurzelknollen u. s. w. hinein. Aehnlich wird mit dem Savannenboden verfahren, nachdem ein Theil des Rasens zu Anfange der trockenen Jahreszeit mittelst der Schaufeln aufgerissen und kurz vor Eintritt der nassen Jahreszeit abgebrannt ist.

Diejenigen Savannen, welche in der Nähe der Dörfer liegen, und den gezähmten Heerden zur Weide dienen, werden alljährlich während der trockenen Jahreszeit abgebrannt, weil sonst das Gras zu staudig wird.

Der reife Mais wird entweder geschnitten, oder gezogen. Ist die Erndte eingebracht, so wird das Unkraut, welches zwischen dem Getreide aufgewachsen ist, mit Cutlassklingen oder Matcheds *) einige Zoll über dem Boden abgehauen und demnächst, nebst den Stoppeln, abgebrannt, worauf dann wieder mit der Bestellung des Ackers in der oben beschriebenen Weise vorgegangen wird.

Bei der Cassava und andern einjährigen Pflanzen findet dasselbe Verfahren statt.

*) Matcheds sind sensenförmige, aber nur wenig gekrümmte, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß lange Messer, mit einem eisernen oder hölzernen Griffe.

Von regelmässiger Bearbeitung des Bodens, von Düngen, Fruchtfolge, von Jäten, Behäufeln, kurz von irgend einer Cultur des Ackers und Pflege des gepflanzten Gewächses ist nie die Rede, und selbst einige, dort ansässige Europäer waren höchst verwundert, als wir ihnen begreiflich zu machen versuchten, dafs der Gebrauch des Pfluges auf dem neuen Waldgrunde und auf dem Savannenboden die Arbeit aufserordentlich erleichtern und vortreffliche Erfolge bewirken würde.

Die Pisang-, Zucker-, Cacao-Plantagen, kurz die Anpflanzungen von perennirenden Gewächsen, bleiben — wenn sie einmal angelegt sind — völlig sich selbst überlassen; — höchstens wird hin und wieder das zu arg emporschiefsende Unkraut niedergeschlagen.

Dies ist Alles, was sich über die Ackercultur der Indianer sagen läfst.

Vieh zucht.

Rinder.

Eine eigentliche Viehzucht nach europäischen Begriffen findet im Mosquitolande nicht statt.

Die Kühe kommen meistens nur zur Zeit des Kalbens in die Nähe der Hütten und werden daselbst so lange gehalten, als man die Milch benutzen will. Die übrige Zeit streifen sie in den zunächst belegenen Savannen umher.

Ställe, Schuppen für das Vieh giebt es nicht; — der Himmel ist sein Dach, die Savanne sein Lager, ein dickbelaubter Baum sein Schutz vor Sonne und Regen.

Daher kommt es auch, dafs einzelne Häupter sich von den gezähmten Heerden trennen und in den Savannen neue, halb-wilde Heerden bilden.

Nur in einigen Dörfern, wie namentlich im Capdorfe, haben wir Rinderheerden gefunden, welche regelmässig jeden Abend in das Dorf zurückkehrten und innerhalb der Gehöfte übernachteten.

Das Geschäft des Melkens wird meistens von den Männern verrichtet, was um so auffallender ist, als sonst alle häuslichen Geschäfte den Weibern allein obliegen. Wahrscheinlich geschieht dies allein aus dem Grunde, weil die Kühe dabei meistens wild und ungebehrdig sind und vorher mit starken Mahoesträngen gespannt werden müssen, wozu die Kraft der Weiber nicht ausreicht.

Dafs sich die Kühe durch Gröfse, Schönheit und Milchreichtum auszeichnen, ist bereits oben angeführt.

Die Milch wird in grofsen Calabashen (Fruchtschaalen) aufgefangen und von den Indianern niemals roh, sondern stets nur gekocht, häufig mit einem Zusatze von zerriebenen Cacaobohnen, genossen, so dafs es grofse Verwunderung erregte, als ein Mitglied der Commission rohe Milch trank.

Auf Butter- oder Käsebereitung, wozu die aufserordentlich fette Milch vorzüglich geeignet wäre, verstehen sich die Indianer nicht.

Man kauft die Rinder von den Indianern zu dem Preise von 6 bis 16 spanische Thaler in Waaren. Kälber gelten die Hälfte. Spanische Rinder soll man an den Grenzen von Honduras und Nicaragua für 3 bis 7 spanische Thaler das Stück erhalten können. Sie sollen jedoch kleiner sein und nicht so viel Milch geben, als die Savannenkühe.

Nachtheilig wirkt auf die Vermehrung der Rinderheerden das indianische Strafgesetz für den Ehebruch, nach welchem es dem gekränkten Ehemanne frei steht, eine Kuh aus der Heerde seines Beleidigers sofort zu fangen und zu schlachten, zu schiefsen, kurz sich anzueignen.

In der Regel wird nun dieses Recht dergestalt practisirt, dafs der gekränkte Ehemann das beste Stück aus der Dorfheerde niederschiefst, ohne sich darum zu bekümmern, wem es gehört, worauf es dann die Sache des Ehebrechers ist, sich mit dem Eigenthümer der niedergeschossenen Kuh abzufinden.

Diese Fälle kommen leider ziemlich häufig vor und geben den Indianern die stets erwünschte Gelegenheit zu Gastgelagen.

Im Uebrigen werden fast nur Kälber geschlachtet, Großvieh sehr selten.

Pferde.

Die Pferde sind in noch größerer Anzahl vorhanden, als die Rinder. Sie sind klein, von starkem, wohlproportionirtem Knochenbau und unzweifelhaft von spanischer Race.

Auf ihre Pflege wird eben so wenig Sorgfalt verwendet, als auf die der Rinder. Alles ist der Natur überlassen.

In den Savannen schweifen ziemlich zahlreiche Heerden völlig verwilderter Pferde umher, aus welchen die Indianer ihre gezähmten Heerden von Zeit zu Zeit ergänzen.

Die Zähmung geschieht in folgender Weise:

Dem mit dem Lasso eingefangenen Pferde wird ein langer, starker Strang um den Hals und um die Nase fest angelegt. An diesem Strange zieht nun ein stämmiger Indianer das Pferd, welches einige Gehülfen nachtreiben, bis zu einer Tiefe von 3 oder 4 Fufs in seichtes Wasser und hält es daselbst fest. Mit der Gewandtheit und Schlaueit einer Katze sucht sich darauf ein zweiter Indianer dem Thiere von hinten zu nähern und auf den Rücken desselben zu springen, was der, den Strang haltende Mann dadurch unterstützt, dafs er das bäumende und sich sträubende Pferd gewaltsam vorwärts zieht und niederhält. Endlich gelingt es dem Zweiten, sich auf den Rücken des Thieres zu schwingen, und nun beginnt ein Kampf, in welchem das Pferd jedesmal den Kürzern zieht.

Es bäumt sich, schlägt aus, sucht sich in jeglicher Weise von dem Reiter zu befreien und aus dem Wasser zu flüchten. Das Letztere macht der Mann mit dem Strange unmöglich, und der Reiter behauptet seinen Sitz mit unerschütterlicher Festigkeit und erwiedert jeden Sprung und jede Wendung des Pferdes durch kräftige Schläge mit der flachen Hand, welche bald die eine,

bald die andere Seite des Kopfes treffen, und mit welchen so lange fortgefahren wird, bis das Thier ermüdet, zitternd und völlig unterworfen dasteht.

Wird der Reiter wirklich einmal abgeworfen, so fällt er unbeschädigt in das Wasser.

Selten dauert dieser Zähmungsakt länger als eine halbe Stunde und ist von entscheidender und nachhaltiger Wirksamkeit.

Das so gezähmte Pferd wird hinterher noch einige Zeit lang in der Nähe der Hütten gehalten und mit gespannten Vorderfüßen auf die Weide gebracht, bis es sich an die übrigen gezähmten Pferde gewöhnt hat.

Die Pferde dienen nur zum Reiten.

Fuhrwerke sind gänzlich unbekannt, und dafs die Pferde — sowie auch die Rinder — bei der Ackerbestellung niemals benutzt werden, geht schon aus dem Vorhergesagten hervor.

Als Zäume dienen Stränge von Mahoebast, als Sättel zusammengelegte, auch wohl in einandergeflochtene Palmblätter.

Die starken, scharfeckigen Stiele und Rippen der Letzteren drücken den Rücken des Pferdes leicht wund und veranlassen böse Verletzungen, welche um so nachtheiliger werden, als es dem Indianer niemals einfällt, sein krankes Pferd zu schonen, oder irgend eine Pflege zur Wiederherstellung desselben anzuwenden.

Von eigentlicher Pferdezucht ist nicht die Rede, sondern auch hier bleibt Alles der Natur überlassen.

Der Preis eines gezähmten Pferdes beträgt 6 bis 8 spanische Thaler in Waaren.

Schweine

werden ebenfalls in den Indianerdörfern gehalten. Sie sind der Race, welche man in Deutschland amerikanische, auch wohl englische nennt, sehr ähnlich. Ihr Futter müssen sie zwar, ebenso wie die Rinder und Pferde, in den Savannen und Waldungen

selbst suchen, da sie aber in der Nähe der Hütten die Ueberbleibsel der Speisen, fortgeworfene Früchte u. dgl. vorfinden, so halten sie sich viel mehr an die Gehöfte, als die anderen Viehheerden, und kehren zur Abendzeit regelmäfsig dahin zurück, wo sie dann theils in den Indianerhütten selbst, theils unter besonders für sie erbauten Schuppen übernachten. Denn während der Indianer es für ganz überflüssig hält, für seine Rinder und Pferde Schuppen zu errichten, so geschieht dies doch nicht selten für die Schweine.

Einzelne, wohlhabendere Indianer betreiben auch eine Art von Schweinemast, indem sie die zum Schlachten bestimmten Thiere mit Mais, mit Ananas von der kleinen gelben Art, welche die Kinder einsammeln müssen, und mit mancherlei Abgängen ihrer Pflanzungen füttern.

Man bezahlt die Schweine, je nach der Gröfse, mit 1 bis 4 spanischen Thalern in Waaren.

Federvieh.

Von Federvieh werden nur die gemeinen Hühner und Trutthühner gehalten. Sie sind sehr häufig, suchen ihre Nahrung selbst und erhalten nur hin und wieder etwas Mais.

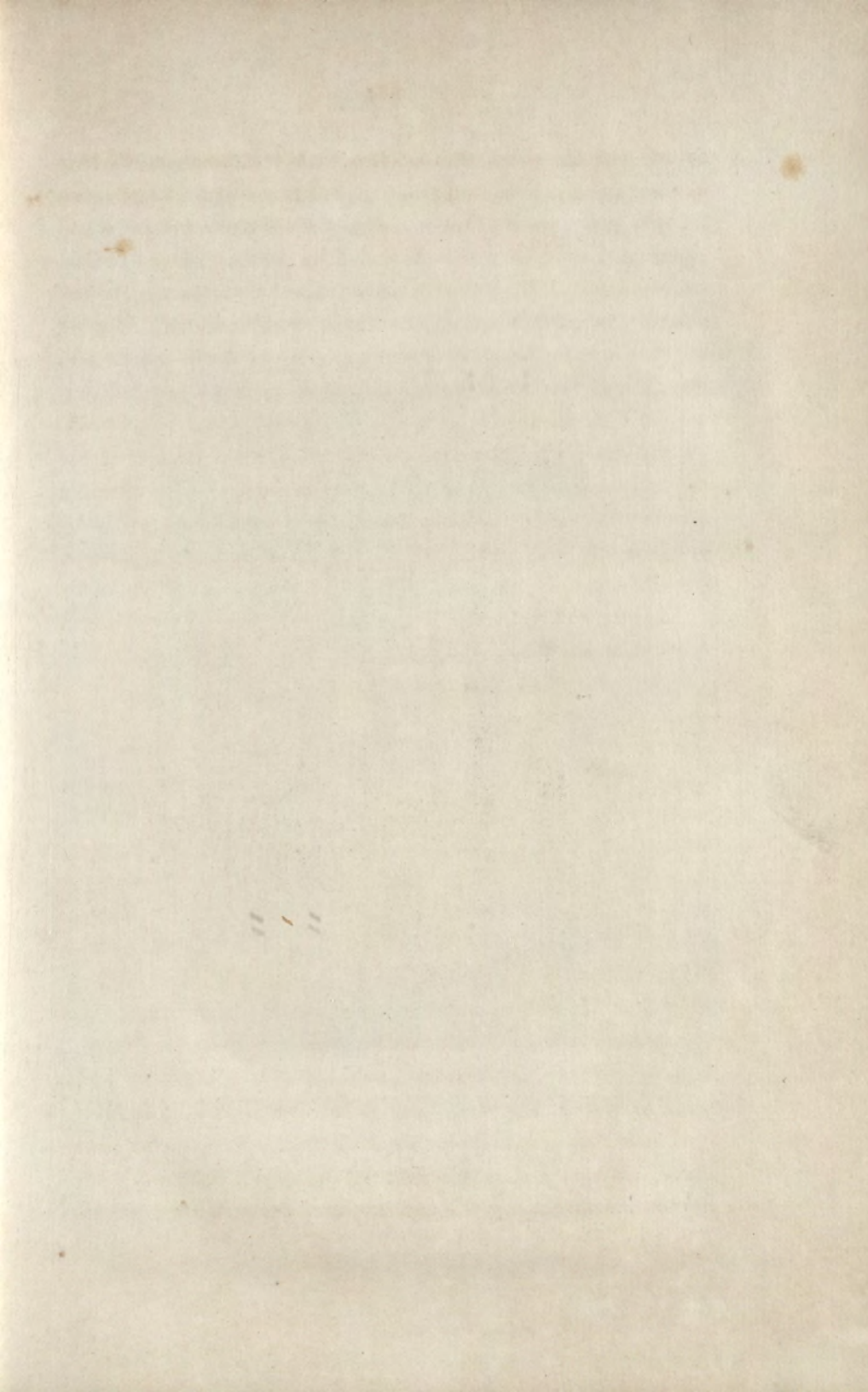
Man zahlt für ein Huhn 2 Realen in Waaren; d. i. z. B. ein Yard grobes Linnen.

Schaafe

sollen in den Grenzgegenden von Honduras und Nicaragua häufig gehalten und mit 1 bis 5 spanischen Thalern pro Stück bezahlt werden. Wir haben Schaafe im Lande nicht angetroffen.

Bemerkungen über das Gedeihen einiger in Europa gewöhnlichen Getreidearten.

Die im Mosquitolande ansässigen Europäer haben einige Versuche mit dem Anbau von Bohnen, besonders Schminkbohnen, Erbsen, Kartoffeln und Weitzen gemacht, auch durch einige In-





Nach dem Dequisreoy-Filde.

Haly's Haus zu Cap Gracias a Dios

dianer machen lassen, worüber wir Folgendes erfahren haben und, als völlig verbürgt, mitzuthellen vermögen.

Bohnen und Erbsen hat man schon früher an mehreren Orten, namentlich in der Nähe des Cap Gracias a Dios, mit Erfolg gebaut, den Anbau jedoch bald aufgegeben, weil er bei weitem nicht so lohnend war, als der Anbau von Mais.

Vor einigen Jahren wurde damit ein neuer Versuch in Pool-Town, einer in der Nähe des Caps belegenen Dorfschaft, gemacht.

Die Pflanzen wuchsen vortrefflich, wurden aber leider von den indianischen Weibern für Unkraut gehalten und niedergeschlagen, noch bevor die Früchte zur Reife gekommen waren*).

Mit Kartoffeln hat der oft erwähnte Kapitain Haly mehrmals Versuche angestellt, welche jedoch nach seiner Versicherung niemals besonders günstige Resultate ergeben und ihn bewogen haben, diesen Anbau ganz einzustellen.

Bei näherer Erkundigung über die Art und Weise, wie der Anbau betrieben sei, erfuhren wir, daß Haly stets nur die aus der Schale ausgeschnittenen Augen in den sandigen Boden seines Gartens in einer Tiefe von etwa 1 Zoll eingelegt, auch jede Vorbereitung des Bodens für unnöthig erachtet habe.

Wir überliefsen ihm nun einige von unseren mitgebrachten Kartoffeln, welche er ganz nach der ihm ertheilten Belehrung in ordentlich zubereiteten Boden einzulegen und uns von dem Erfolge seiner Zeit nach Deutschland Nachricht zu geben versprach, indem wir damals nicht daran dachten, nach dem Cap zurückzukehren.

Als wir jedoch nach dem Verluste unseres Schiffes dahin zurückkehren mußten, kam auch die Kartoffelpflanzung wieder zur Sprache, und es ergab sich nun, daß ein alter Negerdiener, dem die Aussaat übertragen war, in Gemeinschaft mit einigen, auf die

*) Vergl. Th. Young a. a. O. p. 18.

dianer machen lassen, worüber wir Folgendes erfahren haben und, als völlig verbürgt, mitzuthellen vermögen.

Bohnen und Erbsen hat man schon früher an mehreren Orten, namentlich in der Nähe des Cap Gracias a Dios, mit Erfolg gebaut, den Anbau jedoch bald aufgegeben, weil er bei weitem nicht so lohnend war, als der Anbau von Mais.

Vor einigen Jahren wurde damit ein neuer Versuch in Pool-Town, einer in der Nähe des Caps belegenen Dorfschaft, gemacht.

Die Pflanzen wuchsen vortrefflich, wurden aber leider von den indianischen Weibern für Unkraut gehalten und niedergeschlagen, noch bevor die Früchte zur Reife gekommen waren*).

Mit Kartoffeln hat der oft erwähnte Kapitain Haly mehrmals Versuche angestellt, welche jedoch nach seiner Versicherung niemals besonders günstige Resultate ergeben und ihn bewogen haben, diesen Anbau ganz einzustellen.

Bei näherer Erkundigung über die Art und Weise, wie der Anbau betrieben sei, erfuhren wir, daß Haly stets nur die aus der Schale ausgeschnittenen Augen in den sandigen Boden seines Gartens in einer Tiefe von etwa 1 Zoll eingelegt, auch jede Vorbereitung des Bodens für unnöthig erachtet habe.

Wir überliefsen ihm nun einige von unseren mitgebrachten Kartoffeln, welche er ganz nach der ihm ertheilten Belehrung in ordentlich zubereiteten Boden einzulegen und uns von dem Erfolge seiner Zeit nach Deutschland Nachricht zu geben versprach, indem wir damals nicht daran dachten, nach dem Cap zurückzukehren.

Als wir jedoch nach dem Verluste unseres Schiffes dahin zurückkehren mußten, kam auch die Kartoffelpflanzung wieder zur Sprache, und es ergab sich nun, daß ein alter Negerdiener, dem die Aussaat übertragen war, in Gemeinschaft mit einigen, auf die

*) Vergl. Th. Young a. a. O. p. 18.

europäische Frucht leckeren Indianerweibern die Kartoffeln gekocht, vorher jedoch die Schalen abgeschnitten und in den schlecht aufgelockerten Gartenboden oberflächlich eingelegt habe. Nur zwei Pflanzen waren aufgegangen. Es wurden nun sogleich die wenigen, aus dem Schiffe geretteten Kartoffeln in den gehörig aufgelockerten Gartenboden des Franzosen Bouché gepflanzt, und wir hatten noch vor unserer Abreise die Freude, zu sehen, daß die Pflanzen sämmtlich aufgingen und vortrefflich gedeihen. Was aus der Erndte geworden ist, wissen wir freilich nicht, inzwischen scheint kaum zu bezweifeln, daß Kartoffeln — wenn man deren Anpflanzung im Mosquitolande überhaupt für nothwendig und räthlich erachten sollte — daselbst wohl gedeihen würden. Die vorstehende Darstellung aber mag wenigstens ein Bild davon geben, in welcher Weise die dortigen Europäer Versuche anstellen.

Weitzen soll in früheren Jahren sowohl am Cap Gracias a Dios, als am Black-Flusse mit ziemlichem Erfolge gebaut worden sein.

Dies erscheint auch nicht unwahrscheinlich, wenn man berücksichtigt, daß nach Alexander v. Humboldt in der Provinz Caracas bei der Stadt Victoria unter Lat. $10^{\circ} 3' N.$, freilich in einer absoluten Höhe von circa 1850 Fufs, vortreffliche Weizen-erndten gewonnen worden, und daß diese Getreideart in Cuba und Isle de France mit Nutzen gebaut wird.

Die bekannte Thatsache, daß Weitzen in den benachbarten Republiken Honduras und Nicaragua, namentlich bei Segovia, Xinotega und Juticalpa mit dem besten Erfolge angebaut wird, — kann für das tiefer belegene Mosquitoland nichts entscheiden.

Wenn aber nach den Untersuchungen über das Gedeihen dieser Getreideart unter verschiedenen Breiten, welche Berghaafs so vollständig und übersichtlich zusammengestellt hat *), der

*) In seinem Werke: Allgemeine Länder- und Völkerkunde, III. p. 173. seq.

Weitzen auch unter den Tropen überall cultivirt werden kann, wo die mittlere Jahrestemperatur 22° bis 25° Cels. beträgt, und damit dasjenige zusammengehalten wird, was wir oben über das Klima des Mosquitolandes, insonders über die Temperaturverhältnisse der Winterregenzeit gesagt haben, so scheint es fast keinem Zweifel zu unterliegen, dafs man auch an der Mosquitoküste den Weitzen mit gutem Erfolge anbauen könnte.

Bemerkungen in Bezug auf den Ackerbau künftiger, besonders deutscher Colonisten.

Obgleich es nun aber an und für sich eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit ist, dafs alle deutschen Colonien, wenn sie gedeihen sollen, vorerst und hauptsächlich auf Ackerbau sich stützen, Ackerbau-Colonien sein müssen, so ist damit noch keinesweges gesagt, dafs deutsche Colonien nur da angelegt werden können, wo die europäischen Cerealien eben so gut gedeihen, als in Europa, oder dafs man, wenn diese Cerealien irgendwo unter den Tropen gedeihen, diese Getreidearten, und nicht die entsprechenden Tropengewächse anbauen müsse, wenn man deutsche Colonisten dorthin verpflanzen wolle.

Die englischen und andere Colonisten unter den Tropen haben sich stets sogleich zu dem Anbau der Tropengewächse gewendet, und der, in seinen reichlichen Erndten nie trügende Mais, die Plantanen und Bananen u. s. w. haben sie die europäischen Cerealien schwerlich vermissen lassen.

Dafs im Mosquitolande Ackerbau und Viehzucht die besten Erfolge versprechen, wenn man nicht etwa durchaus Hafer und Gerste, Buchweizen und Hirse, Kartoffeln und Rüben bauen will, kann wohl nach allem Vorhergehenden nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und es ist nicht abzusehen, warum die Deutschen sich mit dem Anbau des Mais, der Cassava, der dort einheimischen vortrefflichen Gemüsepflanzen, der Pisangarten, des Zuk-

kers und Kaffes, des Ricinus, der Vanille und des Indigo und mit der Benutzung der Cocospalmen und anderer Fruchtbäume und Farbehölzer nicht bald eben so gut sollten bekannt und vertraut machen können, als dies andren europäischen Völkern gelungen ist, denen nicht einmal die Thierkräfte zu Gebote standen, welche dem Colonisten im Mosquitolande durch die gezähmten Rinder- und Pferdeheerden sich darbieten.

Auch fehlt es nicht an einheimischen Arbeitern, welche für mäfsige Entschädigung können gemiethet werden.

Ein Mosquito verdingt sich für 6 bis 8 spanische Thaler (in Waaren) monatlich.

Viel mehr zu empfehlen sind die arbeitsamen, behenden, ausdauernden und treuen Karaiben, welche sich mit der grössten Bereitwilligkeit für 8 bis 10 Dollar monatlich (in Waaren)* bei Europäern vermiethen, und es sind sogar Spanier aus den benachbarten Republiken, Arbeit suchend, bis zu den englischen Niederlassungen auf der Küste herabgekommen und für ein Lohn von 4 bis 6 Dollar monatlich in den Dienst getreten**).

Endlich erlauben wir uns hier noch auf die, schon früher als unrichtig berührte Behauptung zurückzukommen, dafs zur Arbeit unter den Tropen und besonders zu der Arbeit in den Zuckerplantagen nur der Negerslave brauchbar sei, und dafs dies aus dem Verfall der englischen Colonien in Westindien seit der Negeremancipation am deutlichsten erhelle.

Wir haben uns über die Zustände der englischen Plantagen in Barbadoes, Grenada und Jamaica und über den Verfall derselben so vollständig und so vorurtheilsfrei wie möglich zu unterrichten gesucht, und sind dabei zu folgenden Resultaten gelangt.

Schon lange vor der Emancipation der Neger hatten sich in

*) Ueber die Art und Weise dieser Zahlungen ist das Nähere in dem nächstfolgenden Kapitel enthalten.

**) Vergl. Thom. Young a. a. O. p. 115.

den westindischen Besitzungen der Engländer in Bezug auf die Lebensweise und das Lohn der wenigen, damals vorhandenen freien Arbeiter Verhältnisse eingestellt, welche den altenglischen ziemlich ähnlich waren.

So wie die englischen Herren in Westindien in allem bequemen und unbequemen Comfort Altenglands fortlebten, so thaten es, in ihren Verhältnissen, auch die freien englischen Diener.

Als nun die Emancipation eintrat, glaubten die Neger, welche schon lange das Loos ihrer Herren und der freien Diener beneidet hatten, nicht blofs freie, aber doch zur dienenden Klasse gehörige Arbeiter, sondern freie Herren geworden zu sein, für welche Dienstleistung und Arbeit sich nicht mehr schicke, sondern welche nun, so weit es irgend gehen wollte, im völligen Nichtsthun leben könnten.

Die natürliche Trägheit dieser Menschenrace, das warme Klima, die wohlfeilen Lebensmittel bestärkten sie in ihrer Ansicht.

Der in solcher Weise eingetretene große Mangel an Arbeitern trieb das Arbeitslohn in die Höhe. Und zwang nun die Nothwendigkeit den trägen Neger wirklich zu einiger Arbeit, so verdiente er in kurzer Zeit so viel, dafs er dann wieder Monate lang im völligen Nichtsthun leben, am Tage mit seiner stets wachsenden Kinderschaar im Schatten liegen und Taback rauchen, Abends auf Negerbällen tanzen, in zusammengeflückter europäischer Kleidung umherstolziren und nach seiner Weise den Gentleman spielen konnte.

So geht es noch heute unter der stets wachsenden Neger-schaar in den englischen Besitzungen von Westindien her, wie sich Jedermann durch einen Aufenthalt in Bridgetown und in Kingston überzeugen kann.

Zu leichten Handdiensten gegen gute Belohnung ist der Neger wohl bereit, zu regelmässiger, ordentlicher Arbeit höchst selten.

Man versuchte es nun mit europäischen Arbeitern, besonders mit Schotten und Irländern. Allein einerseits sind es eben nicht

die besten Subjekte, welche nach Westindien gehen, um Arbeit zu suchen, andererseits machen diese europäischen Arbeiter in Bezug auf Beköstigung und Lohn übertriebene, den altenglischen Verhältnissen entlehnte Ansprüche, endlich ist nicht die Arbeit, nicht das Klima der Stein des Anstößes, über welchen sie fast alle fallen, sondern der wohlfeile, frische Rum.

Von allen Opfern, welche der Tod alljährlich aus der europäischen Arbeiterklasse in den westindischen Colonien abfordert, kann man — wie uns höchst achtbare, mit den dortigen Verhältnissen aus eigener Anschauung lange vertraute Männer versichert haben — mindestens zwei Drittheile auf Rechnung des im höchsten Uebermaße genossenen, frischen Rums schreiben.

Die grenzenlose Trägheit der Neger und die unbezwingbare Trunksucht der dortigen, europäischen Arbeiter sind die Hauptquellen der Arbeiternoth, welche in den Plantagen der westindischen Colonien herrscht.

Hätte Westindien mätsige, nüchterne, fleißige Arbeiter, so würden die Plantagen blühen und gedeihen, auch ohne Neger und ohne Slaven, und weder das Klima, und noch viel weniger die Anstrengung der Arbeit würde der Gesundheit und dem Leben der Arbeiter irgend gefährlich werden.

Neuntes Kapitel.

Von den Handelsverhältnissen auf der Mosquitoküste.

Gegenwärtiger Handel.

In wessen Händen sich derselbe befindet.

Der Handel auf der Mosquitoküste wird gegenwärtig und schon seit langer Zeit:

a) theils von den wenigen, auf der Küste ansässigen Euro-

päern betrieben, welche fast ohne alle Ausnahme ihre Waaren von Belize beziehen und die von den Indianern eingetauschten Gegenstände eben dahin absetzen, wozu entweder eigene Schiffe, oder die gelegentlich dort ankommenden Küstenfahrer benutzt werden;

b) theils von kleinen Küstenfahrern, welche von Jamaica, Belize und Blewfields längs der ganzen Küste hinschiffen, an geeigneten Hafenplätzen anlegen und die in der Nähe befindlichen Indianerdörfer nach Möglichkeit ausbeuten;

c) theils endlich von den Schildkrötenfängern, welche von Jamaica und den Caymansinseln die Mosquito-Cays Behufs des Schildkrötenfanges besuchen und bei dieser Gelegenheit zugleich Tauschhandel mit den Indianern an der Küste treiben.

Art dieses Handels.

Der gegenwärtige Handel im Mosquitolande ist ein reiner Tauschhandel, in welchem Waaren gegen Waaren gegeben werden.

Die im Lande ansässigen Europäer haben jedoch schon seit langer Zeit die Gewohnheit eingeführt, alle gangbaren Artikel, welche sie von den Indianern eintauschen, und die Waaren, welche sie dafür hingeben, zunächst in folgender Weise nach Geldausdrücken zu bestimmen.

Wenn ein Indianer irgend welche Gegenstände, z. B. Sarsaparille, zum Verkaufe bringt, so wird zunächst in Geld festgestellt, wie viel er dafür bekommen soll. In der Regel wird für circa 25 Pfund guter Sarsaparille ein nomineller Preis von 3 Dollar zugestanden.

Hat man sich über den Preis vereinigt, so folgt die Frage, was der Indianer haben wolle; — denn Geld ist es nicht, was er begehrt, sondern irgend ein Gegenstand für seinen unmittelbaren Gebrauch. Gesetzt nun, er begehre zu $\frac{2}{3}$ des Preises grobes Linnen und für $\frac{1}{3}$ Fischangeln, so steht auch zugleich fest,

wie viel er von diesen Gegenständen erhalten soll, denn Osnabrücks und Angeln, so wie die meisten andern, dort gangbaren Waaren, haben ihre bestimmten, durch lange Gewohnheit festgestellten Preise.

Ein englischer Yard Osnabrücker Linnen von ordinärer Qualität wird nämlich zu 2 spanischen Realen berechnet, und fünf Stück kleine Fischangeln gelten einen Real.

Der Indianer erhält also in dem hier gewählten Beispiele für 2 Dollar = 16 Realen, 8 Yard Osnabrücks, und für 1 Dollar oder 8 Realen, 40 Stück kleine Fischangeln, und tauscht dafür seine 25 Pfund Sarsaparille aus.

In solcher Weise wird der Handel dort ganz allgemein betrieben.

Nur in sehr wenigen, seltenen Fällen verlangen die Indianer auch Geldstücke, um dieselben entweder als Schmuck zu Ohr- oder Halsgehängen zu benutzen, oder wenn derjenige, welcher mit ihnen handelt, die etwa verlangten Waaren gerade nicht vorrätig hat, worauf sie denn mit dem Gelde zu einem andern Handeltreibenden gehen und dort die gewünschten Gegenstände einkaufen.

Wir lassen hier die Preisliste derjenigen Waaren folgen, welche an der ganzen Küste am meisten begehrt sind.

Preisliste über die an der Mosquitoküste gangbaren und zum Absatz an die Indianer vorzüglich sich eignenden Artikel.

	Detailpreise in Span.	Thalern.	Realen.
Osnabrücker Leinen, ein sehr beehrter Artikel			
pro Yard		—	2
Ravenstücher Leinen, desgl.		—	4
Vlämisch Leinen, desgl.		—	4
Bonten und Buchleinen		—	2
Fertig gemachte Hemde von Ravenstuch oder			
Vläm. Leinen pro Stück		2	—

Detailpreise in Span. Thalern. Realen.

Fertig gemachte Hemde von gestreiftem oder carrirtem, starkem, baumwollenen Zeuge in Blau und Weiß pro Stück	1 - 4
Fertig gemachte Hosen von Ravenstuch oder Vläm. Leinen	1 - 4 bis 2
Fertig gemachte Hemde von rothem oder blauem Baize (geköpert) pro Stück	2 —
Rothe, wollene, sogenannte Kilmarnock-Mützen pro Stück	3 bis 4
Nachgemachte Madrass-Tücher in lebhaften Farben, hauptsächlich in Blau, Roth und Weiß, pro Stück	— 2 bis 3
Salampores, blaue, ostindische oder nachgemachte, pro Yard	— 4 bis 5
Salampores, englische, weisse, pro Yard	— 3
Long-cloths, englische, weisse, von starker Qualität, pro Yard	— 3
Guingans in Blau, Roth und Weiß, pro Yard	— 2
Calicoes, gedruckte und breite, nach Qualität pro Yard	— 3 bis 4
Schwarze, seidene, geköperte Halstücher, von geringer Qualität (34 bis 35 englische Zoll im Quadrat), pro Stück	1 - 4

Eisen- und Stahlwaaren.

Flinten von ordinaier Qualität, mit Stein-, und keinem Percussionsschlofs, pro Stück	8 bis 10
Musketen, nicht zu schwer, nur mit Steinschlössern	10
Aexte No. 1. zum Fällen, sehr begehrt	1 —
Beile mit Stielen No. 1. und 2. (nach englischer Nummerirung)	— 4

Detailpreise in Span. Thalern. Realen.

Erdschaufeln mit Stielen No. 1. und 2. (nach englischer Nummerirung) pro Stück	—	6 bis 8
Cutlass-Klingen pro Stück	—	6 bis 8
Zimmermeisterbeile No. 2. pro Stück	1 -	4
Feilen, halbgerundete und dreieckige von 6 bis 9 Zoll, pro Stück	—	2 bis 3
Messer mit 9zölligen, zugespitzten Klingen und knöchernem Griffe, pro Stück	—	4
Sogenannte Matrosenmesser pro Stück	—	2
Kochtöpfe von Eisen, auf Füßen ruhend, assor- tirt von 1 Quart bis 10 Gallonen enthaltend, pro Pfund	—	1
Schüsseln von Eisen, zum Braten, assortirt, in einander passend pro Stück	—	1 bis 5
Maultrommeln, eiserne, von ordinaurer Qualität, sehr begehrt, pro Stück	—	1
Glöckchen von Zinn oder Messing, um den Hals zu hängen, pro Dutzend	—	2
Fischangeln für die Flußfische, $\frac{5}{8}$ - bis 1zöllig nach englischem Mafse, für 6 Stück	—	1
Fischangeln für die Seefische No. 6. u. 7., für 5 St.	—	1

Diverse Waaren.

Nürnberger kleine Spiegel in Papierrahmen pro Stück	—	1
Glasperlen, kleine, rothe, schwarze und weisse, sehr begehrt, pro Pfund	2 -	4
Korallen, kleine, nachgemachte, in Schnüren, pro Schnur	—	2
Ohrgehänge von Silber, ganz einfach gearbeitet, pro Paar	1	—
Hüte, schwarze, sogenannte Gossamer, von as- sortirter Gröfse, pro Stück	2 -	4

Detailpreise in Span. Thalern. Realen.

Pulver (Schiefs-), FF. nach englischer Bezeichnung, in Fässern von circa 12 $\frac{1}{2}$ Pfund netto, pro Pfund	1	—
Schroot, BB. nach englischer Bezeichnung, in Säcken von circa 25 Pfund, pro Pfund	—	2
Amerikan. Blättertaback, sehr begehrt, Stränge	—	1
Pfeifen, irdene, nach Form der englischen, pro Dutzend	—	2
Flintensteine, für 6 Stück	—	1

Andere gangbare Waaren, deren Preise jedoch nicht so bestimmt feststehen, als die der vorgenannten Artikel.

Rothe Durants zu Leibgürtel.

Taschenmesser von ordinaurer Qualität, mit zugespitzten Klingen. Scheeren, assortirt, billige von ordinaurer Qualität.

Rasirmesser, billige, in Kasten mit Zubehör.

Eisendraht zum Angeln und Fischen.

Irdene Teller mit blauen Rändern und ordinaurer Malerei.

Sogenannte Pugs und Mugs — eine Art irdener Becher mit und ohne Griffe, gemalt oder bunt, von $\frac{1}{2}$ Pint bis 1 Quart Inhalt.

Irdene Bowls — Bowlen — 1 Pint bis 1 Quart enthaltend.

Rum, äußerst begehrt und, je nach den Umständen, zu hohen Preisen absetzbar.

Branntweine, einfache aller Art, französische u. s. w. äußerst begehrt.

Liqueurs, besonders Anisette und Pfeffermünze — zum Versetzen der Branntweine und des Rums — sehr begehrt.

Von gemünztem Gelde sind auf der Mosquitoküste sämmtliche spanische und englische Silbermünzen gangbar.

Das Verhältniß, in welchem die spanischen, resp. centralamerikanischen und mexikanischen Münzen, zu den englischen stehen, ergibt folgende Tabelle, in welcher wir zugleich die Namen in der Mosquitosprache eingerückt haben.

Span. Geld.	Mosquitoname.	Engl. Geld.
		Currency. Sterling.
		S. d. S. d.
1 Medio oder $\frac{1}{2}$ Real	Feip pence kumi *)	— 5 — 3
1 Real	Bit kumi	— 10 — 6
1 Real und 1 Medio	Bitt kumi purra feip pence kumi **)	1 3 — 9
2 Realen	Macaroni kumi	1 8 1 —
2 Realen und 1 Medio	Macaroni kumi purra feip pence kumi	2 1 1 3
3 Realen	Macaroni kumi purra bit kumi	2 6 1 6
3 Realen und 1 Medio	Macaroni kumi purra bit kumi, purra feip pence kumi	2 11 1 9
4 Realen	Macaroni woall ***)	3 4 2 —
4 Realen und 1 Medio	Macaroni woall purra feip pence kumi	3 9 2 3
5 Realen	Macaroni woall purra bit kumi	4 2 2 6
6 Realen	Macaroni jumpa †)	5 — 3 6
7 Realen	Macaroni jumpa purra bit kumi	5 10 3 6
8 Realen = 1 Piaster = 1 Dollar	Dollar kumi ††)	6 8 4 —

Dieses Verhältnifs der Münzen gilt namentlich auch für den

*) Kumi heifst „eins“; Feip pence ist aus dem Englischen corruptirt.

***) Purra heifst „mehr“, also Bit kumi purra feip pence kumi wörtlich: „Ein Real, mehr ein Fünf-Pence.“

***) Woall heifst „zwei.“

†) Jumpa heifst „drei.“

††) Wir bemerken hierbei zugleich, dafs nur die Dollars der Vereinigten Staaten, die mexikanischen und alten spanischen Dollars (mit 2 Säulen im Gepräge) den vollen Werth haben.

Verkehr mit den benachbarten Häfen Truxillo und Omoa und mit den Indianern aus den Grenzgebirgen, welche häufig spanisches Geld an die Küste herunterbringen.

Es wird aus dieser Tabelle ersichtlich, dafs es viel vortheilhafter ist, sich dort des englischen Geldes zu bedienen, und dafs daran schon bei dem Austausch gegen spanisches Geld gewonnen wird, indem ein Dollar in England 4 Schill. 2 d. gilt.

Die Doublönen (die republikanischen) werden zu 16 Dollars gerechnet.

Der grofse Vortheil, mit welchem die dortigen Händler ihr Geschäft betreiben, leuchtet schon aus der vorangestellten Preisliste, für deren vollkommene Richtigkeit wir uns verbürgen können, von selbst ein, besonders wenn man in Anschlag bringt, dafs der Indianer, welcher seine Verkäuflichkeiten oft mehrere Tagereisen weit aus dem Innern mühevoll an die Küste gebracht hat, sehr leicht mit sich handeln läfst, weil die mitgebrachten Gegenstände für ihn selbst meistens gar keinen Gebrauchswerth haben, mithin völlig für ihn nutzlos wären, wenn der westindische Händler sie ihm nicht abnehmen wollte.

Während sich aber der Indianer ruhig mufs gefallen lassen, dafs seine Verkäuflichkeiten bemäkelt und so niedrig wie möglich angeschlagen werden, stehen ihm in Bezug auf den Preis der Waaren, welche er dafür zu haben wünscht, gar keine Erinnerungen zu, indem diese Preise, so wie sie in der obigen Liste angegeben sind, ein für allemal auf alter, hergebrachter Gewohnheit beruhen.

Die Einwirkung der westindischen Händler, besonders der Küstenfahrer, auf die Indianer ist, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, leider eine, in vielfacher Beziehung höchst nachtheilige. Branntwein ist der Hauptvermittler bei den meisten Handelsgeschäften, und es bedarf wohl der Ausführung nicht, wie schlecht die Eingeborenen dabei fahren. In der Regel bleiben sie in der Schuld des Küstenfahrers, und haben bis zu dessen Rückkehr

genug zu thun, um nur zunächst das Nöthige zur Abtragung der Schuld herbeizuschaffen und dadurch den Händler geneigt zu machen, ihnen wiederum einen kleinen Vorschuss von Waaren zu bewilligen.

Sie werden im eigentlichen Sinne des Wortes ausgebeutet, müssen ihre werthvollen Produkte — von deren Werth sie allerdings keine Ahnung haben — für schlechte Lappalien, für Trifles — die deutsche Sprache hat kaum ein Wort dafür — hingeben und sich dieselben zu den höchsten Preisen anrechnen lassen, und werden zum Danke noch obenein mit Branntwein und scheußlichen Seuchen vergiftet.

Die Indianer, besonders aus den gebildeteren Häuptlingsfamilien, fühlen die Ungunst dieser Verhältnisse, welcher sie sich nicht zu entziehen wissen, sehr wohl, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie jede Gelegenheit zu reellern Handelsverbindungen mit Begierde ergreifen würden*).

Gegenstände des jetzigen Ausfuhrhandels.

Folgende Gegenstände sind es hauptsächlich, welche gegenwärtig von der Mosquitoküste ausgeführt werden.

Vieh,

sowohl Rinder als Pferde, welche von den Küstenfahrern aufgekauft und nach Belize und Jamaica gebracht werden.

Die Rinder — besonders die Kühe — sind von ausgezeichneter Schönheit und werden in der Regel mit 8 bis 16 Dollar bezahlt, d. h. immer nur in Waaren nach dem, in der obigen Preisliste angegebenen Verhältnisse**).

*) Vergl. besonders Orlando Roberts a. a. O. p. 122.

***) Bei unserer Ankunft am Cap Gracias a Dios am 10ten Juni d. J. fanden wir im Caphafen den Capitain Smith aus Belize vor, welcher mit einem kleinen, sehr schwerfälligen Schooner von circa 45 Lasten Küstenhandel zwischen Belize und Blewfields betreibt und damals gerade im Begriffe war, nach

Schildkröten und deren Schalen (Schildpatt), Schildkrötenöl.

Auf allen Cays längs der Mosquitoküste, besonders aber auf den Koralleninseln bei Cap Gracias a Dios und bei der Carataska-Lagune, finden sich Seeschildkröten von vorzüglicher Qualität und Gröfse in fast unglaublicher Menge, deren Fang sowohl von den Indianern, als von Schiffern aus Jamaica und von den Kaymans-Inseln betrieben wird.

Die Eingeborenen erhalten für eine grofse, grüne Schildkröte (green turtle der Engländer) von etwa 3 Centner englisch Gewicht*) den Preis von 2 Dollar = 8 Yard Osnabrücker Linnen bewilligt. Schon in Truxillo gilt eine solche Schildkröte gegen 6 Dollar baar und in Belize gegen 20 Dollar**).

Von Schildpatt wird — je nach der Güte — das Pfund mit 2 bis 4 Realen in Waaren bezahlt. Die Indianer bewahren sich dasselbe von den Schildkröten, welche sie theils als Nahrungsmittel, theils blofs um das Schildpatt zu gewinnen, in grofser Menge fangen, sorgsam auf, und haben oft sehr bedeutende Quantitäten in Vorrath, da sie wissen, dafs dies ein, bei den westindischen Kauffahrern beliebter Handelsgegenstand ist.

Die Trunkturtle (Riesenschildkröte), welche häufig in ganz ausserordentlicher Gröfse vorkommt, wird nur zur Gewinnung von Oel benutzt, welches von sehr gutem Geschmack ist und die Eigenschaft hat, nicht leicht ranzig zu werden. Dieses Oel könnte, bei einigermaßen zweckmäßiger Einrichtung, dort in sehr grofsen Massen gewonnen und ein nicht unbedeutender Handelsgegenstand für den europäischen Markt werden.

Belize abzugehen. Er hatte das, im Capdorf vorhandene Schildpatt, Gummi etc. bereits möglichst ausgebeutet und auch mehrere Kühe und Pferde eingetauscht, welche auf dem engen Verdeck zusammengestapelt waren und durch einen Verschlag von Stangen gehalten wurden.

*) 1 Ctnr. Engl. = 108,657 Pfd. Preufs.

**) Vergl. Thom. Young a. a. O. p. 17—18.

Wir haben den dortigen europäischen Händlern für $\frac{3}{4}$ Quart dieses Oeles 6 pence Strl. baar zahlen müssen; — von den Indianern erhielten wir späterhin dieselbe Quantität (eine gewöhnliche, preussische Dreiviertelquartflasche) für 5 p. currency (3 p. Strl.) in Waaren, und in größeren Quantitäten kann man es von den Eingebornen sicherlich noch wohlfeiler eintauschen.

Häute und Gehörne.

Die Häute und Gehörne der beiden, im Mosquitolande sehr häufig vorkommenden Hirscharten bilden ebenfalls einen beträchtlichen Gegenstand des Ausfuhrhandels.

Für eine Hirschhaut (grüne, denn auf irgend eine Zubereitung verstehen sich die Indianer nicht) wird, je nach der Beschaffenheit und Größe, von $1\frac{1}{2}$ Real bis 1 Dollar in Waaren gegeben. Ueber die, vorher ausgemerzten, schlechteren, zu sehr durchschossenen oder sonst fehlerhaften Häute wird, nach Abschluss des Geschäftes über die guten Felle, in separato in Bausch und Bogen gehandelt.

Bei größeren Quantitäten ist es stets viel leichter, mit den Indianern einig zu werden. Sie bringen in der Regel zunächst nur einige von den schlechteren Häuten zum Vorschein und bieten dieselben an. Der westindische Händler weist sie dann mit der Erklärung zurück, dass ihm die Häute zu schlecht seien oder dass er überhaupt keine Häute zu kaufen wünsche.

Der Indianer bringt dann bessere Häute hervor, und in solcher Weise währt es zwischen der Weigerung von der einen und erneuertem Anerbieten von der andern Seite so lange, bis der Händler zu der Ueberzeugung gekommen ist, dass der Indianer wirklich seinen ganzen Vorrath herbeigebracht habe. Nun erst beginnt die Prüfung, Aussonderung und der Handel, bei welchem der Indianer meistens durch den, anscheinend hohen, für den ganzen ausgewählten Vorrath in runder Summe gebotenen Preis zum sofortigen Abschluss bewogen wird und über den Ausschuss nicht lange weiter handelt.

Für je 5 Stück gute Gehörne wird in der Regel 1 Real in Waaren bewilligt; die ausgeworfenen gehen als Zugabe mit.

Yaguar- und Tigerkatzen-Felle werden wenig begehrt, und kommen daher auch nur gelegentlich zum Angebot, wo dann der Preis nach den Umständen festgestellt wird.

Sarsaparille

kommt im Mosquitoland sehr häufig vor, wird von den Indianern fleißig gesammelt, weil sie dabei wenig Mühe haben, und ist ein Hauptgegenstand der Ausfuhr *).

Gut getrocknete Sarsaparille wird in der Regel für je 25 Pfund mit $2\frac{1}{2}$, 3 bis 4 Dollar in Waaren bezahlt. Drei Dollar ist der gewöhnliche, mittlere Preis.

In Deutschland kostet gegenwärtig das Pfund (Honduras-Sarsaparille) 20 Sgr. bis 1 Thlr. 5 Sgr.

Indigo

findet sich ebenfalls häufig im Mosquitolande und wird unter ähnlichen Verhältnissen, aber meistens viel wohlfeiler erstanden, als die Sarsaparille.

Vanille.

Die Vanille, welche an den Fluszufern häufig wild wächst, ist, nach Ausweis einiger, von uns mitgebrachter Proben, von ganz vorzüglicher Beschaffenheit **).

Man erhält sie von den Indianern gewöhnlich schlecht ge-

*) Orlando Roberts brachte selbst in nicht vollen sechs Wochen mehr als 5000 Pfund Sarsaparille zusammen (a. a. O. p. 59.). Gesetzt nun, er zahlte für je 25 Pfd. wirklich den vollen Werth von 3 Dollar in Waaren, so betrug der Einkaufspreis 600 Dollar oder circa 800 Thlr., der Verkaufspreis dagegen, auch wenn man das Pfund nur zu 20 Sgr. rechnet, 3333 Thlr. 10 Sgr.

Hierbei ist zwar nichts für den Transport, für Zölle, Unkosten etc. angesetzt, aber auch der Einkaufspreis zum vollen Werthe von 3 Dollar angenommen, während 3 Dollar in Waaren kaum den Werth von 1 Dollar in Geld haben.

***) Der Preis pro Pfund wurde auf circa 30 bis 35 Thlr. bestimmt.

trocknet, so dafs man sie nicht sogleich verpacken kann, sondern vorher noch vorsichtig trocknen mufs.

Im Ganzen genommen, haben die Händler an der Küste bisher auf Vanille nur wenig Gewicht gelegt, weil nach diesem Gegenstande in Belize, wohin der Hauptabsatz aller Produkte von der Mosquitoküste geht, wenig Nachfrage sein soll.

Wir fanden bei einem, am Cap Gracias a Dios ansässigen Händler eine ziemliche Quantität Vanille, welche in eine alte Cigarrenkiste, ohne die geringste Sorgfalt, hineingestopft war, und vernachlässigt unter Thierhäuten, Gummi's etc. in einem Winkel der Vorrathskammer stand, wo sie sich lediglich durch den herrlichen Duft bemerkbar machte.

Der Besitzer legte nicht den geringsten Werth darauf, schien mit den europäischen Preisen dieses kostbaren Artikels völlig unbekannt zu sein, und versicherte, dafs er die Schoten eben nur darum eingetauscht habe, weil sie ihm gelegentlich mit andern Sachen von den Indianern seien gebracht worden.

An Versendung dieses Gegenstandes hatte er noch nie gedacht, und erkundigte sich bei uns, ob dieser Artikel in Deutschland gangbar sei.

Die Indianer beschäftigen sich mit dem Einsammeln der Vanille daher auch nur gelegentlich, und meistens nur, wenn sie dazu speciell veranlafst werden.

Für einige Tassenköpfe voll Pulver oder Schroot und dergleichen kann man ansehnliche Quantitäten eintauschen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die Indianer, wenn man ihnen einige geeignete Aufmunterung und Belohnung gewährte, die Vanille eben so fleifsig sammeln würden, als die Sarsaparille. Denn zur Verrichtung solcher Dienstleistungen, welche sich ohne besondere Anstrengung, im Umherschlendern und Spazierengehen, verrichten lassen, sind sie noch am leichtesten zu bewegen.

Caoutchouk (Federharz).

Es kommen davon besonders zwei Arten an der Mosquitoküste vor. Die eine liefert der, in den Waldungen häufig wachsende Federharzfeigenbaum (*Ficus elastica*), die andere der nicht minder häufige, echte Federharzbaum (*Jatropha elastica* L.).

Auf das Auffangen des Harzes wenden die Indianer sehr geringe Sorgfalt, woher dasselbe — besonders die erste Art — nicht selten unrein ist.

Es hat keinen so bestimmten Preis, als die Sarsaparille, sondern bei dem Eintauschen hängt Alles von der Qualität, von der Gröfse der einzelnen Stücke und von den zum Verkaufe gebrachten Mengen ab.

Wir haben an einzelnen Stellen bedeutende Vorräthe vorgefunden, und für circa 15 Pfund, die wir als Probe mitnahmen, 6 d. Strlg. bezahlt.

Gummi.

Von Gummi kommen mehrere Arten in sehr großer Menge vor, wobei es ein Uebelstand ist, dafs die Indianer nicht selten die verschiedenen Arten durch einander mengen.

Besonders häufig ist das, an den Wurzeln sich aussondernde Harz des großen, schönwüchsigen Locustbaumes (*Hymenea Tourbaril* L.), welches von hiesigen Kennern für einen ausgezeichnet feinen Copal erklärt worden ist *).

Außerdem liefert der Cassewbaum (*Anacardium occidentale* L.) ein sehr schönes, hartes, weifses, durchsichtiges Gummi, welches ebenfalls häufig ausgeführt wird.

Einen noch beliebteren Gegenstand der Ausfuhr bildet das, von dem häufig vorkommenden Guaiak- oder Franzosenholz-

*) Wir haben an mehreren Orten, besonders bei dem oftmals erwähnten Capitain Haly, äußerst beträchtliche Quantitäten dieses Copals vorgefunden, welche in den Waarenschuppen in großen Haufen aufgeschüttet waren.

baume (*Guaiacum officinale*) gewonnene Guaiakharz, dessen medicinischer Gebrauch bekannt ist.

Das Gummi wird nicht nach dem Gewichte eingetauscht, sondern nach der, durch das Augenmaß abgeschätzten Menge.

Für eine Quantität, welche etwa einem gehäuften Berliner Scheffel entsprechen dürfte, zahlt man, je nach der Reinheit der Waare, Gröfse der einzelnen Stücke etc. — ohne Unterscheidung der einzelnen Arten — 1 bis 1½ Dollar in Waaren, oft auch weniger, weil das Gummi nicht getrocknet werden darf, also noch leichter zu sammeln ist, als die Pflanzen, und daher von den Indianern in beträchtlichen Quantitäten herbeigebracht wird.

Cacao und Piment

kommen häufig vor und werden eben deshalb zu sehr wohlfeilen, meistens von der Gröfse des Angebots abhängigen Preisen eingetauscht, weil es dem westindischen Händler auf diese, von den Inseln eben so häufig versendeten Artikel eben nicht besonders ankommt, überdies auch der Hauptmarkt Belize mit Cacao aus Honduras und Guatemala mehr als zur Genüge versehen und Piment von Jamaica in beträchtlicher Menge versendet wird.

Es mag hier aber wenigstens angedeutet sein, welch' ein Gewicht diese beiden Artikel bei einer direkten Handelsverbindung zwischen der Mosquitoküste und — Europa gewinnen könnten.

Auch der echte schwarze Pfeffer ist in den früheren englischen Niederlassungen angebaut worden.

Der Strauch findet sich jetzt an einzelnen Orten verwildert und die Früchte sieht man nicht häufig.

Der sogenannte spanische Pfeffer wird häufig aus dem Innern gebracht, ist aber kein besonders gangbarer Handelsartikel.

Medicinische Balsame.

Nach der Versicherung der, an der Küste ansässigen Händler sollen während der trocknen Jahreszeiten mehrere Arten bal-

samischer Pflanzensäfte von den Indianern häufig gesammelt werden, welche man wohlfeil eintauschen und sehr vortheilhaft nach Belize absetzen könne, von wo diese, in medicinischer Beziehung werthvollen Artikel nach England versendet würden.

Uns ist jedoch nur der, aus dem Rosenholzbaum gewonnene, unter dem Namen Elemi im medicinischen Gebrauche bekannte Balsam vorgekommen, und wir konnten uns aus der Beschreibung der übrigen Balsame und deren englischen Namen *) um so weniger vernehmen, als keine Proben zur näheren Untersuchung vorhanden waren und während der nassen Jahreszeit, in welche unser Aufenthalt fiel, von den Indianern nicht herbeigeschafft werden konnten.

Ricinusnüsse.

Die Früchte des Wunderbaumes — oder, wie die Engländer ihn nennen, Castorölstrauches (*Ricinus communis*) — aus welchen das bekannte Ricinusöl geprefst wird, kommen nicht selten in dem dortigen Handel vor.

Der Strauch findet sich fast bei jedem Sambodorfe angepflanzt.

Die Indianer wenden jedoch nur sehr geringe Sorgfalt darauf, geben sich mit dem Auspressen des Oeles nicht ab, sondern bringen nur die Früchte in den Tauschhandel, welche sie übrigens als eine nicht besonders werthvolle Waare betrachten und wohlfeil ablassen.

Für eine Menge, welche etwa einer Berliner Metze entspricht, zahlt man je nach den Umständen 1 bis 3 Realen in Waaren. Uebrigens haben die Indianer nichts dagegen, wenn man die

*) Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Engländer in Westindien die technischen Namen der Medicamente arg corruptiren, und auf der Mosquitoküste sind diese Namen häufig noch mit den indianischen Ausdrücken verschmolzen, so daß jeder Versuch einer Enträthselung scheitert, wenn man nicht den Gegenstand selbst vor Augen hat und untersuchen kann.

trockenen (reifen) Früchte nach Belieben von den Sträuchern abpflückt und durch einige Cigarren, oder dergleichen, Entschädigung gewährt.

Taback.

Im Ganzen genommen, wird wenig Taback von den Indianern auf der Mosquitoküste gebaut, obgleich derselbe vortreflich gedeiht und ein mildes, sehr aromatisches Blatt liefert.

Die Indianer verwenden auf die Anpflanzungen nicht die geringste Mühe, verstehen den Taback nicht zu behandeln und trocknen ihn sehr schlecht.

Man kauft circa 4 Pfund für 1 bis $1\frac{1}{2}$ Real in Waaren.

Die Indianer aus den Grenzgebirgen bringen häufig Taback aus den spanischen Republiken (Honduras, auch wohl Guatemala) an die Küste herunter.

Dieser Taback kann sich in Bezug auf Qualität und Gröfse mit dem Taback der Havanna sehr wohl messen, steht demselben aber in Bezug auf das Aroma nach, weil er schlecht und unvorsichtig getrocknet und behandelt ist.

Von der besten Sorte zahlt man für circa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund gut getrocknete, auserlesene Blätter 5 pence currency oder 3 pence Sterl. in Waaren.

Von diesem Taback, welcher sehr häufig auf den Markt von Truxillo und Belize kommt, soll in neuerer Zeit, seitdem die Errichtung der belgischen Colonie in St. Thomas einigen direkten Verkehr zwischen jenen Gegenden und Belgien herbeigeführt hat, manche Quantität als Havannataback nach Europa gekommen sein. Und allerdings kann dieser Taback den der Havanna jedenfalls ungleich besser repräsentiren, als die nordamerikanischen Fabrikate (besonders Cigarren), welche Schiffsladungsweise lediglich zu dem Zweck nach der Havanna gehen, um dort gegen eine mäfsige Vergütung als Havannataback gestempelt zu werden, und welche man dann, als solchen, nach Nord-

amerika zurückbringt und verzollt, und endlich, gegen Rück-
erstattung des Zolles, als echtes Havannafabrikat nach Europa
sendet.

Auf der Mosquitoküste würde, nach Mafsgabe der vorliegen-
den Erfahrungen über das schon jetzt dort vortrefflich gedeihende
Gewächs, ein geregelter Tabacksbau sehr bedeutende Vortheile
gewähren, und wir glauben unsere Ueberzeugung als sehr wohl-
begründet dahin aussprechen zu dürfen, dafs der Taback der
Mosquitoküste, bei zweckmäfsiger Behandlung, sehr
bald mit dem Taback von Cuba in nicht ungünstige
Concurrenz würde treten können.

Holz, hauptsächlich Mahagoni, Cedern (Cedrelen) und die
Farbehölzer.

Wir haben oben bereits mehrmals erwähnt, dafs von den
Engländern schon seit langer Zeit Mahagoni an der Mosquito-
küste geschlagen und nach Europa verschifft ist, ohne dafs da-
durch jedoch der vorhandene Vorrath dieser edlen Holzart eine
grofse Einbufse erlitten hat.

Besonders sind nur die Waldtheile in der Nähe der Flufs-
mündungen ausgebeutet worden, wie namentlich am Segovia-
Strome und zum Theil auch am Patook, wogegen die tiefer im
Innern des Landes oder entfernter von den Flufsufern belegene
Waldung, insonders auch das Willocksche Gebiet, noch ver-
schont ist.

Auch gegenwärtig werden fast alljährlich beträchtliche Men-
gen edler Hölzer geschlagen.

Entweder geschieht dies aus den, noch nicht in das Eigen-
thum von Privatleuten übergegangenen, königlichen, oder aus
Privatwaldungen.

Im erstern Falle mufs mit der Landesregierung, im letztern
mit den betreffenden Eigenthümern ein Abkommen über die Be-
nutzung der Wälder getroffen werden.

Der letztverstorbene König Robert Carl Friedrich theilte mehrmals gegen mäßige Vergütung die, auf eine bestimmte Reihe von Jahren und für bestimmte Distrikte gültige Erlaubnifs zum Fällen von Holz in seinen Waldungen. Gegenwärtig — während der Minderjährigkeit des jetzigen Herrschers — kann in dieser Beziehung nur mit den einzelnen Häuptlingen für die Waldungen innerhalb ihrer Statthalterschaften unterhandelt werden, was übrigens nicht die geringste Schwierigkeit hat. Ueberdies übernehmen dann die Häuptlinge auch die Sorge für die Herbeischaffung der nöthigen Arbeiter.

Die Privatbesitzer von Waldungen bedingen sich einen bestimmten Preis für jeden Stamm, welcher gefällt und verschifft wird.

Nach den Nachrichten, welche wir eingezogen haben, wird in der Regel ein Preis von 3 bis 5 Dollar pro Stamm, ohne Unterschied der Größe, gegeben. Der Capitain Haly zu Cap Gracias a Dios versicherte aber, dafs ihm, als Commissionair der Eigenthümer des Patookgebietes, ganz neuerdings von Holzkäufern in Belize ein Preis von 6 Dollar pro Stamm geboten sei.

Cedrelen und Farbehölzer werden viel wohlfeiler abgestanden.

Hat der Holzhändler sich nun in der vorgeschriebenen Weise in den Besitz des Rechtes zum Holzfällen gesetzt, so mufs er für die nöthigen Arbeiter sorgen.

In der Regel werden dazu Karaiben gewählt, weil dieselben nicht blofs sehr arbeitsam sind, sondern sich auch auf das Fällen am besten verstehen.

Ein guter Holzschläger erhält monatlich 6 bis 8 Dollar, halb in Waaren, halb baar, — nebst Beköstigung, als welche jedoch fast ausschliesslich nur Mais gegeben wird.

Ein recht geübter und mit allen Handgriffen und Hülfsmitteln völlig vertrauter Vorarbeiter erhält sogar nicht selten bis 16 Dollar monatlich, ebenfalls halb in Waaren, halb baar *).

*) Diese Baarzahlingen sind in der That nur Fitionen. Denn die Karaiben

Die Holzschläger begeben sich zu Anfang der trocknen Jahreszeit in die Waldungen, suchen die passenden Bäume aus, fällen dieselben und werfen sie in die Ströme, worauf es dann dem Wasser überlassen bleibt, die Stämme bis zur Mündung fortzuschaffen. Hier werden sie aufgefangen und verschifft.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dieser Verfahrungsweise große Mengen von Holz verloren gehen. Vieles lagert sich auf Sandbänken und in den Buchten der Flüsse ab, Anderes wird, besonders zur Nachtzeit, in die See geschwemmt und geht ganz verloren. Dazu kommt ferner noch, daß die Kariben die stärkeren Bäume einige Fufs oberhalb der Wurzel fällen, weil das Holz in der Nähe der Wurzel sehr hart ist und der Axt widersteht. Auch sind sie in der Auswahl der Stämme nicht besonders aufmerksam und halten sich stets den Flußufern so nahe wie möglich, weil es ihnen, bei dem Mangel an zweckentsprechenden Vorrichtungen, zu schwer wird, große Stämme aus weiterer Entfernung bis an das Wasser zu bringen.

Es kommt daher viel darauf an, diese, übrigens sehr brauchbaren und arbeitswilligen Indianer unter beständiger Aufsicht und Leitung zu halten und sie mit guten Werkzeugen zu versehen, — was von den meisten Holzhändlern vernachlässigt wird, indem dieselben nur mit den geringsten Unkosten und ohne irgend große Mühe in möglichst kurzer Zeit Geld verdienen wollen, und dabei ganz übersehen, daß sie ungleich mehr verdienen würden, wenn sie ein größeres Anlagekapital auf die nöthigen Vorrichtungen und Handwerkszeuge und auf eine zweckmäßige Beaufsichtigung der Arbeiter verwendeten.

Wie hoch bei dieser Verfahrungsweise eine gewisse Quantität Holz am Verschiffungsplatze zu stehen kommt, läßt sich auch nicht einmal annähernd berechnen, und die Holzhändler an der Küste beobachten darüber ein strenges Stillschweigen.

beeilen sich, für das erhaltene Geld möglichst bald allerlei Schmucksachen und andere Gegenstände von dem Holzhändler, in dessen Verdung sie stehen, einzukaufen, wobei sie eben nicht zum besten fahren.

Jedenfalls müssen sie ein vortheilhaftes Geschäft machen, indem die Erfahrung mehrfach bestätigt hat, daß sie nach einer Anwesenheit von einigen Jahren an der Küste, und nachdem sie die Waldungen nach Möglichkeit ausgebeutet haben, als reiche Leute nach England zurückkehren.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich dieses Geschäft ganz anders gestalten würde, wenn man zu den Karai ben tüchtige europäische, mit allen nöthigen Werkzeugen ausgerüstete Arbeiter gesellen könnte, wenn die Blöcke nicht ohne weiteres in das Wasser geworfen und nur der Fluth zum Transporte überlassen, sondern an Ort und Stelle zweckmäÙig zersägt und gehörig hinunter geflöÙt würden, und wenn endlich die ganze Arbeit unter ordentlicher Beaufsichtigung und Leitung stünde.

Cochenille, Silber, Goldsand und spanische Münzen bilden endlich auch noch einen Gegenstand des jetzigen Ausfuhrhandels der Mosquitoküste.

Diese Waaren werden von den Indianern aus den Grenzgebirgen von Nicaragua und Honduras an die Küste heruntergebracht und gegen europäische Waaren vertauscht, theils zu ihrem eigenen Gebrauche, theils um dieselben an die Bewohner der spanischen Republiken abzusetzen, so daß zwischen diesen letztern und der Mosquitoküste wirklich auch jetzt schon eine Handelsverbindung vorhanden ist.

In Bezug auf die Cochenille bemerken wir hier noch, daß dieselbe im Mosquitolande selbst nicht vorzukommen scheint, obgleich daselbst mehrere, dem Cactus cochenilifer nahe verwandte Cactusarten wachsen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Cochenille auch im Mosquitolande cultivirt werden könnte.

Umfang des jetzigen Einfuhrhandels; was in dieser Beziehung geschehen müßte; künftige commercielle Verhältnisse.

Schon aus dem, was in den früheren Abschnitten über die Bevölkerung des Mosquitolandes gesagt ist, folgt ganz von selbst, daß es eine verfehlte Speculation sein würde, wenn man zugleich mit der Erwerbung eines Gebietes an der Mosquitoküste auch das Land mit den dort gangbaren Artikeln, welche wir in der obigen Liste angeführt haben, überschwemmen und große Aussendungen davon nach allen Hafpunkten der Küste schicken wollte.

Dies ist an und für sich so klar, daß es keiner weitem Ausführung bedarf.

Dagegen würde es von dem größten Nutzen sein, an geeigneten Punkten — die wir weiter unten näher bezeichnen werden — feste Waarenniederlagen zu errichten, welche mit allen, in der vorstehenden Liste aufgeführten Artikeln versehen sein und damit stets assortirt erhalten werden müßten, so daß die Indianer die Gegenstände ihrer Bedürfnisse stets darin vorrätig fänden.

Zunächst würde dies die Indianer aus der Umgegend mit ihren Produkten herbeiziehen, — bald auch die zahlreichen Stämme aus dem Innern, indem es sehr bald im ganzen Lande bekannt sein würde*), daß und wo feste Waarenniederlagen errichtet seien, in welchen man alle beliebten Gebrauchsgegen-

*) Es ist kaum zu glauben, wie schnell sich Nachrichten von irgend einem Interesse in diesem uncivilisirten Lande verbreiten. Dies ist eine Folge der fast leidenschaftlichen Mittheilungs- und Reisesucht der Indianer. Fällt in einem Dorfe ein irgend ungewöhnliches Ereigniß vor, so machen sich sogleich 2 oder 3 jüngere Indianer auf, meistens noch begleitet von einigen Weibern und Kindern, und wandern in das nächste, nicht selten mehrere Tagereisen entfernte Dorf zu Verwandten oder Bekannten, um den Vorfall recht nach Herzenslust zu beschwatzen. Bei solchen Gelegenheiten, deren wir mehrere erlebt haben, versammelt sich das ganze Dorf um die Ankömmlinge und die Unterhaltung wird stundenlang mit dem lebhaftesten Interesse fortgeführt. Kaum haben die

stände stets erhalten und stets sicher sein könnte, für die eigenen Produkte Absatz zu finden.

Dadurch würde sich sehr bald ein lebhafter und viel mehr constanter Handelsverkehr herstellen, als es jetzt der Fall ist.

Denn die wenigen, jetzt an der Küste ansässigen, weit entfernt von einander wohnenden Europäer haben stets nur geringe, äußerst unvollständige Waarenvorräthe, so daß sich die Indianer oft gezwungen sehen, Gegenstände einzutauschen, die ihren Bedürfnissen gar nicht entsprechen, die sie aber nehmen müssen, um doch einige Entschädigung für ihre, nicht selten aus der weit entlegenen Heimat mühevoll herbeigebrachten Produkte zu erhalten.

Zum Theil entspringt dies aus der großen Nachlässigkeit der dortigen Händler, zum Theil aus dem Mangel an Betriebskapital, endlich aber auch aus der höchst unregelmäßigen Schifffahrtsverbindung mit Belize, indem die dort gehenden, schwerfälligen und in jeglicher Beziehung erbärmlichen Schiffe oft mehrere Monate lang über die bestimmte Zeit ausbleiben.

So hatte der Capitain Haly in Cap Gracias a Dios — der einzige Händler von Bedeutung auf der ganzen Küstenstrecke von Pearl-Cay-Lagoon bis zum Black river (circa 300 englische oder 75 geographische Meilen) — bei unserer Ankunft daselbst von europäischen Waaren fast nichts in seinem Lager, als einige Ellen grobe Osnabrücks, einen kleinen Vorrath gemeinen nordamerikanischen Taback und einige Fischgeln und Perlen, erwartete aber schon seit zwei Monaten die Rückkehr seines Schiffes mit neuen Vorräthen von Belize. Das Schiff, welches

Besuchenden ihre Rückreise angetreten, so tragen auch schon einige Bewohner des zweiten Dorfes die mitgetheilte Neuigkeit weiter, und so geht es von Dorf zu Dorf durch das ganze Land.

Als wir nach dem Verluste unseres Schiffes genöthigt waren, nach Cap Gracias a Dios zurückzukehren, fanden wir Indianer aus weit entfernten Gegenden vor, zu welchen die Nachricht von unserer Ankunft bereits gedrungen war, und welche herbeigekommen waren, uns zu besuchen; und der Gouverneur von Honduras erhielt die erste Nachricht von dem Untergange unseres Schiffes auf der, circa 240 englische Seemeilen entfernten Insel Rattan durch reisende Indianer.

von seinem Sohne als Capitain und Supercargo geführt wurde, kam jedoch auch während unserer zweimonatlichen Anwesenheit im Lande nicht an, und wir erfuhren hinterher in Belize, dafs es dem Capitain beliebt habe, zunächst einen Abstecher nach Rattan zu machen, um dort Handel zu treiben.

Dazu kommt noch, dafs die Händler an der Küste die aus Belize bezogenen englischen Waaren nur theuer einkaufen können, was hier auch in Bezug auf die daraus zu ziehenden Folgerungen wohl nur angedeutet werden darf, da dies jedem, einigermaßen Sachverständigen schon von selbst klar ist.

Noch unsicherer, als der Handelsverkehr mit den an der Küste residirenden Händlern, ist für die Indianer, welche im Innern des Landes wohnen, der Tauschhandel mit den Küstenfahrern, indem dieselben niemals zu bestimmter Zeit anlangen und anlangen können, sich auch in der Regel damit begnügen, so schnell wie möglich die, in den Dorfschaften an der Küste vorräthigen Produkte einzuhandeln und dann weiter zu segeln.

Bis die Indianer in dem Innern des Landes erfahren, dafs ein Handelsschiff angelangt sei und auf diese Nachricht mit ihren Produkten herbeikommen, ist der Küstenfahrer bereits absegelt. Die Indianer müssen dann ihre Produkte entweder wieder zurück nach Hause nehmen, oder damit einen, an der Küste residirenden Händler aufsuchen und an denselben, so gut es gehen will, auszutauschen suchen.

Es scheint daher auf der Hand zu liegen, dafs feste, stets vollständig assortirte Handelsetablissemments guten Vortheil abwerfen, den Handelsverkehr mit den Indianern regeln und beträchtlich heben würden.

Allein der Handel mit den Indianern würde in Bezug auf den Absatz von Einfuhrgegenständen, nach unserer Ueberzeugung, in nicht langer Zeit nur die Nebensache, der Handel mit den Bewohnern der centralamerikanischen Republiken, besonders mit Nicaragua und Honduras, dagegen die Hauptsache werden.

Wir haben oben gezeigt, daß schon gegenwärtig ein durch die Indianer selbst betriebener Zwischenhandel mit den Bewohnern der Republiken stattfindet, und es liegt ganz in der Natur der Sache und in den dort obwaltenden Verhältnissen, daß feste, wohl assortirte, an der Küste begründete Handelsetablissemments sehr bald mit den Bewohnern der Republiken in direkten Verkehr kommen würden.

Gegenwärtig beziehen die centralamerikanischen Republiken ihren bedeutenden Bedarf an europäischen Manufakturwaaren fast ganz ausschließlich direkt oder indirekt von Belize. Theils werden die Waaren auf dem beschwerlichen Landwege nach Guatemala, theils auf dem Seewege nach Truxillo und Omoa geschafft, und gehen von hier auf fast ungebahnten Landwegen nach allen Richtungen weiter in das Innere von Honduras, San Salvador und Nicaragua und bis an die Küste des stillen Oceans.

Die Theuerung der englischen Waaren in Belize und die grossen Kosten des Transportes, zum Theil auch die Gleichgültigkeit der Belizer Kaufleute, denen die Mahagoniausfuhr stets die Hauptsache, und alles Andere Nebensache gewesen ist, haben diesen Handelsverkehr bisher nur auf das äußerste Bedürfniß beschränkt.

Auch übt Belize in dieser Beziehung wirklich eine Art von Monopol aus, welchem sich die Republikaner bisher nicht haben entziehen können, obgleich dasselbe in der That so drückend ist, daß der Marquis Aycinena, Minister des Innern und Auswärtigen von Guatemala, in seiner, am 4ten Mai 1842 vor der gesetzgebenden Versammlung gehaltenen Rede den Abschluß des Vertrages über die belgische Colonie in St. Thomas hauptsächlich auch deshalb bevorwortete, weil dadurch Guatemala sich der Abhängigkeit von Belize entziehen könne *).

*) Die betreffende Stelle heißt in wörtlicher Uebersetzung: „Wenn der Vertrag, wie ich es hoffe, seinem Zweck entspricht, so wird er für den Staat von

Wie theuer übrigens die europäischen Manufakturwaren den Centralamerikanern auf diese Weise zu stehen kommen und wie ganz gewöhnliche europäische Gebrauchs- und Luxusgegenstände mit schwerem Gelde aufgewogen werden müssen, geht aus den geschilderten Verhältnissen für jeden Sachkundigen schon von selbst hervor *).

Durch die vorerwähnten, festen, an geeigneten Punkten errichteten Handelsetablissemments könnte den Bewohnern der Republiken die lange erwünschte Gelegenheit geboten werden, für billigere Preise und auf einem bequemerem Wege ihr Bedürfnis an europäischen Manufakturwaren zu befriedigen und zugleich einen sichern Absatzort für ihre Produkte und Erzeugnisse zu erhalten, und es ist nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß sich dort bald ein äußerst wichtiger Handelsverkehr entwickeln würde.

Die nächste, hier eingreifende Frage betrifft die Punkte, wo die Handelsetablissemments zu errichten wären.

Wenn von Europa — von Deutschland aus — eine Handelsverbindung mit den centralamerikanischen Republiken in zweckentsprechender Weise angeknüpft werden soll, so kann dabei zur Zeit natürlich nur die Ostküste von Mittelamerika als Stapelplatz für europäische Waaren ins Auge gefaßt werden.

Als das Natürlichste würde es nun unzweifelhaft erscheinen, Handelsetablissemments in einem, oder in allen, an der Ostküste belegenden, centralamerikanischen Hafenplätzen zu errichten und mit den Republiken selbst Handelsverträge abzuschließen.

anßerordentlichem Nutzen sein, sowohl durch die Vermehrung der Volksmenge u. s. w., als auch darum, weil die Möglichkeit, in direkte Handelsverbindung mit allen Nationen zu kommen, uns der Abhängigkeit von Belize entheben wird.“

*) Ein Mitglied der Commission verehrte dem Commandanten Haly ein gewöhnliches, kleines, in Berlin für 1 Rthlr. 25 Sgr. gekauftes Dolchmesser (Fangmesser) mit einem geprefsten Griffe, blau angelaufener, mit gelben Jagdfiguren verzierter Klinge und einer ledernen Scheide, dessen Werth Haly in dem Handel mit den Spaniern auf eine Doublone (circa 20 Rthlr.) anschlug und dafür auch bald darauf verkaufte.

Als geeignete Hafenplätze könnten vorläufig nur Ysabal, San Thomas, Omoa und Truxillo in Betracht kommen.

Allein sowohl der Errichtung von deutschen Handelsetablissemments, als dem Abschlusse und der Aufrechthaltung von Handelsverträgen treten hier Schwierigkeiten, Unsicherheit und Uebelstände aller Art entgegen, theils allgemeine, für den ganzen Complex der Republiken gültige, theils besondere, welche von solchen Unternehmungen wenig Nutzen hoffen lassen.

Im Allgemeinen tritt zunächst hervor die politische Gährung, in welcher sich die Staaten von Centralamerika seit länger als 20 Jahren befinden, und durch welche die inneren Zustände derselben einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen und jegliche Sicherheit des Besitzes und Handels fortdauernd gefährdet ist.

Bald ein Kaiserreich, bald eine Föderativrepublik, dann getheilt und vereinzelt, stehen sich in diesen Staaten die, von einem Theile der Geistlichkeit begünstigten, alten, aristokratischen und die, von der andern Hälfte des Priesterthums unterstützten, neuen, hyperliberalen Prinzipien, seit letzterer Zeit auch die einzelnen Rassen, feindlich, kampferüstet und voll spanischer Rachsucht gegenüber, und es läßt sich nicht absehen, wann und wie dieser Streit enden werde, welcher wohl noch viele Jahre lang in dem wechselnden Steigen und Fallen der einen und der andern Partei fortdauernde Wechsel des Gouvernements und der Staatsform herbeiführen, die innere Ruhe und Sicherheit stören und keinerlei Garantie für fremdes Besitzthum im Lande und für Verträge mit fremden Nationen möglich machen wird.

Demnächst ist der dort herrschende religiöse Fanatismus nicht aufser Acht zu lassen. Der Marquis Aycinena hebt es in seiner, vorher allegirten, den Abschlufs mit der belgischen Compagnie entscheidenden Rede an drei verschiedenen Orten ganz besonders hervor, dafs die Belgier mit den Bewohnern von Guatemala den gleichen Glauben theilten und denselben unter ihren Kindern nicht würden erlöschen lassen.

Endlich ist im Allgemeinen noch auf die Vexationen durch die dortigen Zolleinrichtungen hinzudeuten, welche dem dort ansässigen Fremden viel gröfsere Schwierigkeiten machen dürften, als dem eingeborenen Centralamerikaner. —

Im Speciellen aber hat sich Deutschland für die Hafenplätze Yzabal, St. Thomas und Omoa den Rang bereits durch die Belgier ablaufen lassen. Denn wie geringe Fortschritte die belgische Niederlassung zu St. Thomas bisher auch in der Verfolgung ihrer eigentlichen Zwecke gemacht hat, so ist aus Veranlassung ihrer Begründung doch eine direkte Verbindung zwischen jenen Hafenplätzen und Belgien in Gang gekommen, deren Vortheile die Belgier, so lange sich die Colonie in St. Thomas nur irgend erhält, bald richtig würdigen und schwerlich werden fahren lassen *).

Es scheint hiernach in der That von Errichtung deutscher Handelsetablissemments in den centralamerikanischen Häfen oder

*) Nach den Nachrichten, welche wir über St. Thomas theils auf der Mosquitoküste, theils in Belize, theils auf der Rückreise erhalten haben, und welche hier, auch bei nur oberflächlicher Erwähnung, vielleicht von einigem Interesse sein dürften, — liegt der gegenwärtige ungünstige Zustand dieser Niederlassung hauptsächlich in den getroffenen, sehr verfehlten Verwaltungsmafsregeln. Man soll eine grofse Menge von Beamten für äufserst wenige, eigentliche Colonisten, zum Theil mit hohem Gehalte, angestellt haben, welche lediglich von den Fonds der Compagnie zehren, sich mit Gesellschaften, Bällen und Musik nach Möglichkeit amüsiren, die Vormittage mit übertriebenen militairischen Uebungen ausfüllen, den Mädchen und Weibern der, in der Nachbarschaft ansässigen Karaien nachstellen, mit den Männern Händel anfangen, die Hütten der Indianer niederbrennen und endlich die Eingeborenen ganz aus der Nachbarschaft verjagt haben. Dieses Unwesen soll den Baron von Bülow, der nach Möglichkeit ein vernunftgemäfseres Verfahren herzustellen vergeblich bemüht gewesen ist, endlich bewogen haben, St. Thomas zu verlassen und nach Europa zurückzukehren.

Von geregeltm Ackerbau, von Viehzucht und Handel soll bis jetzt nicht die Rede gewesen sein. Man hat vielmehr das Vieh ohne irgend eine Beaufsichtigung in die Wälder getrieben, die Lebensmittel nur aus dem mit europäischen Vorräthen von Zeit zu Zeit versorgten Magazine bezogen, man hat eine Art Papiergeld eingeführt, und ist, anstatt irgend eine zweckmäfsige Beschäftigung vorzunehmen, lediglich militairischen Exercitien und den Vergnügungen nachgegangen.

Da sich Niemand dazu verstehen will, den Boden anzubauen, da die schwer

von Handelsverträgen mit den Republiken wenig Segen zu erwarten.

Ganz anders stellt sich die Sache dagegen, wenn auf der benachbarten Mosquitoküste in einem, unter deutschem Schutze stehenden, in Bezug auf Besitz- und Eigenthumsverhältnisse völlig gesicherten Landstriche an solchen Punkten Handelsetablissemments und Waarenniederlagen errichtet werden, welche mit dem Inlande der Republiken in bequemer, natürlicher Verbindung stehen.

Solche bequeme und natürliche Verbindungsstraßen bieten nun aber besonders die drei großen Ströme dar, welche durch die, jetzt auf der Mosquitoküste verkäuflichen Landgebiete fließen: der Segovia, Carthago und Patook, deren Mündungen zugleich Seehäfen sind.

gekränkten Karaien sich gänzlich zurückgezogen haben und weder Lebensmittel, noch Handelsartikel mehr herbeibringen, so soll schon mehrmals dringende Noth im Anzuge gewesen sein, wenn die Zufuhrschiffe von Belgien ungewöhnlich lange ausblieben.

Irgend gefährliche Krankheiten sollen sich bis jetzt, trotz der vielfachen Ausschweifungen, nicht gezeigt haben.

Obgleich wir diese Nachrichten größtentheils von Personen haben, mit welchen wir auf unserer Reise zusammentrafen, und welche direkt von St. Thomas kamen, so können wir die Wahrheit doch nicht verbürgen, wengleich diese Schilderungen sehr genau mit dem übereinstimmen, was uns ganz ehrenwerthe Leute in Belize mittheilten.

Das aber können wir aus eigener Kenntnifs als eine Thatsache anführen, das zwei große Schiffe, welche Güter für die Colonisten nach St. Thomas gebracht hatten, daselbst keinerlei Rückfracht in Bereitschaft fanden, sondern sich dieselbe zum Theil in Omoa, in Truxillo und endlich in Belize verschaffen mußten. Diese Thatsache läßt wenigstens einigermaßen auf den Zustand der Colonie schließen, über welchen nun wohl der nach Europa zurückgekehrte Baron von Bülow Näheres mittheilen und die oben angeführten Gerüchte bestätigen, berichtigen oder widerlegen wird.

Uebrigens war man in Belize selbst entschieden der Ansicht, das die belgische Colonie, trotz der jetzigen Uebelstände, sich dennoch halten und gedeihen werde, wenn das Conseil général, oder vielmehr das, aus demselben gebildete Directorium, dem die eigentliche Geschäftsverwaltung obliegt, noch rechtzeitig einschreite, die begangenen Fehler verbessere und hauptsächlich dafür Sorge, das man endlich Leute nach St. Thomas bringe, welche Lust haben, ihre Hände zur Arbeit zu gebrauchen.

Befänden sich an den Mündungen dieser drei Ströme, also am Cap Gracias a Dios, an der Carataska-Lagune und an der Patook-Mündung, feste, wohl assortirte Waarenniederlagen, so würden die Bewohner des Innern von Nicaragua und Honduras, anstatt theure englische Waaren auf beschwerlichen Landwegen von Truxillo, Omoa, St. Thomas und Yzabal, oder gar von Belize zu holen, sehr bald die bequeme, durch jene Flüsse dargebotene Wasserstrasse benutzen lernen, besonders wenn sie sich überzeugt hätten, dafs sie in den deutschen Niederlassungen auf eben so gute und wohlfeilere Bedienung für ihren Waarenbedarf und auf einen eben so guten, oder besseren Absatzmarkt für ihre Produkte rechnen könnten.

Dafs ein solches Verhältnifs im Verlaufe der Zeit auch bis auf Guatemala, San Salvador und weiter einwirken würde, ist nicht unwahrscheinlich, wenn man den Preisunterschied auch nur mäfsig in Anschlag bringt, der sich zwischen Belize und den deutschen Marktplätzen auf der Mosquitoküste naturgemäfs herstellen müfste.

Aus denselben Gründen würden die centralamerikanischen Hafenplätze an der Ostküste eine Verbindung mit solchen deutschen Niederlassungen viel lieber eingehen, als mit Belize, und der deutsche Kaufmann, der seine Waaren aus seinem Lager an der Mosquitoküste gegen Baarzahlung oder Colonialartikel absetzt, würde von der innern Gährung der Republiken, dem Fanatismus und den Zollsystemen derselben, in keinerlei Weise belästiget werden, da dies Alles dann fremde Schwierigkeiten wären, durch welche sich hindurchzuschlagen den Käufern anheimfiele, die auch unzweifelhaft besser damit umzugehen und dem Schaden besser auszuweichen verstehen würden, als deutsche, im Gebiete der Republiken ansässige, von den spanischen Bewohnern sicherlich stets mit Eifersucht und Ungunst betrachtete Kaufleute.

Es versteht sich ganz von selbst, dafs für diesen Verkehr

die an der Mosquitoküste anzulegenden Handelsetablissemments sich nicht auf solche Waaren allein beschränken könnten, welche wir in der obigen Liste, als für den indianischen Handelsverkehr passend, zusammengestellt haben, sondern dafs die Niederlagen dann sehr beträchtlich erweitert werden und alle Gebrauchs- und Luxusartikel enthalten müßten, welche — als begehrt und beliebt bei den spanischen Bewohnern von Centralamerika — in der kaufmännischen Welt genugsam bekannt sind.

Bei der Begründung einer deutschen Colonie an der Mosquitoküste würde ferner auch der künftige Ausfuhrhandel nicht auf diejenigen, schon jetzt gangbaren Artikel beschränkt bleiben, welche wir oben angeführt haben, und welche man jetzt von den Indianern eintauscht.

Zuckerrohr und Baumwolle wächst überall im Lande, Reis und Kaffe an vielen Stellen.

Dafs jetzt von diesen Artikeln nichts ausgeführt wird, liegt lediglich daran, dafs die Indianer nicht die geringste Mühe auf den Anbau verwenden.

Was wild wächst, bringen sie wohl zusammen, von allem dagegen, was angepflanzt werden muß, und einige Mühe und Sorgfalt erfordert, wird gerade nur so viel angebaut, als für den eigenen Gebrauch nothdürftig ausreicht.

Bei zweckmäßiger Begründung einer deutschen Colonie würde es aber gerade mit diesen Artikeln sehr bald ein anderes Ansehen gewinnen.

Zuckerrohr ist schon von den früheren englischen Colonisten mit dem besten Erfolge cultivirt worden *), und in Bezug auf den Kaffe, dessen Anbau viel weniger Mühe macht, ist bereits oben (Kap. IV.) bemerkt, dafs derselbe, bei einem geregelten Anbau, auf der Mosquitoküste wohl eben so gute Früchte liefern würde, als in Jamaica.

*) Vergl. History of Jamaica etc., I. p. 318.

In Bezug auf den Handelsverkehr bietet demgemäß das Mosquitoland und die Begründung einer deutschen Colonie in demselben in der That ein reiches und sicheres Feld für den kaufmännischen Unternehmungsgeist.

Angedeutet mag hier endlich auch noch werden, wie äußerst wichtig eine deutsche Besizung gerade auf der Mosquitoküste für den deutschen Handel sein würde, wenn der schon so oft projektirte Durchstich der Landenge von Panama wirklich zu Stande käme. Und daß dieses Projekt endlich zu Stande kommen wird, kann nach dem Ergebnisse der Untersuchungen, welche der nordamerikanische General-Consul für Centralamerika, Stephens, angestellt und neuerdings so klar dargelegt hat, kaum mehr bezweifelt werden.

„Die Länder von Mittel- und Südamerika“ — sagt ein bekannter Lehrer der politischen Oeconomie mit vollem Rechte — „sind größtentheils auf Production von Colonialartikeln angewiesen; nie können und werden sie es in der Manufakturindustrie weit bringen. Hier ist ein neuer und reicher Manufakturwarenmarkt zu erobern. Wer hier feste Verbindungen angeknüpft hat, kann für alle Zukunft im Besitze derselben bleiben.“

Dies ist ein durchaus wahres Wort, welches für Deutschland nicht unbeachtet und unbenutzt möge liegen bleiben.

Auch scheint es in der That endlich Zeit zu sein, daß Deutschland ein Wenig mehr die Augen öffne, von unfruchtbaren Theorien sich abwende und sich dafür die klägliche Nebenrolle ernstlich betrachte, welche es in dem großen Schauspieler des Welt Handels spielt.

Das von Jahr zu Jahr zunehmende Sinken unserer Rhederei und so manche andere Erscheinungen, welche in der letzten Zeit, trotz alles Segens des Zollvereins, sich genugsam fühlbar gemacht haben, scheinen ziemlich warnende Fingerzeige zu sein.

Faßt Deutschland nicht bald den Entschluß — und den Muth —

jenseits des Atlantischen Oceans einen sichern Markt für seine Manufakturwaaren zu gewinnen, den es, ohne fremde Zwischenhändler und ohne fremde Zwischenträger, direkt beschicken und zugleich einen eignen Markt, von welchem es wenigstens einen Theil seines Bedarfes an Colonialartikeln direkt heimbringen kann, — so wird sein Manufakturfleiß sich noch Jahrhunderte lang in beengten Schranken bewegen, mit vielfachen Calamitäten kämpfen und mit geringem Lohne zufrieden sein müssen, und sein Ausfuhr- und Einfuhrhandel wird nach wie vor unter fremdem Drucke hinsiechen und ewig die Rolle eines vormundeten Unmündigen fortspielen.

Handelswege.

Ueber die Handelswege auf der Mosquitoküste selbst ist schon im Vorstehenden das Nöthige genugsam berührt.

Wir erlauben uns hier nur noch einige kurze Andeutungen über die Fahrt von Europa nach der Mosquitoküste und über die Rückfahrt hinzuzufügen, indem darüber ganz neuerdings einige Bedenklichkeiten geäußert worden sind.

Für die ganze Reise von einem preussischen Hafen bis zu dem Hafen am Cap Gracias a Dios, bis zur Carataska-Lagune oder bis zur Mündung des Patook und zurück nach Europa, liegen die Schwierigkeiten hauptsächlich nur in der Fahrt über die Ostsee, durch die Nordsee und durch den Kanal. Hier ist der Schiffer ganz von der zufälligen Gunst oder Ungunst der Winde abhängig.

Die Fahrt über den Atlantischen Ocean dagegen und durch die Karaiben-See wird durch den Nordostpassat ganz außerordentlich begünstigt.

Als die nördliche Grenze des Passates wird zwar gewöhnlich der 30ste Grad nördlicher Breite angenommen, es ist aber eine ganz bekannte Thatsache, daß sich die Nordostpassate im

Sommer schon in der Nähe der portugiesischen Küste zeigen *). —

Die Rückreise von der Mosquitoküste über Jamaica würde, eben wegen des Passates, langwierig sein; durch den Kanal von Yucatan aber und durch den Golfstrom ist sie — mit Ausschluss einiger Monate — eben so sicher zurückzulegen, als die Hinreise, indem bekanntermassen an der Ostküste von Nordamerika die, vom Aequator her in den oberen Luftschichten wehenden westlichen Winde schon unter dem 30sten Grade nördlicher Breite herabsinken, woher auch die Fahrt von Nordamerika nach Europa im Durchschnitt viel schneller von statten geht, als die Fahrt von Europa nach Nordamerika**).

Besondere Rücksicht hat aber allerdings die Schifffahrt auf die sogenannten Sturmmonate zu nehmen, welche sich zur Rückfahrt durch den Golfstrom nicht eignen. Für den letztern soll die gefährlichste Periode der Monat September sein. An der Mosquitoküste selbst wehen die, der Schifffahrt hinderlichen, heftigen Nordwinde hauptsächlich von der zweiten Hälfte des November bis zur ersten Hälfte des Februar und sind am stärksten im Dezember.

Was demnächst die Strömungen in der Karaiben-See und die kleinen, felsigen Inseln anbetrifft, welche vor der Mosquitoküste liegen, und auf welche ebenfalls, als auf ein großes Hindernis der Schifffahrt hingedeutet worden ist, so können die-

*) Bei unsrer Ueberfahrt von Southampton über Madeira nach Barbadoes und von hier über Grenada und St. Domingo nach Jamaica (vom 2ten bis 30sten Mai c.) hatten wir nur an vier Tagen (nämlich am 12ten Mai unter 28° N. Br. und 26° W. L., am 15ten Mai unter 23° N. Br. und 35° W. L., am 16ten unter 22° N. Br. und 39° W. L., am 17ten unter 21° N. Br. 42° W. L.) südöstlichen, an allen übrigen Tagen östlichen oder nordöstlichen Wind, und bei der Fahrt von Jamaica nach Cap Gracias a Dios (vom 6ten bis zum 10ten Juni) durchaus Nordostwind.

**) Durchschnittlich gebrauchen die Pakethoote zur Reise von Liverpool nach New-York 40, zur Rückreise nach Europa aber nur 23 Tage. Dafs man mit Dampfbooten diese Reise in 10 bis 12 Tagen zurücklegt, ist bekannt.

selben allerdings für einen unerfahrenen und mit den nöthigen Seekarten und Meßinstrumenten nicht versehenen Schiffer gefährlich werden. An und für sich und für einen, seinem Fache gewachsenen Schiffer sind sie aber ganz unverhältnißmäßig weniger gefährlich, als die Klippen und Untiefen an der englischen und die Sandbänke an der belgischen Küste, schon aus dem einzigen Grunde, weil hier der Schiffer beständig den Wechsel des Windes zu befürchten hat, während er dort — mit Ausschluß der Winterzeit — mit völliger Bestimmtheit auf östlichen Wind rechnen kann.

Demnächst ragen alle diese kleinen Inseln mehr oder minder beträchtlich hervor und sind in bedeutender Entfernung sichtbar.

Das Meer zwischen denselben hat ein sehr tiefes Fahrwasser und bildet zwischen den Inseln und der Küste einen, circa 10 bis 35 englische Seemeilen ($2\frac{1}{2}$ bis $8\frac{3}{4}$ geographische Meilen) breiten und 7 bis 14 Faden tiefen, sicheren Kanal, in welchem eine unbedeutende, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ Knoten pro Stunde betragende Strömung von Süden nach Norden längs der Küste geht. Schiffe, welche von Osten, in der Richtung von Jamaica nach Cap Gracias a Dios, den gewöhnlichen Fahrweg nehmen und entweder zwischen den Inseln St. Andrews und Old-Providence, oder zwischen dieser letzteren und der Quita-Suenno-Bank durchgehen, können gerades Weges und mit gänzlicher Vermeidung der Inseln in diesen Kanal einlaufen.

Alles dieses wird durch einen Blick auf die Peilungskarten von Owen und Barnett vollständig klar, indem durch diese vortrefflichen Seekarten das Fahrwasser an der Mosquitoküste eben so vollständig bekannt geworden ist, als das Fahrwasser im Kanale von England.

Den schlagendsten Beweis für die Möglichkeit eines schnell-

len Verkehrs zwischen dem Vaterlande und jenen Gegenden von Westindien geben endlich Thatsachen, welche uns über Reisen einiger Stettiner Schiffe vorliegen.

Wir bitten um die Erlaubnifs, nur ein Beispiel anführen zu dürfen.

Das Barkschiff „die Camilla“, 174 Lasten grofs, Eigenthum des hiesigen Kaufmanns Albert Haase, geführt von dem Capitain H. Kleinwort:

ging von Swinemünde nach Bordeaux den 25sten October 1842, kam an in Bordeaux den 9ten November 1842, war mithin auf der Reise 13 Tage;

ging von Bordeaux nach Havanna den 20sten Januar 1843, kam an in Havanna den 6ten März 1843, war also auf der Reise 44 Tage;

ging ab von Havanna nach Cowes in England den 27sten März 1843, kam an in Cowes den 26sten April 1843, machte also die Reise von Havanna nach England in 29 Tagen;

ging ab von Stettin nach Havanna den 1sten Juni 1843, kam an in Havanna den 18ten Juli 1843, machte also die Reise von Stettin nach Havanna in 48 Tagen;

ging ab von Havanna nach London den 28sten August 1843, kam an in London den 6ten October 1843, machte also die Reise von Havanna nach London in 38 Tagen;

ging ab von Newport nach Havanna den 18ten December 1843, kam an in Havanna den 5ten Februar 1844, machte also die Reise in 47 Tagen.

Die andern Reisen sind mit derselben Schnelligkeit zurückgelegt.

Dafs nun die Fahrten von Europa nach der Mosquitoküste, selbst über Cuba, in nicht viel längeren Zeiträumen könnten gemacht werden, bedarf wohl einer weiteren Ausführung nicht.

Preussen hat kundige, tüchtige und muthige Seeleute genug, welche sich in der That vor einer Reise nach der Mosquitoküste,

trotz der Mosquitoinseln und der Strömungen in der Karai-
ben-See, welche bis auf die neuesten Untersuchungen allerdings et-
was fabelhaft erschienen, schwerlich scheuen werden.

Auch in Bezug auf die Schiffahrt ist demgemäÙ die Mosquito-
küste keinesweges ungünstig, oder gar so äußerst gefährlich
belegen, als man neuerdings hin und wieder sehr be-
stimmt behauptet hat.

Ganz anders stünde die Frage, wenn es darauf ankäme, Län-
der aufzusuchen, welche jenseits des Aequators bele-
gen sind, weil dann die Region der Calmen durchschifft wer-
den müßte, deren nördliche Grenze schon unter dem 8ten bis
10ten Grade nördlicher Breite anfängt, und in welcher lange an-
haltende Windstillen mit den furchtbarsten Gewitterstürmen wech-
seln, die den Schiffen leicht verderblich werden.

Stettin, den 31sten December 1844.

Fellechner. Dr. Müller. C. L. C. Hesse.
K. Pr. Regierungsrath. K. Pr. Kreisphysikus. Kaufmann.

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

—Aus Num. 30. Pag. 123. —Correo Semanario del Salvador.
San Salvador, Diciembre 24 de 1848.

BEILAGEN.

Del número 2 del Boletín Oficial de Honduras referente al la
forma dade por el ciudadano Guillermo Herrera al jefe del de-
partamento de Ulucabo que dice así:

—Del voc. acuerdo — Al Ciudadano Jefe Jendena de este
Departamento?

—Consignando con la orden y contenido que El se dirigió de nuevo para
que fuese a reconocer la zona de la Orba, con todo lo que se
requiera con independencia — a la 1.ª diga que le dae de cañales
dentros que lo leguero y sea ponida, en un punto ferial por
toda por la Hlra. Victoria. En el levante anca y fortificaciónes,
trabajando districionis y otros y otras operaciones de los
— y leguero — Superintendente de este establecimiento Sr.
Yaca, y en segundo Sr. Mierona. El punto de que se ha
de la dade indigena sobre el punto de la Orba. El número
de jente indigena que hay en este es de 15 personas; pero Sr.
Yaca me diga que se ha informado de un día a uno, districionis
faciles. A la 2.ª debe tener que el comercio que allí debe
ser en los Paños, Sacos y Sacos frías, sacos, ropas, pe-
tones y toda clase de mercaderías por sacos, leguero, sacos, sacos
sacos y toda produccion de aquella parte para solicitar que el
comercio con nosotros por sacos, leguero, sacos, sacos, sacos. De
esto lo que mas debe tener es cuando se trata para poder hacer
las ag. aguas feriles compost por lo que me parece que El debe

I.

Aus Núm. 30. Pág. 120. „Correo Semanario del Salvador“. San Salvador, Diciembre 24 de 1840.

ESTADO DE HONDURAS.

Del número 2 del Redactor Oficial de Honduras copiamos el informe dado por el ciudadano Guillermo Herrera al Jefe del departamento de Olancho que dice así:

„Del que subscribe — Al Ciudadano Gefe Intendente de este Departamento.“

Cumpliendo con la órden y comision que U. se sirvió darme para que fuese á reconocer la costa de la Criba, con todo lo demas que contienen sus instrucciones — A la 1.^a digo: que la clase de establecimientos que los Ingleses estan poniendo, es un puerto formal protegido por la Reina Victoria. En él levantan casas y fortificaciones, trabajando diariamante veinte y cuatro operarios fuera de los carpinteros y herreros. Es el Super-Intendente de este establecimiento Mr. Yace, y su segundo Mr. Miseñon. El punto en que están situados es donde antiguamente estaba el puerto de la Criba. El número de jente inglesa que hay reunida allí, es el de 15 personas; pero Mr. Yace me dijo que estaba aguardando de un dia á otro doscientas familias. — A la 2.^a debo informar: que el comercio que allí tienen es con los Payas, Sambos y Caribes trocándoles cuentas, espejos, peroles y todo jénero de mercería por sarza, jenjibre, cacao, cueros, carey y demá producciones de aquella costa: mas solicitan abrir el comercio con nosotros por ganados, quesos, cueros, dulce, azucar &c. pero lo que mas desean mercar es ganado hembra para poner haciendas en aquellos fértiles campos; por lo que me parece que U. debe

solicitar una providencia del Gobierno prohibiendo la introduccion de esta especie, para que siempre se vean en la necesidad de mercar novillos — A la 3.^a digo: que no tienen mas que un almacen todo de mercería; pero me dijo el Super-Intendente, que por momentos estaba aguardando grandes cantidades de ropa — A la 4.^a espongo: que por ahora no emprenden mas trabajos que la fábrica de casas para las doscientas familias que están aguardando y una goletilla que echaron al agua en los dias que yo estuve — A la 5.^a debo informar: que el fin con que ocupan aquella costa es el de poner córtes de maderas; pues segun informes que tomé, tienen córtes ya en Butuco y en el cabo de Gracias, como tambien el de poner un establecimiento como el de Belice. El derecho con que ocupan aquel territorio, espor compra que han hecho al rey de los Sambos, segun el documento que me enseñó el Super-Intendente; cuya venta se ha hecho en siete mil pesos y de cuya cantidad han entregado cinco mil: habraza el terreno vendido mas de 30 leguas de Norte á Sud, abrazando tambien toda la estencion de la laguna de la Criba que es de quince leguas; y desde allí hasta las orillas de Brus laguna se ajustará la cantidad que llevo dicha; y de Oriente á Poniente comprende mas de cuarenta leguas, pues es desde la orilla del mar hasta el embarcadero — A la 6.^a digo: que hay dos lugares proporcionados para habilitar un puerto, que son el del embarcadero y el de los encuentros del rio de Paon con el de Agalta; pero presenta la dificultad de entrar en litis con los Ingleses, por haber ellos mercado hasta allí, á mas de que el camino no es tan bueno para los Olanchanos, pues tienen que caminar (despues de haber atravesado el valle de Olancho) como treinta y cinco leguas por montañas ásperas y fragosas, pasando sesenta y tres veces el rio de Paon que es rio de mucha agua y mucha piedra hasta llegar al embarcadero: yo para llegar á este lugar he pasado inmensos trabajos y gastado treinta y seis pesos para medio abrir el camino; por lo que á mí me parece que el punto mas apropósito para abrir un puerto es en el rio de Guallape en un paraje que llaman los Chiflones, por muchos motivos: 1.^o Porque el puerto allí es ventajosísimo, no solo á los olanchanos, sino á los comayaguas, tegucigalpas y iuscaranes &c. pues estos pueden poner sus mercaderias con el centro del Estado, por un camino facil, varato y seguro, y los olanchanos pueden hacer su tráfico embarcados, porque el rio de Guallape es navegable desde los encuentros de Janan y Guallape, que es una legua distante de esta ciudad; y el de Guallambre, lo es desde

el Chichicaste, distante seis leguas de Danlí: 2.º Porque allí el puerto está defendido por naturaleza por no poder subir barcos de mayor porte de allí para arriba: 3.º Por que es una barrera que los ingleses no pueden avanzar con sus córtés, y de esta manera se aseguran todas aquellas maderas desde allí para arriba, y aun mucho mas abajo: 4.º Porque el comercio se puede hacer con mucha mas facilidad por tener el rio doble agua que Paon, pues desde los Chiflones para abajo, ya es bastante profundo, y el curso que lleva es un curso tortuoso, sin otras ventajas mas que tiene, y que por no ser prolijo no me alargo. — A la 7.ª digo: que son grandes las ventajas que puede proporcionar el comercio libre por este puerto, pues los ingleses desean hacerlo mercando cuantas producciones haya en Olancho, y los demas del Estado pueden hacer su tráfico con mas comodidad que no por Omoa y Trujillo por ser grandes las pérdidas que tienen en las montañas y rios peligrosos que hay que pasar: se evitan tambien de robos de bestias y ganado que hacen algunos perversos, pues no habiendo puerto ni aduana que los contenga, con facilidad se introducen sin quien les diga nada: yo he visto en la Criba y Plan-rio animales de fierros conocidos; por dondo he inferido ser efectivos los robos que digo. Los ingleses nos introducen por Paon y Guallape algunos efectos en pequeñas cantidades para que las vendan entre nosotros: yo he topado en Culmi á dos sambos, que el uno se decia ser cuñado del rey, los cuales traían algunos cabos de ropa, peroles y machetes y vendieron en el Dulce Nombre. En el embarcadero topé cinco que traían los mismos efectos, los que entraron hasta Catacamas: allí los espendieron, llevando en torno unas reses. — A la última, espongo: que la situacion jeográfica del puerto de la Criba, es conforme el plano que acompaño, bajo el número 1.º = Ahora paso á informar á U. sobre lo mas que observé y supe, segun lo que pude investigar: al segundo dia de mi llegada, ha entrado en aquel puerto una fragata de guerra procedente de Londres: su capitan entregó á Mr. Yace un pliego de la Reyna Victoria y una bandera, y le dijo que S. M. se habia dignado conceder á los sambos que usasen bandera en todos sus puertos y embarcaciones, y que mandaba que en los cuatro establecimientos que habia en aquella costa, se enarbolase dicha bandera, y que de este acto habia dado cuenta á todas las Testas coronadas y á la República conocida. La forma de la bandera es la misma que acompaño bajo el número 2.º — Tambien supe por boca del Super-Intendente que no solo era el esta-

blecimiento de la Criba, sino que habia otros tres mas, uno en el Limon, otro en Butuco y otro en cabo de Gracias: son los Super-Intendentes Mr. Brot, Mr. Rem, y Mr. Yace. Yo le quise persuadir que la compra que habian hecho era nula porque aquella costa siempre se habia tenido y reconocido por de la República del Centro: me contestó que no, que era del Rey de los sambos, y yo le reproduje, que los sambos no eran tenidos por nacion, que su Rey era un rey de baraja, pues ninguna potencia lo reconocia por Testa coronada, me contestó que aunque nadie lo reconociese, la Reyna de Inglaterra si lo reconocia y que lo habia de sostener á todo trance: que en prueba de ello aquella fragata iba á hacer una intimacion á la República de Colombia por haberse esta introducido en las tierras del sambo: que la Reyna le decia desocupasen aquellas tierras y no inquietasen á los mosquitos, y de lo contrario se veria en la precision de declararle la guerra: yo callé por no agriar el negocio en que andaba — Ví igualmente que del castillo y fuerte de S. José, que los españoles hicieron en aquel puerto, han sacado diez cañones, seis de á ocho y cuatro de á diez y ocho, de los cuales solo uno estaba picado, así mismo ví de la Criba para el lado del Limon hay seis poblaciones de Caribes; la mayor de ellas es Tacamacho y se me aseguró que para el lado de Butuco estaba toda aquella costa poblada de estas jentes = Es tanto el entusiasmo, Ciudadano Jefe, que hay en aquella costa hácia la Reyna Victoria que todos los sábados se juntan en la Criba sambos, caribes é ingleses á cantar alavanzas á esta Reina, y solo el nombre de Victoria causa la alegría de aquellas jentes = Conocí al Jeneral Laurí Rovinson, el que me mostró mucho cariño, y me mandó á decir reservado que deseaba hablar muy largo conmigo, pero que habia de ser sin que lo entendiesen los ingleses: yo quedé de ir á hacerle una visita á su casa que es en Plan-Riva: en efecto fui, pero se me agregó el Súper-Intendente, y no se apartó de mí en un dia y una noche que paramos en casa del Jeneral, por cuya causa no pudimos hablar. Yo creo que el inglés malició algo, por que supone que á Laurí no le habia gustado la venta de las tierras por cuyo motivo estaba llamado á Belice = Hemos perdido un potosí en perder la costa del Mosco: sus fértiles campos; sus llanuras inmensas, la feracidad de sus tierras, las muchas maderas que abundan en ella, causa embidia: pues segun lo ví, y los informes que tomé, se estienden sus llanuras hasta mas allá de cabo de Gracias. Yo no pude llegar mas que hasta Brus — La-

guna, y no pude pasar mas adelante por no tener dinero para alquilar una piragua y mantenerme. Hubiera querido registrar los demas establecimientos; pero me fue imposible, y tuve que regresar = Yo dedico á mi amada patria este corto servicio, y suplico á U. tenga la bondad de dispensarme la falta que hubiere cometido, constituyéndome su mas atento servidor q. b. s. m. = Guillermo Herrera.

Es conforme. Ministerio de relaciones del Supremo Gobierno — Comayagua, Octubre 14 de 1840 = Mónico Bueso.

II.

C o p y.

British Consulate General.

Leon, 24. Oct. 1842.

To the Chief of the supreme
Government of the State of Nicaragua.

Sir,

To the Government of H. B. M. there has been a complaint made by the State of Nicaragua, against the proceedings of the Superintendent of Belize at San Iuan in August 1841, when a Nicaraguan Officer was removed from that Port, conducted on board H. B. M. Ship Tweed, and afterwards disembarked at Cape Gracias á Dios.

Nothing can be more distant from the desire of the British Government, than that the proceedings of any British Officer should produce motives of complaint to any amicable State, and I as Representative of Great Britain in Central America have been desirous ever since my arrival at this Capital to discuss at first opportunity the occurrences at San Iuan, and am pleased to find that after a tranquil and impartial examination of them, the Government of Nicaragua will see that the proceedings of Colonel Mac Donald on that occasion, were not as has been stated with an intention to offend the State of Nicaragua, or to interfere arbitrarily with its authority.

The principal complaint made by Nicaragua is the infraction of the Territory, which they state belongs to that Government, but H. B. Majesty believes that the place from whence Mr. Quijano was

removed is Mosquito Territory, and not Nicaraguan, and there is something of notable importance in confirmation of this opinion; which since 1831, when the Authorities of Central America passed with their dispatches from the North, it made Middy the place, where the houses of Mr. P. Shepherd, a British subject, are situated.

With respect to the ignorance which the Government of Nicaragua entertains of the existence of the Mosquito State, the Government has probably forgotten that some years ago, I represented to the General Government of Central America, that Great Britain acknowledged the Mosquito State, and that she would not see with indifference, any usurpation of the Territory of a State, with whom she has been in alliance for a series of years. Besides, Spain, when she was in possession of these Countries, publicly acknowledged the Mosquito Nation, especially on one occasion, fresh in the memory of many persons who still live, when the Mosquito Prince visited San Salvador and Guatemala in 1797, and was received in every part with the honours and ceremonies due to a King by orders of the Spanish authorities, who paid all his expenses.

According to the evidence which exists in the British Colonial Archives, which are accessible to the public, the place from which Mr. Quijano was removed by Colonel Mac Donald is Mosquito Territory and not Nicaraguan, and the Government of H. B. Majesty has been informed with credibility, that the persons and property of British subjects were endangered by the actions and conduct of said Quijano, and as Colonel Mac Donald was informed that H. B. M. Government would not permit Usurpation in the territory of a State, which has existed under her protection for more than a Century, H. B. M. Government sees no just motive, why the State of Nicaragua should claim compensation.

It is true, that the Government of H. B. Majesty may have preferred the accustomed method of making Representations to the Government of Nicaragua for the improper conduct of her subordinate functionaries, but the Government of Her Majesty would not have been justified in exposing voluntarily the persons and properties of British subjects to robbery. It is to be regretted, that the Nicaraguan Officer at San Juan was so entirely unfit for the office he held, that to him in a certain degree may be imputed all the unhappy occurrences that have taken place.

The Government of H. B. Majesty has issued instructions to de-

mand of the Government of Nicaragua the cause, why Mr. George Bell and other four British subjects were detained by force, in September 1841 by the Authorities of this State, — having made representations to the British Government of the unjust detention of these persons (one of whom died in the confinement) having been detained by the Authorities of Nicaragua in retaliation for what occurred at San Iuan in the month before, but the explanations given by the Government of Nicaragua on the subject to the British Agents in Central America, took place before my return to this country.

I am disposed to consider, that the detention of Mr. Bell and his companions, was an act of indiscretion on the part of the subordinate functionary of Acoyapa, contrary to the desires and intention of the Supreme Government of the State of Nicaragua, and for the acknowledgment of which I take the first opportunity to ask,

It only remains for me to make known to the Supreme Government of the State of Nicaragua, that whatever assistance she may ask of H. B. M. Government towards arranging amicably any points that may be in dispute with her neighbours, at any time she will cordially give that assistance, as H. B. Majesty's Government has no other object in view, than to see other States and Nations in peace with each other, and with their neighbours, and in the entire enjoyment of free institutions, and a flourishing commerce.

I have the honour to be, Sir, etc. etc.

(signed) F. Chatfield.

Für die richtige Abschrift:

Fellechner, Dr. Mueller. C. L. C. Hesse.

Regierungsrath.

III.

C o p y.

Testamentary Deed executed by His Majesty Robert Charles Frederic.

I, Robert Charles Frederic, King of the Mosquito Nation, being mindful of the uncertainty of human life, do hereby declare, that in event of My death, it is My will and pleasure, that the affairs of My

Kingdom shall be continued in the hands of the Commissioners appointed by Me, upon the nomination of his Excellency Colonel Mac Donald, H. Majesty's Superintendent, to be by them managed, conducted and administered, under the sanction and approval of the said Colonel Mac Donald, with the functions and powers of Regent during the minority of My heir. —

— And that all and every the resolutions entered into and concluded upon by the said Commissioners in board and consultation assembled shall stand as permanent laws of My Kingdom — they the said Commissioners having full power to amend or alter them as may be expedient from time to time — saving and excepting the resolution, which establishes by My express desire, made to the said Commissioners, that the United Church of England and Ireland shall be the established Religion of the Mosquito Nation for ever.

— And I do constitute the said Colonel Mac Donald and the said Commissioners Guardians to My children, viz. the Princes George — William Clarence — and Alexander, and the Princesses Agnes and Victoria, charging them the said Colonel Mac Donald and the said Commissioners as Guardians that they do cause the said Children to be educated in the doctrines and discipline of the United Church of England and Ireland and that the expences of their support and education shall be defrayed out of the revenues of the Mosquito Nation.

And further that such annual allowance be made to Iuliana My Queen, as the Board of Commissioners, with power of Regents aforesaid may be able to appropriate to that purpose out of the revenues.

In case of the demise of the said Col. Mac Donald, the said Commissioners as Guardians and Regents aforesaid, shall apply to the Government of H. Majesty the Queen of Great Britain to fill up the vacancy occasioned by his death.

And further that in case of the demise of any one or more of the said Commissioners Guardians and Regents, the survivors of them with the concurrence of the said Colonel Mac Donald or his successor and successor approved as aforesaid under this deed, shall have liberty, power and authority to fill up such vacancy.

I also give to the said Colonel Mac Donald and to the said Commissioners power to add to their number as they may deem proper.

In publishing and declaring this My will and desire, I earnestly

entreat that Her Most Excellent Majesty the Queen of Great Britain will graciously continue that protection to My heirs and Nation, which My forefathers have so long received and which has preserved the peace and tranquility of My Dominions.

Given under My hand and seal at Government House, Belize, this 25. of February 1840.

(signed) R. C. Frederic,
King of the Mosquito Nation.

In presence of:

W. Maskall

Ia. Mac Donald

In. Young

W. Gentle

H. Symons

Judges of the Supreme Court of Honduras.

Revised and found a correct copy by

Ia. Stanislaus Bell.

Commandant etc. N. Blewfields.

We the undersigned attest and certify the foregoing to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, June 17. 1844.

A. Fellechner. Dr. Müller. C. L. C. Hesse. S. F. Haly.

IV.

C o p y.

Robert Charles Frederic by the Grace of God, King of the Mosquito Territory etc. To our trusty and well-beloved Matthew Henry Willock Esquire Greeting. We do by these presents constitute and appoint you to be Protector General of our Indian Subjects and to take rank in our Kingdom as such from the 25. May 1841. You are therefore carefully and diligently to discharge the duty of Protector General by doing and performing all and all manner of things thereunto belonging. And you are to give such orders and directions from time to time to the Sub. Protectors of our Indian subjects as may be deemed adviseable for the welfare and pro-

tection of our said subjects. Given at Cape Gracias à Dios the twenty fifth day of May 1841 in the seventeenth year of our reign.

(signed) Robert Charles Frederic.

Entered with the Secretary

S. T. Haly.

Matthew H. Willock

Esq. Protector General of the Indian subjects of the Mosquito Kingdom.

We the undersigned attest the foregoing to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, 17. June 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:

Fellechner. Mueller.

V.

C o p y.

Robert Charles Frederic by the Grace of God, King of the Mosquito Territory &c. To our trusty and well beloved Matthew Henry Willock Esquire Greeting. We do by these Presents constitute and appoint you to be Captain General of all and every part of our said Territory and to take rank in our Kingdom as such from the 25. May 1841. You are therefore carefully and diligently to discharge the duty of Captain General by doing and performing all and all manner of things thereunto belonging. Given at Cape Gracias à Dios the twenty fifth day of May 1841 in the seventeenth year of our reign.

(signed) Robert Charles Frederic.

Entered with the Secretary

S. T. Haly.

Matthew H. Willock

Esq. Capt. General of the Mosquito Kingdom and Territory.

We the undersigned attest this to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, June 17. 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:

Fellechner.

VI.

C o p y.

Honduras, ss.

The Board of Commissioners of the Mosquito Nation, with the approbation of His Excellency Alexander Macdonald, C. B. K. S. A. Colonel in Her Majesty's Army, Superintendent and Commander-in-Chief of all Her Majesty's Subjects settled in Honduras, &c. &c. &c.

To S. T. Haly Esquire, Greeting.

By virtue of the power and authority in us vested by His Majesty, the King of the Mosquito Nation, and reposing especial trust and confidence in your experience, conduct and fidelity, we have constituted and appointed, and by these presents do constitute and appoint you to be Commandante from Crouch River to Little North Creek including Man of War Kay in Lat. 13 North with all the reefs and kays adjoining. You are therefore as Commandante aforesaid carefully and diligently to discharge the trust reposed in you.

Given under my Hand and Seal at Arms, at Belize, Honduras, this twenty fourth day of February in the year 1840.

(signed) A. Macdonald.

Matthew Newport

Wm. Walsh

Wm. Cox

} Commissioners of the Mosquito Nation.

We the undersigned attest and certify the foregoing to be a true Copy.
Cape Gracias à Dios, June 17. 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:

Fellechner.

VII a.

Wörtliche Uebersetzung.

15 Sgr. Stempel.

Kund und zu wissen sei Allen jetzigen und noch zu kommenden (Menschen); dafs Wir Robert Carl Friedrich, König der Mosquito Nation, in Erwägung der Uns von Herrn Matthew Hein-

rich Willock Esq. und Arthur Alexander, beide aus London im Königreich Großbritannien, geleisteten und noch zu leistenden Dienste, aus Unserer eigenen besondern Gnade und Unserer gewissen Kenntniß und freiem Antrieb gegeben haben, und verliehen, und durch Gegenwärtiges, welches mit Unserem Siegel besiegelt ist, geben und verleihen Wir den genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, den ganzen dreieckigen Landesstrich oder Gebiet, erst durch eine Linie auf dem Meere grenzend, sich von der Mündung des Kleinen Schwarzen Flusses, sonst Tobuncana-Fluß genannt, längs der Seeküste nordwestlich erstreckend, und die Seeküste hinauf einschließend, bis zu einem Punkte, welcher durch das äußerste Ende einer Linie bis zum Meere reichend begrenzt werden soll, und welche Linie gerade Süd-Süd-West und Nord-Nord-Ost von einem Punkte, eine Meile von dem äußersten Westrande der Carratasca Lagun gelegen, den Lagun noch einzuschließen, und ihn dann von der östlichen Seite der gedachten Linie zu verlassen hat; diese Linie soll sich von dem erwähnten Punkt Nord-Nord-Ost bis zur Seeküste erstrecken, und Süd-Süd-West so weit im Binnenlande erstrecken, daß sie mit einer anderen Linie in einer Richtung gerade auf West bei Süd, von der Mündung des Kleinen Schwarzen Flusses, sonst Tobuncana-Fluß genannt, gezogen, zusammentrifft. Der Punkt, wo diese Linien, wie vorher erwähnt, von den beiden vorbesagten Punkten gezogen sind und zusammenstoßen, indem der eine Punkt eine Meile westlich am Carratasca Lagun, und der andere die Mündung des Kleinen Schwarzen, sonst Tobuncana Flufs, ist, soll die binnenländische (inländische) Grenze, Extremität und äußerste Ende dieser Verleihung (Schenkung) feststellen und beenden; immer dabei zu verstehen, daß wenn die vorbesagte Grenzlinie in ihrem Lauf die Linien irgend einer früheren Verleihung berühren, oder mit denselben zusammenstreffen sollte, die Linien der gegenwärtigen Verleihung alsdann dort sich endigen. — Sei es ferner kund und zu wissen, daß die gegenwärtige Schenkung in sich begreift oder enthält: alle urbare Ländereien, Wiesen, Weiden, Gewässer, Bäume, Hölzer, Unterholz, und den Grund und Boden derselben; Bergwerke, Mineralien, Steinbrüche, Wege, Ströme, Forsten, Jagden, Parke, Gehäge, Fischungen, Fischereien, und die Privilegien und Einkünfte der genannten Ländereien; oder irgend einen Theil derselben, welcher als einen Theil oder An-

theil (Stück) von und an deren Pertinenzien genannt und bekannt ist, mit allem Zubehör, für den besagten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren inne zu haben und zu besitzen, und Wir erklären hiermit, dafs es für den erwähnten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren oder Curatoren gesetzlich sein soll, auf den besagten Landesstrich oder Gebiet, Häuser und andere Gebäude zu errichten, und Fremde einzuführen, um sich auf den gedachten Landesstrich oder das Gebiet niederzulassen, anzubauen und zu colonisiren, und das Land oder Boden desselben zu cultiviren, und ferner; dafs es für den genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren gesetzmäfsig sein soll, so wie auch für die Einwohner des vorbesagten Gebiets, nach und von dem erwähnten Landesstrich hin und zurück zu passiren, und alle Flüsse und Gewässer, welche durch den besagten Landesstrich oder Gebiet laufen, oder damit in Verbindung stehen zu beschiffen und zu befahren, oder auch irgend einen Theil derselben; und das Bauholz oder Unterhölzer des erwähnten Landesstriches oder Gebietes zu fällen oder abzuhausen, und dasselbe zu besitzen, und wegzuführen, zu graben nach und zu miniren, um die vorgedachten Bergwerke, Mineralien und Steinbrüche zu erhalten, dieselben zu besitzen, und wegzuführen, und zu jagen und fischen, und den Ertrag dergleichen Jagd und Fischerei als ihre eigenen zugehörigen Güter, Hab und Gut, ohne Unseren und unserer Unterthanen, Einspruch, Klage oder Hindernifs wegzuführen. Und Wir erklären hiermit, dafs wir zu keiner Zeit künftighin den erwähnten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, oder den Einwohnern des besagten Landesstriches oder Gebietes, oder auf seine oder deren Ländereien, Güter, Hab und Gut, ohne die Einwilligung des genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, irgend eine Taxe, Auflagen, Abgaben oder Zölle legen, auferlegen, oder besteuern wollen, und dafs Wir und Unsere Unterthanen dieselben nicht belästigen, beunruhigen, noch beschwerlich fallen wollen; sondern vielmehr zu allen Zeiten Alles thun werden, was zu ihrer Hülfe und zu ihrem Schutze gereichen und dienen mag.

Sei es noch zu wissen, dafs der vorerwähnte Kleine Schwarze (Flufs), sonst Tobuncana-Flufs genannt, zwischen dem Falschen Cap und den Haupt-Cap-Flüssen gelegen ist.

Gegeben unter unserer Handschrift und Siegel zu Bluefields, diesen Vier und zwanzigsten Tag des Juni, im Jahre unseres Herrn Ein Tausend Acht Hundert und Ein und Vierzig, und im Siebenzehnten Jahre Unserer Regierung.

Robert Carl Friedrich. (L. S.)

Gezeichnet, besiegelt und übergeben
in Gegenwart unserer:

Peter Shepherd.

Wm. H. Ingram.

Tho. Nicholas.

George Bell.

I. H. Hooker.

Wm. Colvier.

Wm. Willock.

Eingetragen in dem Registratur-Buche
der Canzlei zu Bluefields.

William Colvier.

Hier folgt eine Landkarte und dann:

Sei es hiermit Kund und zu wissen; dafs am Vier und zwanzigsten Tag des Juni im Jahre Unsers Herrn Ein Tausend Acht Hundert und Ein und Vierzig, wurden die hierin erwähnten Ländereien und andere Erbgüter, welche den hierin gedachten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander von dem besagten Robert Carl Friedrich verliehen, und womit sie belehnt sind, von den gedachten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander friedlich und in ruhigen Besitz genommen, und in unserer Gegenwart als giltig den besagten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren auf ewige Zeiten übergeben.

Peter Shepherd. Wm. H. Ingram. Tho. Nicholas.
Geo. Bell. I. H. Hooker. Wm. Colvier. Wm. Willock.

Auf der Rückseite steht:

Robert Carl Friedrich

König der Mosquitoküsten

an

Willock Matthew Heinrich

und A. Alexander

Patent

oder

Landverleihung.

Eingetragen am 2. November 1841.

dmr.

Im Emolumenten-Amte einregistrirt am 2. November 1841.

Lib. 39. Folio 135.

Extr. W. S. P. & M. B.

Wm. G. Stewart, Secretair.

Dafs vorstehende Uebersetzung wörtlich von mir aus dem angefügten englischen Document ins Deutsche übertragen worden ist, bescheinige ich der Wahrheit gemäß durch meine Namensunterschrift und Beidrückung meines Amtsiegels.

Berlin am 9. August 1843.

Prof. G. H. Burckhardt.

(L. S.)

Vereideter Translator im Departement
des Königl. Kammergerichts.

VII b.

C o p y.

Know all Men present and to come that We Robert Charles Frederic, King of the Mosquito Nation in consideration of the services to us and our said Nation hereafter to be rendered by John Sebastian Renneck of the city of London in the Kingdom of England, Merchant, and of the sum of one thousand Spanish Dollars, to us paid by the said John Sebastian Renneck, the receipt whereof we do hereby acknowledge, of our special Grace and own free motion have given granted and confirmed and by these Presents Sealed with the Seal of our Realm, Do give grant and confirm unto the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns, All that River Patook, situate and being in or about latitude 15° 48 north and longitude 84° 14 west and distant forty English miles from the mouth of a certain River in our said Realm commonly cal-

led the Black River on the east south east side thereof, together with all that Tract or District of land adjoining the said River Patook to wit ten English miles to be computed from each bank of the said River backwards from the mouth of the said River Patook up to the Spanish limits; (The latitude and longitude and bearings herein before stated having been taken from the late chart of Commander Owen's survey.) Together with all arable Lands, Meadows, Pastures, Waters, Trees, Woods, Underwoods and the Ground and Soil thereof waters, watercourses, land covered with water, Mines, Minerals, Quarries, Forests, Chases, Parks, Warrens, Huntings, Fishings, Fisheries, Fowlings, Ways, Customs, Tolls and Duties to the said lands or any part thereof in any wise appertaining or belonging or of the same or any part thereof deemed or known as part or member with their and every of their appertences, To have and to hold the same unto the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns for ever, and we do hereby declare that it shall and may be lawful for the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns and the inhabitants of the said Tract or District freely and all times to pass an repass to and from the said lands herein before granted and to navigate all Rivers and Waters communicating therewith without the let or hindrance of us or any of our subjects, and to introduce Foreigners to settle upon and colonize the said Tract or District and to cultivate the lands thereof. And Moreover that it shall be lawful for the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns in and upon the said lands to erect any Houses and Buildings which to him shall seem meet and to mine for and get the said minerals and to carry away the same and to cut down and carry away all timber and underwood and to hunt and fish and carry away the produce of such huntings and fishings as his and their own proper Goods and Chattels. And further that it shall be lawful for the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns to impose and levy all such reasonable Dues, Customs and Taxes upon the inhabitants of the said Tract or District and upon the Merchandize or Goods into or upon the same imported or exported which shall be used or accustomed among European Nations. And lastly, we do declare that we will at no time hereafter impose or levy any dues, customs or taxes upon the inhabitants of the said Tract or District or their Lands, Goods and Chattels, or upon the Merchandize or Goods into or from the same imported or exported without the

consent of the said Iohn Sebastian Renneck his heirs or assigns and that we and all our subjects will do all things which may cherish and support the same.

Given under our hand and the seal of our Realm this twentieth day of September one thousand eight hundred and thirty eight.

(signed) Robert Charles Frederic.

Signed sealed and delivered in the presence of:

(signed) Iamas Bowden.

George R. Brown.

George Peddie.

Edward Davies.

Be it remembered that on the twentieth day of September one thousand eight hundred and thirty eight peaceable and quiet possession of the lands and other Hereditaments within mentioned to be granted and enfeoffed was taken and had by the within named Iohn Sebastian Renneck and by the said Robert Charles Frederic delivered to the said Iohn Sebastian Renneck, to hold to the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns for ever, in the presence of us —

(signed) Iamas Bowden.

George R. Brown.

George Peddie.

Edward Davies.

I hereby certify that the above is a correct Copy of the Original Grant.

(L. S.) (signed) Geo. Upton. 20. January 1845. London.

I hereby certify that the above signature is Mr. G. Upton's.

(L. S.) (signed) George A. Brown.

I hereby certify the signatures of Mess. George Upton and George A. Brown. 21. January 1845.

(L. S.) (signed) L. Busson du Maurier.

I hereby certify that the above signature is Mr. L. Busson du Maurier's. Berlin 27. January 1845.

(L. S.) (signed) Br. C. d'Hanens, Lawful Attorney.

VIII.

„Description of the District of Patook.“

The land at the mouth of the Patook River, that is the sea coast, is mostly pasture land which extends to the limit of the grant on each side of the River with the exception of about a mile of woodland at Twakoonta Creek, there are however various ridges or clumps of woodland on which the natives make a few plantations, but owing to the quantity of Cattle in the Savannah they generally make their plantations at short distances up the river, as they would at the mouth have to erect strong fences to prevent the Cattle, trespassing on the plantations. The soil is black and very fertile and unlike some savannahs on the sea coast is not swampy. There is a small village of Mosquito men at the River-mouth chiefly descendants of Blacks. The natives grow Sugar-Cane, Tobacco, Plaintains, Casada, Iams, Sweet potatoes, Arrow root and Rice &c. but only for their own consumption. The land on each side of the River is Woodland and the soil very rich; about 35 miles up there is a very extensive pine ridge on which there is a large settlement of Mosquitians. The Mountainous part of the River is inhabited by Indians only, a hard working mild and inoffensive race that would be of great assistance to new settlers. On leaving this Pine ridge you soon meet the Woodland again and the same rich soil as at the entrance of the River which continues almost to the Spanish boundaries. There is a great variety in the Soil, in some parts there being red clay, loam &c. and in others black mould, but all rich virgin soil, and fully adapted to the cultivation of Sugar, Coffee, Cacao, Cotton, Indigo &c. There are no hills of any great magnitude for a considerable distance up the river, the land however rises gradually from the mouth. The River is deep for many days journey up and entirely free from falls or rapids until you reach the high mountains near the Spanish Territory and these falls not at all heavy. The Forests on each side of this beautiful river abound in Mahogany, Cedar, Santa Maria, Rose wood, Palm mulatto or Zebra wood, Neesberry bullet Tree, Axe Master, Sumwood and other hard woods, fancy woods and valuable timbers for House and Ship building, Millwork, Cabinet ware &c. &c. and the extensive Pine ridges furnish an inexhaustible supply of pine wood, and oak in considerable quantity, where Saw

mills might be most advantageously established for supplying lumber for building and exportation. Saw mills might also be erected for squaring Mahogany and Cedar so as to economise the labour of manufacturing with the axe, the present expensive mode of preparing these woods for a market. When I (Haly) was in Belize about six months ago I had proposals from several Mahogany Cutters for putting gangs in Patook to fall Mahogany paying me a certain sum per tree, though I could not remain there long enough to conclude. I have no doubt many cutters will be found ready to treat at six dollars per Tree on an average, the rate demanded by the Central Americans for wood cut in their limits being from five to ten dollars according to the distance from the water. Exclusive of woods the Forests produce abundance of Sarsaparilla (which might be collected in great quantities by employing Indians and Spaniards to dig it), Gum Copal and Caoutchouc and many other gums and balsams which only require the Botanist to point out to bring them to light and render them valuable articles of commerce; as the Venelli grows wild at Cape Gracias à Dios and many other parts of the Mosquito Shore there can be little doubt but it would be found in Patook district, at all events it can be always transplanted into it. As this river may be easily rendered navigable for Steamers of a light draft of water to the Spanish boundaries, or at least to the foot of the Falls, it is the best river on the Mosquito Shore (except the San Juan de Nicaragua which is only preferable for being about one fourth of the length) for commercial intercourse with the interior; the head of the River leads to the high roads of the principal commercial and mining towns of Honduras, San Salvador, Nicaragua &c. and should a commercial town be established at the mouth, so that the Spaniards could obtain a general assortment of Merchandise similar to Belize, this place would in a very short time become one of the greatest commercial depots on this side the Pacific. A short distance from the Mouth is a Creek called Toomtoom, which connects Brewers Lagoon with this River, the whole course of the latter is intersected with branches and Creeks which will afford most convenient water communications with different parts of this district. The bar at the river mouth has not been sounded lately, but had at least nine feet when last sounded, inside there is water for Merchant ships of heavy draught. At the commencement of the last American war a Mr. Boggs loaded an American Brig with Mahogany inside the river; were a

pier or breakwater run out, the bar might be deepened to admit vessels of considerable draught, and stone might be brought by means of a railway from the nearest quarries to the coast to build it; in the mean time vessels could lay out side the bar and small Steamers as lighters might receive thier Cargoes and land them inside. Patook from it geographical position is the best situate for loading off the bar of any River to the Westward, Patook point trending so abruptly to the Southward in case of a North setting down a Vessel by getting under weigh is directly clear of a lee shore and has a fair wind for the Cape where she could lay till the North ceased and have then a fair wind to return to the Cape, the run from Patook to the Cape with a fair wind occupis about 15 hours. The four months Season of the Norths are from October to March. A canal communication at a comparative light expense owing to the numerous lagoons, creeks and rivers intersecting the country might be formed between Black River and Blewfields, in the neighbourhood of San Iuan de Nicaragua, which would enable the Merchants and others of Patook to carry on a considerable bartering traffic with their neighbours to the Southward and Westward. It takes 17 days to travel from the mouth of the River to the Spanish limits, at 30 miles per day the usual rate of travelling, gives 510 miles the length of the River within the Grant and 10 miles from each bank gives 10,200 square miles or six million 528 thousand Acres.

We the undersigned do agree to the foregoing description of the District of Patook — Cape Gracias à Dios 18. July 1844.

S. T. Haly. Wm. Upton. John Deacon.

IX.

Bericht über die entomologische Sammlung der Expedition nach der Mosquitoküste.

Die entomologische Beute der Expedition hat sich hauptsächlich auf Koleopteren (Käfer) beschränkt. Wegen Kürze der Zeit hat das mitgebrachte Material bisher noch nicht einer genauen wissenschaftlichen Prüfung unterworfen werden können, weshalb man sich daher für

jetzt nur auf die nachfolgende allgemeine Uebersicht hat beschränken müssen.

Im Ganzen hat — nach der mitgebrachten Sammlung zu urtheilen — die Insekten-Fauna des Mosquitolandes große Analogie mit der vom benachbarten Central-Amerika und von Mexiko.

Von Koleopteren wurden gesammelt aus den Familien:

Cicindelidae: 1 Art der Gattung *Megacephala* Latreille. (Die mitgebrachte Art ist nahe verwandt der *Megacephala carolina* Linné, vielleicht von ihr nicht einmal verschieden.)

Carabici: 1 Art der Gattung *Harpalus* Latr. und 1 der Gattung *Selenophorus* Dejean.

Hydrocanthari: 2 Arten von *Colymbetes* Clairville; — 1 Art von *Laccophilus* Leach; — 1 Art von *Hydrocanthus*? Say.

Sternoxi: 2 Arten *Actenodes* Dej.; — 1 Art *Agrilus* Meg.; — 1 Art *Brachys* Dej.; — 1 Art *Agrypnus* Eschsch.; — 2 Arten *Pyrophorus* Illiger. Die größere Art hiervon, welche dem *Pyrophorus pyrophanes* Germar nahe steht, zeichnete sich durch besonders hellen Lichtschein aus. — 1 Art *Chalcolepidius* Eschsch.; — 4 Arten *Cardiophorus* Eschsch. (eine oder die andere derselben mag einer anderen nahe verwandten Gattung angehören); — 1 Art *Cryptohypnus* Eschsch.

Malacodermi: 5 Arten von *Lampyris* Linné; — 2 Arten *Scyrtes* Illiger; — 1 Art *Telephorus* De Geer; — 1 Art von *Dorcatoma* Herbst (nämlich *D. serricornis* Schönh.); — 1 Art von *Dermestes* Linn.; — 1 Art von *Attagenus* Latr.

Lamellicornes: 1 Art *Copris* Geoffroy (nämlich die auch in Mexiko heimische *C. denticornis* Klug); — 1 Art *Psammodytes* Gyllenhal; — 2 Arten von *Dynastes* Kirby (nämlich der durch Größe ausgezeichnete *D. Elephas* Fabricius, vielleicht der größte Käfer überhaupt. Unter den mitgebrachten Stücken dieses Käfers fanden sich auch einige kleinere Männchen mit verkürztem Kopfhorne, wie dergleichen Abänderungen auch bei anderen Arten der Dynastiden, z. B. bei *D. Typhon* Fabr., vorkommen. — Aufser dem *D. Elephas* fand man auch den *D. Hercules* Linné, jedoch nur in einem Exemplare). — 1 Art von *Chalepus* M. Leay; — 2 Arten von *Rutelula* Latr.; — 1 Art von *Macraspis* M. Leay; — 1 Art von *Geniates* Kirby; — 3 Arten von *Anisoplia* Meg.; — 1 Art von *Passalus* Fabr. (nämlich der *P. interstitialis* Eschscholtz, Percheron.)

Melasoma: 1 Art der Gattung *Scotinus*? Kirby; — 1 Art von einer wahrscheinlich noch unbeschriebenen Gattung, *Crypticus* Latr. nahe stehend; — 1 Art von *Heliopates*? Dej.; — 1 Art von *Iphthinius* Dej.; — 1 Art von *Tenebrio* Linn.

Stenelytra: 1 Art von *Paecilesthus* Dej.; — 1 Art von *Allecula* Fabr.; — 1 Art von *Cistela* Fabr.; — 2 Arten von *Asclera* Dejean.

Trachelides: 1 Art von *Mordella* Linn.

Taxicornes: 1 Art von *Cerandria*? Dejean.

Rhynchophora: 3 Arten von *Bruchus* Linn. (*Divisio Caryedus* Schoenh.); — 1 Art von *Cratoparis* Schoenh.; — 1 Art von *Araeocerus* Schoenh. (nämlich *Araeoc. coffeae* Fabr.); — 1 Art *Brenthius* Fabr.; — 1 Art von *Cyphus* Schoenh. (und zwar *C. diadema* Fabr.); — 2 Arten von *Tychius* Germar.; — 1 Art von *Laemosaccus* Schoenh.; — 1 Art von *Strongylotes* Schoenh.; — 2 Arten von *Chalcodermus* Schoenh.; — 1 Art von *Centrinus* Schoenh.; — 1 Art von *Baridius* Germar.; — 1 Art von *Sphenophorus* Schoenh. (und zwar der *Sph. sericeus* Oliv.); — 1 Art von *Rhynchophorus* Herbst, und zwar der *Rh. palmarum* Fabr.; — 1 Art von *Sitophilus* Schoenh. (*S. oryzae* Fabr.)

Xylophaga: 1 Art von *Bostrichus* Fabr.; — 1 Art von *Lyctus* Fabr.; — 1 Art von *Trogosita* Olivier.

Longicones: 1 Art von *Malodon* Serville; — 1 Art von *Trachyderes* Dalman; — 1 Art von *Chlorida* Serville; 1 Art von *Eburia* Serville; — 1 Art von *Elaphidion* Serv.; — 1 Art von *Rhopalophora*? Serv.; — 1 Art von *Stenygra*? Serv.; — 1 Art von *Amniscus* Dej.

Cyclica. Von einer wahrscheinlich neuen Gattung mit knopförmig endenden Fühlern, 1 Art; — Von der Gattung *Uroplata*? Chevrolat, 1 Art; — desgleichen 1 Art der Gattung *Cyrtionota* Chevrolat und 1 Art der Gattung *Coptocycla* Chevr.; — 2 Arten der Gattung *Diabrotica*? Chevr.; — 2 Arten der Gattung *Omophoita* Chevr.; — 2 Arten der Gattung *Colaspis*; — 1 Art der Gattung *Eumolpus* Kugelann (nämlich der *E. nigritus* Fabr.) und 1 Art der Gattung *Haltica* auctor. — 2 Arten der Gattung *Chlamys* Knoch; — 4 Arten der Gattung *Pachybrachis* Chevr.; — 2 Arten der Gattung *Clythra* Laycharting; — 1 Art von *Cladophila*? Chevr.

Dimera: 2 Arten der Gattung *Coccinella* Linn. (eine die *C. sanguinea* Fabr.); — 3 Arten der Gattung *Brachyacantha* Chevrolat; — 1 Art der Gattung *Chilocorus* Leach.

Außerdem wurden mehrere Arten von Land- und Wasserwanzen, Cicaden, Scolopendaren und dergl. mitgebracht.

Stettin, im Februar 1845.

Schmidt,

Geheimer Regierungsrath und Vorstandsmitglied des entomologischen Vereins.

X.

Ueber die Sprache der Mosquito-Indianer.

Die nachfolgenden Bemerkungen werden hier ganz unverändert so wiedergegeben, wie sie im Mosquitolande selbst niedergeschrieben sind. Nur einigermaßen geordnet ist das Material, welches allerdings sehr bunt durch einander lag. Zu jeder anderweiten Bearbeitung fehlte es dem Verfasser an Zeit, — auch an Geschick und an genügend gründlichen Sprachkenntnissen.

So geringfügig das hier gebotene Material auch ist, so hat die Sammlung desselben doch manche Mühe verursacht. Denn obgleich einige an der Küste ansässige Engländer Hülfe boten, und namentlich Capit. Haly zu Cap Gracias à Dios einige von ihm früher niedergeschriebene Bemerkungen über die Mosquitosprache bereitwillig hergab, so überzeugten wir uns doch bald, daß die Aussprache der dortigen Engländer sehr ungenau ist, und daß die Art und Weise, wie dieselben die Worte der Mosquitosprache zu schreiben pflegen, große Irrthümer in Bezug auf die Aussprache herbeiführt. So sind auch die meisten Mosquitowörter, welche Thomas Young seinem vorstehend oft allegirten Werke im Anhange beigefügt hat, so unrichtig geschrieben, daß man kaum eine Aehnlichkeit herausfinden kann, wenn man dieselben von einem Indianer aussprechen hört.

Wir sind daher in Bezug auf die Aussprache und die Bedeutung der Worte überall auf die Indianer selbst zurückgegangen, was bei ihrer unvollkommenen Kenntniß der englischen Sprache, vermittelt welcher wir uns ihnen allein verständlich machen konnten, keine geringen Schwierigkeiten verursachte.

Auch konnten auf diesen, unserm Auftrage ganz fremden Gegenstand nur wenige Mußstunden verwendet werden.

Wir hätten wahrscheinlich besser daran gethan, in dem hier Dargebotenen die Erörterungen über Ableitung, Verwandtschaften u. s. w.

ganz fortzulassen. Dieselben ergaben sich aber bei den Sprachunterhaltungen mit den Indianern ganz von selbst und wurden sogleich niedergeschrieben, um uns die Sache etwas klarer zu machen und hauptsächlich um Anhaltspunkte für unsere weiteren Fragen zu gewinnen. Da sie nun einmal mit dem eigentlichen Material verflochten waren und ihre Ausmerzung eine Umarbeitung des Ganzen würde erfordern, so sind sie hier mit stehen geblieben, so gut oder so schlecht sie sein mögen. Da wir nicht den geringsten Werth darauf legen und mit größter Offenheit bekennen, daß wir in wissenschaftlicher Sprachforschung völlige Laien sind, mithin sicherlich vielfach werden geirrt haben, so mögen Männer vom Fache wenigstens kein Aergerniß daran nehmen. Es ist uns nicht unbekannt, daß die Bibliotheca Americana einen reichen Schatz von indianischen Sprachen nachweist. Vielleicht ist darin auch schon der Mosquitosprache gedacht. Es fehlte uns aber an Zeit und Gelegenheit auf jene Quellen zurückzugehen und Vergleichen anzustellen. Wir können hier nur geben, was wir selbst gesammelt haben, und wir geben es so, wie wir es aufgefaßt und verstanden haben.

In Bezug auf die Aussprache bemerken wir hier noch schließlic, daß die meisten Mosquitowörter den Ton auf der vorletzten Sylbe haben. Ausnahmen von dieser Regel haben wir stets genau bezeichnet. Eine Schriftsprache haben die Mosquitos nicht.

B u c h s t a b e n.

Mit Ausnahme des F, X (ks) und Z scheinen alle Buchstaben der deutschen Sprache vorzukommen. Wo in englischen Wörtern F steht, setzen die Mosquitos P, z. B. statt beef, beep, statt for, por. Nur in dem Worte five sprechen die Indianer das f wie ein scharfes v aus, und verwandeln das v am Ende in p, also veip. Statt x und z setzen sie ein scharfes s. Eigenthümliche Kehllaute kommen nicht vor.

Auffallend sind uns folgende Diphtonge erschienen: $\tilde{u}a$, $\tilde{u}i$, $\tilde{u}o$, in welchen das u fast wie das englische w klingt, und beide Vokale so in einander verschmolzen werden, daß der zweite deutlich durchzuhören ist; — ferner $\widehat{u}ai$, z. B. $\widehat{q}uai$ (eine Sylbe) das Ruder; ferner $\tilde{a}o$, dessen Aussprache zwischen a und o schwebt, z. B. $\tilde{a}ossa$, die Axt; — ferner $\tilde{o}a$, bei dessen Aussprache beide Vokale in einander verschliffen werden, z. B. $\tilde{w}o\tilde{a}ll$ zwei, $\tilde{w}o\tilde{a}lla$ - $\tilde{w}o\tilde{a}lla$ einige.

Das *s* am Anfange ist immer scharf, in der Mitte bald scharf, bald weich. In allen Mosquitowörtern, welche hier angeführt werden, ist das scharfe *s* in der Mitte durch *ss* bezeichnet. Jedes hier angeführte Mosquitowort ist nicht eher niedergeschrieben worden, als bis es uns von mehreren Indianern langsam vorgesprochen, von uns wiederholt und unsere Aussprache von den Indianern für richtig erklärt worden war. Bemerket sei noch, daß die Worte ohne Ausnahme vorn im Munde gebildet und klar, ohne irgend ein Verschlucken einzelner Sylben oder Vokale, ausgesprochen werden.

Artikel.

Die Sprache hat weder den bestimmten, noch den unbestimmten Artikel. Für den letzteren wird das Zahlwort *kúmi*, eins, gebraucht, welches hinter dem Substantivum steht. Z. B. *weikna kúmi*, ein Mann, *meirin kumi*, eine Frau. *Kumi* wird dann folgendermaßen declinirt:

Nom.	<i>kumi</i>
Gen.	<i>kumi-wína</i> oder <i>kumi-dúkia</i>
Dat.	<i>kumira</i>
Acc.	<i>kumi</i>
Abl.	<i>kumi winára.</i>

Z. B.:

Nom.	<i>weikna kumi</i> ein Mann
Gen.	<i>weikna kumi-wína</i> oder <i>dukia</i>
Dat.	<i>weikna kumira</i>
Acc.	wie Nominativ
Abl.	<i>weikna kumi-winára.</i>

Das männliche Geschlecht wird bezeichnet bei Menschen durch Hinzufügung von *weikna*, bei Thieren von *weinátka*; das weibliche Geschlecht bei Menschen und Thieren durch Hinzufügung von *meirin*.

Das Geschlechtslose hat keine besondere Bezeichnung.

Beispiele: *Lupia* heisst ein Kind (im Verhältnisse zu den Eltern) ohne Rücksicht auf das Geschlecht; *lupia-weikna* ein Sohn, *lupia-meirin* eine Tochter. *Tukta* heisst ein Kind (infans, in Rücksicht auf das Alter); *tukta-weikna* ein Knabe, *tukta-meirin* ein Mädchen.

Bip (aus dem englischen *beef corrupt*) ein Rind; *bip-weinatka* ein Stier, *bip-meirin* eine Kuh. — *Callila* ein Huhn,

callila - weinatka ein Hahn, callila - meirin eine Henne. —
(Spanisch? —)

Substantiva.

Die Declination sämtlicher Substantiva geschieht nur nach einer Form in folgender Weise:

Singular.

1) Im Genitiv wird dem Substantivum dukia angehängt. Das Wort dukia — wenn es nicht etwa blofs eine Beugungssylbe ist — hat an und für sich keine Bedeutung, sondern wird nur zur Bezeichnung des Genitivs gebraucht. Es giebt aber ein Verbum dukieia „sollen“, von welchem die 2te Pers. Singul. des Imperativs „dukia“ heifst. Vielleicht daher? —

2) Der Dativ wird gebildet durch Hinzufügung der Sylbe ra zum Nominativ.

3) Der Accusativ und Vocativ lautet stets wie der Nominativ.

4) Der Ablativ wird gebildet durch Hinzufügung von winara (zum Nominativ). Auch winara hat an und für sich keine Bedeutung.

Plural.

Im Plural wird zunächst durch alle Casus, mit Ausschluss des Dativ, nanni als Bezeichnung der Mehrzahl hinzugefügt, woran im Genitiv dukia, im Ablativ winara gehängt wird. Im Dativ verwandelt sich das nanni des Nominativs in nannira, also wieder die Sylbe ra, wie im Singular.

Beispiele:

Singular.

Nom. weikna der Mann

Gen. weikna - dukia

Dat. weiknara

Acc. wie Nominativ

Abl. weikna - winara.

Plural.

Nom. weikna - nanni

Gen. weikna - nanni - dukia

Dat. weikna - nannira

Abl. weikna - nanni - winara.

Singular.

Nom.	meirin	die Frau
Gen.	meirin-dukia	
Dat.	meirinra u. s. w.	wie bei weikna.

Plural.

Nom.	meirin-nanni u. s. w.
------	-----------------------

Singular.

Nom.	pullpull	der Schmetterling
Gen.	pullpull-dukia	
Dat.	pullpullra u. s. w.	

ohne Plural.

Viele leblose Dinge, ferner sehr kleine Thiere, Insekten u. dergl. haben keinen Plural; die Zahl geht entweder aus dem Zusammenhange der Rede hervor, oder es wird úga „viel“ hinzugefügt.

Wenn zwei Genitive auf einander folgen, scheint die Construction schwerfällig und undeutlich. Z. B.:

„die Tochter des Freundes meines Vaters“
wird folgendermaßen ausgedrückt:

Lupia-meirin	young	eiseki	õupli-dukia
die Tochter		mein Vater	des Freundes.

Wir versuchten zu übersetzen:

lupia-meirin	õupli-dukia	young	eiseki-dukia
die Tochter	des Freundes		meines Vaters.

Die Indianer belehrten uns inzwischen, daß es so heißen müsse, wie oben angeführt. Es scheint also, daß die Bezeichnung des Genitivs durch dukia, obgleich dieselbe nur hinter õupli steht, zugleich auf eiseki bezogen wird, so daß man es Deutsch wiedergeben müßte

Lupia-meirin	young-eiseki-õupli-dukia
die Tochter	meines Vaterfreundes.

Pronomina.

Persönliche.

Singular.

Nom.	young	ich,	man	du,	wittin	er (sie, es)
Gen.	young-wina		man-wina		wittin-wina	
Dat.	youngra		manra		wittinra	
Acc.	wie Nominativ					
Abl.	young-winara		man-winara		wittin-winara.	

Plural.

Nom.	jung-nanni wir,	man-nanni ihr,	wittin-nanni sie
Gen.	jung-nanni-wina	man-nanni-wina	u. s. w.
Dat.	jung-nannira	u. s. w.	
Abl.	jung-nanni-winara	u. s. w.	

Die sogenannten Reciproca hat die Sprache nicht. Die Indianer in der Nähe der Küste, welche öfter mit Engländern in Berührung kommen, gebrauchen hin und wieder: jung-selp, man-selp, — selp aus dem Englischen corrupt.

Zueignende.

Sie werden aus dem Genitiv der Persönlichen gebildet, jedoch nicht mit wina, sondern mit dukia, und dann ebenso declinirt wie die Persönlichen. Z. B.:

Nom.	jung-dukia mein
Gen.	jung-dukia-wina
Dat.	jung-dukiara
Abl.	jung-dukia-winara

(für alle Geschlechter).

Nom.	man-dukia dein
Gen.	man-dukia-wina u. s. w.

Nom.	jung-nanni-dukia unser
Gen.	jung-nanni-dukia-wina u. s. w.

Nom.	wittin-dukia sein
Gen.	wittin-dukia-wina u. s. w.

Statt wittin-dukia wird auch ai-dukia „sein“ gesetzt.

Nom.	man-nanni-dukia euer, u. s. w.
------	--------------------------------

Nom.	wittin-nanni-dukia ihr, u. s. w.
------	----------------------------------

Bemerkt muß werden, daß statt jung-dukia „mein“ sehr häufig bloß jung gesetzt wird; ebenso bei man und wittin; z. B. Yung-dukia eiseki oder jung eiseki mein Vater etc.

Hinweisende.

Náha dieser, diese, dieses, und
báha jener, jene, jenes.

Doch ist der Unterschied nicht strenge, indem oft für náha, báha gesetzt wird und umgekehrt.

Die Declination ist ganz wie bei yung.

Nom. náha, Gen. náha-wina, Dat. nahára u. s. w.

Bestimmende

gibt es nicht. Es wird dafür náha und báha, derjenige, diejenige u. s. w. gebraucht.

Relativa.

Diẽa welcher, welche, welches, wer, was. Die Declination von diẽa macht im Dativ eine Ausnahme von der Regel; auch wird es nur mit dukia, nicht mit wina declinirt.

Nom. diẽa (iẽ sehr gedehnt ausgesprochen)

Gen. diẽa-dukia, auch wird dafür ja gebraucht, jedoch nur wenn es „dessen“ heißen soll,

Dat. diaura

Abl. diẽa-winara.

Stehen Demonstrativa und Relativa bei einem Substantiv, so wird folgendermafsen declinirt:

Singular.

Nom. baha meirin-tiara jenes (junge) Mädchen

Gen. baha meirin tiara-wina (nicht dukia, weil baha mit wina declinirt wird)

Dat. baha meirin tiarara

Abl. baha meirin tiara winara.

Plural.

Nom. baha meirin tiara-nanni

Gen. baha meirin tiara-nanni-wina u. s. w.

Singular.

Nom. diẽa weikna welcher Mann

Gen. diẽa weikna dukia (nicht wina, weil diẽa mit dukia declinirt wird)

Dat. diẽa weiknara u. s. w.

Singular.

Nom. náha pullpull dieser Schmetterling

Gen. naha pullpull-wina u. s. w.

Fragende

die Vorigen; — auferdem etwa noch:

wõalla-wõalla wer denn? dĩera-dĩera was denn?

Verschiedene Beispiele.

Dĩea weikna baha?

Welcher Mann jener?

Dĩea unkteia (auch unteia) man kaikissma?

Welches Buch lobest du?

Báha unkteia dĩea issatta?

Dieses Buch wer gab es?

Yung monniki issatta.

Mein Bruder gab es?

Dĩea monniki?

Welcher Bruder?

Monniki almuk-polli.

Bruder ältester.

Baha unkteia dĩea?

Jenes Buch welches (ist es)?

Unkteia eiseki issatta.

Buch (welches) der Vater gab.

Unbestimmte.

Puk alle, Minnipiss irgend einer, wõall beide (eigentlich zwei), upla-puck jeder, kumi-kumi einige, wenige, apo keiner, upla-apo niemand, nako und bako ein solches; naha appia baha sin appia keiner von beiden.

Beispiele:

Puck suttakan alles (ist) vorbei; mani puk das ganze Jahr.

Ai-dukia lupia-nanni puck yamnikaikissa.

Seine Kinder alle er liebt.

Wittin meirin-lupia-nanni wõall brissatta,

Er Töchter zwei hatte,

sikúrah wõall pott pruan.

aber beide schon todt.

Weikna-nanni wõalla-wõalla dukia yamnikikaia.

Die Menschen einander sollen lieben.

Upla-puck baha kaikissa.

Jedermann es lobt.

Kau kumi-kumi yung brissni.

Noch wenig ich habe.

Lalla man makakíssma, yung lua.

Geld du forderst, ich nichts davon (scl. habe).

Náha appia báha sin appia, wörtlich:

dieser nicht jener und nicht; keiner von beiden.

Bemerkt wird hierbei, dafs das a zu Anfange des Wortes appia „nicht“ einen schwachen, bei der Aussprache kaum merkbaren Hauch hat.

A d j e c t i v a.

Das Adjectiv steht in der Regel hinter dem Substantiv; z. B.:

weikna yamni der gute Mann,

weikna saura der böse Mann.

Die Adjectiva haben keine besondere Form für die Mehrheit oder das Geschlecht:

yamni gut, — weikna yamni, meirin yamni, weika-nanni yamni
u. s. w.;

tara grofs, silpi klein, miara niedrig, pura hoch.

Steigerung.

Die Steigerung geschieht durch karra und polli in folgender Weise:

yamni gut — karra yamni besser, yamni polli, am besten;

saura schlecht — karra saura schlechter, saura polli, am schlechtesten;

tara grofs (stark), karra tara, tara polli.

Beispiele:

Naha weikna lalla karra brissa wóalla appia, wörtlich:

dieser Mann Geld mehr hat der andere nicht

als der andere.

Harras-wóama-nanni karra yamni, allmuck-nanni appia.

Pferde junge (Plural) mehr gut alte (Plural) nicht.

als alte.

Monniki plassni sina karra brissa, allmuck appia.

Bruder der junge Einsicht mehr hat, der alte nicht.

Man tara, sikúrah wittin karra tara.

Du stark, aber er mehr stark.

Baha wúttla pura, sikúrah naha karra pura.

Dieses Haus hoch, aber jenes mehr hoch.

Baha tukta-meirin yamni polli, wíttin-dukia monniki caussa.

Dieses Mädchen (ist) die beste, ihre Schwester nicht so (?).

Baha wóama, yung áppia er (ist) jung, ich nicht.

Baha karra woama, yung áppia.

Dieser jünger, ich nicht (als ich).

Der Satz: Ich bin 10 Jahr älter, als du, wird ausgedrückt:

Yung mani matawóallsip purra brissni.

Ich Jahre zehn mehr habe.

Der Satz: Je länger die Nacht, je kürzer der Tag, wurde über setzt:

Timia yeri kaká, kákna klútka takissa.

Nacht lang wenn, Tag kurz (sich) dehnt, währt.

Z a h l w ö r t e r .

- 1, kumi.
- 2, wóall.
- 3, yumpa, auch niúmpa.
- 4, wóall-wóall (2×2).
- 5, matasip.
- 6, matlalkabi.
- 7, matlalkabi purra kumi.
sechs mehr eins.
- 8, matlalkabi purra wóall (6+2).
- 9, matlalkabi purra yumpa (6+3).
- 10, mata-wóall-sip.

Bemerkung. Mita, corrupirt mata, heißt die Hand, sip heißt voll, ganz, — also, indem die ausgestreckte Hand gezeigt wird, — mata sip eine Handvoll, eine Hand ganz, alle fünf Fingern = 5.

wóall heißt zwei, also beide Hände zeigend, mata-wóall-sip zwei Hände voll, alle 10 Finger, = 10.

- 11, mata-wóall-sip purra kummi.
10 plus 1.
- 12, mata-wóall-sip purra wóall (10+2).
- 13, - - - - yumpa (10+3).

- 14, mata woãll sip purra woãll-woãll (10+4).
 15, - - - - matasip (10+5).
 16, - - - - matlalkabi (10+6).
 17, - - - - purra kumi.
 10 + 6 + 1.
 18, - - - - woãll (10+6+2).
 19, - - - - yumpa (10+6+3).
 20, yaoãniska-kumi, auch yaoãnciska-kumi.

Bemerkung. Yaoãn heißt ich und du zusammen, wir beide, iska oder eiska heißt das Ganze, Alles, — also, auf beide Hände und Füße zeigend, alle Finger und Zehen zusammen = 20. Wenn der Indianer diese Zahl nennt, so zeigt er in der Regel zugleich mit gespreizten Fingern auf die Füße, und dies eben gab Veranlassung, nach der Bedeutung zu forschen. Außerdem fügt der Indianer dem Worte yaoãniska noch kumi hinzu, also: eine zwanzig, ein mal zwanzig.

- 21, yaoãniska-kumi purra kumi.
 ein mal 20 + 1.
 22, yaoãniska-kumi purra woãll (1×20+2).
 23, yaoãniska-kumi purra yumpa (1×20+3) u. s. w., indem
 die übrigen Zahlen (4, 5 u. s. w.) hinzugefügt werden; z. B.:
 29, yaoãniska-kumi purra matlalkabi purra yumpa.
 20 + 6 + 3.
 30, yaoãniska-kumi purra matawoãllsip.
 20 + 10.
 31, yaoãniska-kumi purra matawoãllsip purra kumi.
 20 + 10 + 1.
 32, yaoãniska-kumi purra matawoãllsip purra woãll u. s. w., wie
 20 + 10 + 2.
 oben bei 20.
 40, yaoãniska-woãll zweimal 20.
 41, yaoãniska-woãll purra kumi (2×20+1) u. s. w.
 50, yaoãniska-woãll purra matawoãllsip.
 2×20 + 10.
 51, yaoãniska-woãll purra matawoãllsip purra kumi u. s. w.
 2×20 + 10 + 1.
 60, yaoãniska-yumpa dreimal 20 oder 3 zwanzige.

- 61, yaoaniska-yumpa purra kumi ($3 \times 20 + 1$) u. s. w.
- 70, yaoaniska-yumpa purra matawoallsip.
 $3 \times 20 + 10$.
- 71, yaoaniska-yumpa purra matawoallsip purra kumi u. s. w. Die
 $3 \times 20 + 10 + 1$.
 ungemeine Schwerfälligkeit tritt hier immer stärker hervor;
 z. B.:
- 78, yaoaniska-yumpa purra matawoallsip purra matlalkabi purra
 $3 \times 20 + 10 + 6 +$
 woall.
 2.
- 80, yaoaniska-woall-woall, 4×20 .
- 81, yaoaniska-woall-woall purra kumi ($4 \times 20 + 1$) u. s. w.
- 90, yaoaniska-woall-woall purra matawoallsip.
 $4 \times 20 + 10$.
- 91, yaoaniska-woall-woall purra matawoallsip purra kumi u. s. w.
 $4 \times 20 + 10 + 1$.
- 99 heisst also: yaoaniska-woall-woall purra matawoallsip purra
 $4 \times 20 + 10 +$
 matlalkabi purra yumpa.
 6 + 3.
- 100, yaoaniska matasip, 5 zwanzige, 5×20 .
- 101, yaoaniska-matasip purra kumi ($5 \times 20 + 1$) u. s. w.
- 200, yaoaniska-matasip-woall ($2 \times 5 \times 20$, eigentlich $20 \times 5 \times 2$).
- 300, - - yumpa ($20 \times 5 \times 3$).
- 400, yaoaniska-matasip-woall-woall ($20 \times 5 \times 4$) u. s. w.
- 1000, yaoaniska-matasip-matawoallsip ($20 \times 5 \times 10$).

Es bedarf wohl der Erwähnung nicht, dafs selten über 100 oder 200 hinaus gezählt wird.

Um die Ordinalzahlen auszudrücken, wird dukia angehängt. Z. B. kumi-dukia der erste, woall-dukia u. s. w.

Die Zahlwörter stehen hinter dem Substantiv; z. B.:

Yung uättla woall brissni,
 ich Häuser zwei habe.

V e r b a.

Wie es scheint, endigt sich der Infinitiv der meisten Verba auf *âia* und mit Ausnahme von *brîâia* haben, *wâia* gehen und *yâia* geben, scheint die Conjugation regelmäfsig nach einer und derselben Form zu gehen.

Anfangs unter Beihülfe des Herrn Haly zu Cap Gracias à Dios, welcher seit 20 Jahren daselbst ansässig ist und die Mosquitosprache spricht, dann mit Hülfe des Herrn William Upton, der sich seit 8 Jahren im Lande aufhält — dann allein — liessen wir eine Menge Verba von den Indianern langsam durchconjugiren, indem wir jede einzelne Form abfragten und dabei sorgsam auf die Aussprache merkten, welche bei den vorerwähnten Europäern mehr oder minder undeutlich war und an die Aussprache des Englischen erinnerte. Obgleich nun einige Indianer in unserer Umgebung, welche früher in Belize längere Zeit zugebracht hatten und das Englische ziemlich gut verstanden, uns als Dolmetscher dienten, so war dies doch ein sehr langwieriges Geschäft, bei welchem häufig genug Irrthümer vorkamen, die oft wiederholte Fragen nothwendig machten.

Herr Haly versicherte uns, dafs in der ganzen Sprache nur zwei unregelmäfsige Verba — *brîâia* haben und *wâia* gehen — vorkämen. Uns scheint inzwischen auch *yâia* geben unregelmäfsig zu sein.

Hülfsverba hat die Sprache nicht. Für den Begriff sein ist überhaupt kein Wort vorhanden. *Briâia* heifst: haben, besitzen, behalten und auch vorhanden sein, existiren, — so dafs *briâia* in vielen Fällen wie das deutsche sein gebraucht wird.

Die Indianer an der Seeküste gebrauchen jetzt nicht selten die corruptirten Formen des englischen Verbums to be.

Beispiele der Conjugation.

Regelmäfsige Form.

1stes Beispiel. — Infinitiv: *daukaâia* machen.

I n d i c a t i v.

P r a e s e n s.

Yung daukissni ich mache	Yung-nanni daukissa wir machen
Man daukissma	Man-nanni daukissa
Wittin daukissa	Wittin-nanni daukissa.

Das Praesens entsteht also aus dem Infinitiv, indem die Endsylbe $\hat{a}ia$ in der ersten Person sich in *issni*, in der zweiten in *issma* verwandelt. Dies geschieht bei allen regelmässigen Verben, — so weit wenigstens unsere Untersuchung reicht. Z. B. *kaikaia* loben (*kaik* ist der Stamm, *aia* die Endsylbe). — Praes. Yung *kaikissni* ich lobe, — man *kaikissma* du lobest. — *lullkaia* werfen: — Praes. Yung *lullkissni*, — man *lullkissma*.

Die 3te Person des Präsens und der Plural scheinen dagegen aus dem Particip. praesent. gebildet zu werden. Von *daukaia* heisst das Particip. praesent. *daukissa* machend; — *wittin daukissa* heisst also eigentlich: er machend, — *yung-nanni daukissa*: wir machend, im Machen begriffen; — *man-nanni daukissa*: ihr machend u. s. w.

In solcher Weise wird die 3te Person Sing. und der Plur. praes. nicht nur bei den regelmässigen, sondern auch bei den unregelmässigen Verben gebildet. Z. B. regelmässig: *kaikaia* loben; — Part. praes.: *kaikissa* lobend; — 3te Pers. des Praes. *wittin kaikissa*; Plur.: *yung-nanni kaikissa* wir lobend u. s. w. — Unregelmässiges Verbum: *briaiia* haben; — Part. praes.: *brissa* habend; 3te Pers. des Präsens: *wittin brissa* er hat, er habend; — Plur.: *yung-nanni brissa* wir haben u. s. w. — *Waia* gehen; — Part. praes.: $\hat{u}ga$ gehend; — 3te Pers. Praes.: *wittin $\hat{u}ga$* er geht, er gehend; — Plur. *yung-nanni $\hat{u}ga$* u. s. w.

I m p e r f e c t u m, P e r f e c t u m, P l u s q u a m p e r f e c t u m.

Für die Vergangenheit sind drei Formen gebräuchlich, welche jedoch den obigen technischen Bezeichnungen nicht vollständig entsprechen.

Die erste Form wird gebildet, indem man dem Particip praes. das Wort *makka* vorsetzt. Z. B. Yung *makka daukissa*, — yung *makka kaikissa*. Diese Zeitform scheint durchaus nur die eben vollendete Gegenwart auszudrücken und dient niemals als erzählendes Tempus. Wenn der Indianer auf die Frage: hast du es

gemacht? — antwortet: yung makka daukissa, so heisst dies: ich habe es gemacht, und bin so eben damit fertig geworden. Diese Zeitform scheint also zwar derjenigen zu entsprechen, welche man Praesens perfectum nennt, nur dafs damit stets der Begriff des so eben, kürzlich Vollendeten verknüpft ist. Was makka an und für sich eigentlich heisst, war nicht zu ergründen. Es kommt jetzt nur bei der Abwandlung der Verba vor.

Wir haben diese Zeitform der Jüngstvergangenheit in den nachfolgenden Beispielen mit Imperfectum bezeichnet.

Die zweite Form verwandelt bei allen regelmässigen Verben die Endsylbe *âia* des Infinitivs (oder die Endsylbe *issni* des Präsens) in der 1sten Person Sing. und Plur. in *atni*, in der 2ten und 3ten Sing. und in der 2ten Plur. in *atta* und in der 3ten Plur. in *ân*. Auch bei den unregelmässigen Verben ist diese Abwandlung deutlich genug zu erkennen.

Diese Zeitform entspricht dem deutschen Imperfectum, indem sie die währende Vergangenheit bezeichnet und zugleich als erzählendes Tempus dient. Wir haben sie mit Aorist — Imperfectum — bezeichnet. Beispiel der Abwandlung: daukaia machen.

Aorist. Yung daukattni ich machte; — Man daukatta du machtest; — Wittin daukatta er machte; — Yung-nanni daukattni wir machten; — Man-nanni daukatta ihr machtet; — Wittin-nanni daukân sie machten.

Bemerkt muß hierbei noch werden, dafs das Part. praeter. auch daukân heisst, und dafs die Indianer auch in der 3ten Pers. plur. des Aoristes nicht selten daukatta gebrauchen.

Die dritte Form endlich wird gebildet, indem sich in der ersten Person die Endung *âia* des Infinitivs in *ri* verwandelt und das Wort *pott* vorgesetzt wird. In den übrigen Personen wird *pott* behalten und das Part. praet. hinzugefügt. Z. B. Infinit. daukaia; — Yung pott daukri ich habe gemacht; — Man pott daukân, Wittin pott daukân u. s. w. Daukân ist das Part. praet., gemacht. Pott heisst schon, bereits, früher, bevor. Man pott daukân heisst also wörtlich: du schon gemacht. Auffallend ist nur die, bei allen Verben sich findende bestimmte Form auf *ri* für die erste Person.

Diese Zeitform — wenn man sie überhaupt als eine solche will gelten lassen — bezeichnet die längere, vollendete Vergangenheit. Wir haben sie in den nachfolgenden Beispielen Perfectum ge-

nannt. — Genau genommen, scheint sie weiter nichts, als eine Zusammensetzung des Part. praet. mit dem zeitlichen Adverbium pott und ebenso mag wohl auch in der ersten Form makka ein zeitliches Adverbium sein, welches den Begriff eben ausdrückt.

Wäre dies der Fall, so hätte die Sprache überhaupt nur ein bestimmtes Tempus der Vergangenheit, — den von uns so genannten Aorist, und für die längere, vollendete Vergangenheit eine bestimmte Form nur für die erste Person.

Hierüber mögen jedoch Philologen entscheiden, wenn sie es der Mühe werth halten.

In dem gewählten Beispiele lauten die Zeitformen der Vergangenheit folgendermaßen:

Imperfectum.

Yung makka daukissa

Man makka daukissa

u. s. w. durch alle Personen.

Aorist u. Imperfectum.

Yung daukattni

Man daukatta

Wittin daukatta

Yung-nanni daukattni

Man-nanni daukatta

Wittin-nanni daukân

oder daukatta.

Perfectum.

Yung pott daukri

Man pott daukân

Wittin pott daukân

u. s. w.

Futurum.

Für die Zukunft giebt es nur eine Zeitform. Sie wird bei allen regelmässigen Verben gebildet, indem man die Endung aia des Infinitivs in der ersten Person in amni, in der zweiten in ma, in den übrigen in bia verwandelt.

Beispiel.

Yung daukamni ich werde machen Yung-nanni daukbia

Man daukma Man-nanni daukbia

Wittin daukbia Wittin-nanni daukbia.

Participia.

Es scheinen — wie im Deutschen — nur die Participia der wählenden und der vollendeten Handlung vorzukommen (Particip.

imperfect. und perfect., oder, nach dem alten Schulgebrauch, Particip. praesent. und praeterit.).

Beispiel:

Part. praes. Part. praet.

Daukissa machend. Daukàn gemacht.

Aus dem Vorstehenden geht schon hervor, dafs auch die Zusammensetzung pott daukàn gebräuchlich ist, in der Bedeutung: gemacht habend; — eigentlich: schon gemacht.

Imperativ.

Von Zeitformen, welche dem Imperativ entsprechen, haben wir nur folgende ermitteln können, welche bei allen Verben vorzukommen scheinen.

Dauk, dauks oder daukrom - man mache, mache du (auch dauka),

wittin daukaia mache er,

zung-nanni daukaia machen wir, lafst uns machen,

man-nanni daukrim machet ihr,

wittin-nanni daukaia lafst sie machen.

Außerdem kommen noch zwei negative Formen, sowohl bei den regelmäfsigen, als bei den unregelmäfsigen Verben vor:

daukrafz mache nicht,

daukparra machet nicht.

Endlich noch die fragende Form:

dauküni-yung soll ich machen?

Conjunctiv.

Besondere Formen für den Conjunctiv kommen nicht vor. Die bedingende, wünschende Weise wird durch Zusammensetzungen ausgedrückt, welche dem sogenannten Subjunctiv und Conditionel der neuen europäischen Sprachen am meisten zu entsprechen scheinen. Wir haben uns daher dieser Bezeichnungen bedient.

Wir haben jede einzelne Person in jedem Tempus mühsam abgefragt, und das Ganze demnächst geordnet und in nachfolgender Weise zusammengestellt:

S u b j u n c t i v.

P r a e s e n s.

Yung daukamni kranni ich mag machen

Man daukma kranni du magst machen

Wittin daukbia kranni er mag machen

Yung-nanni daukbia kranni wir mögen machen

u. s. w.

Was kranni eigentlich heifst, war nicht zu ermitteln.

I m p e r f e c t u m.

Yung daukri kranni ich mag gemacht haben

Man dankrom kranni

Wittin daukan kranni u. s. w.

P e r f e c t u m.

Yung pott daukri kranni ich möchte gemacht haben

Man pott daukrom kranni

Wittin pott daukatta kranni

Yung-nanni pott daukri kranni

Man-nanni pott daukrom kranni

Wittin-nanni pot daukatta kranni.

Eine besondere Form für das Futurum kommt nicht vor.

C o n d i t i o n e l.

P r a e s e n s.

Yung dukia daukaia ich sollte machen u. s. w.

I m p e r f e c t u m.

Yung dukia pott daukaia ich sollte gemacht haben u. s. w.

2tes Beispiel der regelmäfsigen Form.

Infinitiv: kaikaia loben (die erste Sylbe scharf betont).

Participia: kaikissa lobend

kaikân gelobt

(pott kaikân gelobt habend).

I n d i c a t i v .

P r a e s e n s .

Yung kaikissni ich lobe
 Man kaikissma
 Wittin kaikissa u. s. w.

I m p e r f e c t u m .

Yung makka kaikissa u. s. w.

A o r i s t (I m p e r f e c t u m) .

Yung kaikattni ich lobte
 Man kaikatta
 Wittin kaikatta

P e r f e c t u m .

Yung pott kaikri ich habe gelobt
 Man pott kaikân u. s. w.

Yung-nanni kaikattni

F u t u r u m .

Man-nanni kaikatta

Yung kaikamni ich werde loben

Wittin-nanni kaikân (kaikatta).

Man kaikma

Wittin kaikbia u. s. w.

I m p e r a t i v .

Kaik, kaiks oder kaikrôm - man lobe du

Wittin kaikaia lobe er

Yung-nanni kaikaia loben wir

Man-nanni kaikrim lobet ihr

Wittin-nanni kaikaia loben sie.

N e g a t i v e F o r m .

Kaikrâfs lobe nicht

Kaikparra lobet nicht.

F r a g e n d e F o r m .

Kaikûni - yung soll ich loben?

S u b j u n c t i v .

P r a e s e n s .

Yung kaikamni kranni ich mag loben

Man kaikma kranni

Wittin kaikbia kranni

Yung-nanni kaikbia kranni u. s. w.

I m p e r f e c t u m .

Yung kaikri kranni ich mag gelobt haben

Man kaikrôm kranni

Wittin kaikân kranni

Yung-nanni kaikân kranni u. s. w.



Perfectum.

Yung pott kaikri kranni ich möchte gelobt haben

Man pott kaikrôm kranni

Wittin pott kaikatta kranni

Yung-nanni pott kaikri kranni

Man-nanni pott kaikrôm kranni

Wittin-nanni pott kaikatta kranni

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia kaikaia ich sollte loben u. s. w.

Imperfectum.

Yung dukia pott kaikaia ich sollte gelobt haben.

Bemerkungen über das Passivum.

Die Sprache scheint keine besondere Form für das Passivum zu haben. „Ich werde geliebt“ drücken die Indianer aus durch: yung wittin-nanni kaikaia, mich sie lieben; oder: yung upla-puck kaikissa, jedermann mich liebt, — und so durch alle Zeiten. Ūinnaia heißt rufen. „Ich wurde gerufen“ drückt der Indianer aus durch: yung wittin-nanni ūinnan, mich sie gerufen u. s. w.

Unregelmäßige Verba.

1. Briâia haben.

Participia: brissa habend, brin gehabt.

Indicativ.

Praesens.

Yung brifsni ich habe

Man brifsma

Wittin brissa

Yung-nanni brissa

u. s. w.

Imperfectum und Aorist.

Yung brissâttni ich hatte

Man brissatta

Wittin brissatta

Yung-nanni brissattni

Man-nanni brissatta

Wittin-nanni brin.

Perfectum.

Yung pott briri ich habe gehabt
 Man pott brin
 Wittin pott brin u. s. w.

Futurum.

Yung brimni ich werde haben
 Man bribia, aber auch brima
 Wittin bribia u. s. w.

Imperativ.

Briſ oder brirom-man habe du
 Wittin briaia (nicht briaia) lafst ihn haben
 Yung-nanni briaia lafst uns haben
 Man-nanni bririm habet ihr
 Wittin-nanni briaia lafst sie haben.

Negative Form.

Briſafs habe nicht
 Briparra habet nicht.

Fragende Form.

Brimni-yung habe ich?
 soll ich haben?

Subjunctiv.

Praesens.

Yung brimni kranni ich mag haben
 Man brima kranni
 Wittin bribia kranni u. s. w.

Imperfectum und Perfectum.

Yung briri kranni ich hatte, mag gehabt haben
 Man brin kranni
 Wittin brin kranni u. s. w.

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia briaia ich sollte haben u. s. w.

Imperfectum.

Yung dukia pott briaia ich sollte gehabt haben.

2. Yaia geben.

Participia: issa gebend, yan gegeben.

I n d i c a t i v .

P r a e s e n s .

Yung ifsni ich gebe

Man ifsma

Wittin issa

Yung-nanni issa u. s. w.

I m p e r f e c t u m .

Yung makka issa ich gab

u. s. w.

A o r i s t (I m p e r f e c t u m) .

Yung issattni ich gab

Man issatta

Wittin issatta

Yung-nanni issattni

Man-nanni issatta

Wittin-nanni issân, auch issatta.

P e r f e c t u m .

Yung pott yari ich habe gegeben

Man pott yan

Wittin pott yan u. s. w.

F u t u r u m .

Yung yânni ich werde geben

Man yama

Wittin yabia u. s. w.

I m p e r a t i v .

Yass oder yarom-man gieb du

Wittin yaia gebe er

Iung-nanni yaia lafst uns geben

M. n. yarum gebet ihr

W. n. yaia lafst sie geben.

N e g a t i v e F o r m .

Yaruss gieb nicht

Yaparra gebet nicht.

F r a g e n d e F o r m .

Yamni-yung soll ich geben?

S u b j u n c t i v .

P r a e s e n s .

Yung yamni kranni ich mag geben

M. yama kranni

W. yabia kranni u. s. w.

Imperfectum.

Yung yari kranni ich mag gegeben haben

M. yarum kranni

W. yan kranni u. s. w.

C o n d i t i o n e l.

Praesens.

Yung dukia yaia ich sollte geben.

Imperfectum.

Yung dukia pott yaia.

3. Waia, gehen.

Participia: ôuga gehend
wân gegangen.

I n d i c a t i v.

Praesens.

Y. ôuni ich gehe (ôu schwankt in der Aussprache zwischen o und u)

M. ôuma (auch ûoma)

W. ôuga

Y. n. ôuga u. s. w.

Imperfectum.

Y. makka ôuga u. s. w.

A o r i s t (Imperfectum).

Y. wattni ich ging

M. watta

W. watta

Y. n. wattni

M. n. watta

W. n. wân.

Perfectum.

Y. pott warri ich bin gegangen

M. pott wân

W. pott wân u. s. w.

Futurum.

Y. wanni ich werde gehen.

M. woama (auch wâbia)

W. wâbia u. s. w.

I m p e r a t i v.

Wassman gehe du

Wittin waia gehe er

Y. n. waia gehen wir

M. n. wärom gehet ihr

W. n. waia lafst sie gehen.

Negativ.

Fragend.

Warass gehe nicht

Wamni-yung soll ich gehen?

Wäparra gehet nicht.

Subjunctiv.

Praesens.

Imperfectum.

Y. wamni kranni ich mag gehen

Y. warri kranni ich mag gegangen

M. woama kranni

sein

W. wabia kranni u. s. w.

M. wan kranni u. s. w.

Perfectum.

Y. pott warri kranni ich möchte gegangen sein

M. pott warom kranni

W. pott watta kranni

Y. n. pott warri kranni

M. n. pott warom kranni

W. n. pott watta kranni

Conditional.

Praesens.

Y. dukia waia ich sollte gehen u. s. w.

Imperfectum.

Y. dukia pott waia ich sollte gegangen sein u. s. w.

Einige Beispiele über den Gebrauch der Verba.

Tapla yung äppia brissni; — Rum ich nicht habe. (Die Uebersetzungen sind durchaus wörtlich, auch der Stellung nach.)

Wittin plünpissa (—), plündiessa, yapissa sin: er ifst, trinkt und schläft. (Die Conjunction sin „und“ — mit scharfem s — wird wie das lateinische que gebraucht.)

Wittin, wittin-dukia monniki-nanni sin wân.

Er seine Brüder und gingen.

Wittin yung yamnikeikissni: — ihn ich liebe.

Yung eiseki, yung yapti, yung lakra-nanni sin, pott barassa.

Mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern und schon daselbst.
(sind schon da.)

Wittin kaikattni, wittin-woall sin yung eississattni.

Ihn lobte, (zu) ihnen beiden und ich sprach.

Yung mina krikattni: — ich das Bein habe gebrochen; — die Indianer sagten aber auch: Mina yung krikattni, und dies schien das Gewöhnlichere zu sein.

Wittin, wittin-dukia monniki-nanni sin, yung lakra-nanni brukbia.

Ihn, seine Brüder und, meine Schwestern werden schlagen.

Pito wittin pott plûnpian: — die Ananas er schon gegessen (scl. hat).

Râua wittin-nanni dukia elkaia: — den Papagei sie sollten fangen.

Râua tûitûi sin issitapla taibissa: — den Papagei und die Schnepfe der Falke würgt.

Pantamáka kumi, tresba woall sin man brissma: — Bogen einen, Pfeile zwei und, du hast.

Tillam-ûga bubissa bilera timiara: — die Feuerkäfer leuchten in der Nacht; eigentlich: die Feuerkäfer (viele) leuchtend (sind leuchtend) in der Nacht.

Harras yung-nanni uillkbia: — das Pferd wir werden binden.

Pito-ûga wittin briballatta, lalla yung pott yari wittinra sin: — Ananas (viele) er brachte, Geld ich schon gab ihm (und).

Rockbush yung makka issa wittinra, sikurah wittin appia obissa: — die Flinte ich gab (so eben) ihm, aber er nicht ladet (ladend).

A d v e r b i a.

Die Steigerung der Adverbia — insoweit sie derselben überhaupt fähig sind, — geschieht ganz in derselben Weise, wie die Comparation der Adjectiva, durch karra und polli, z. B. ûga viel, karra-ûga, — ûga-polli.

Die Adverbia stehen stets vor dem Verbo. Z. B.: Wittin nai wá ullbia: Er heute wird reiten. In dem nachfolgenden Vocabularium sind mehrere Adverbia aufgeführt.

P r a e p o s i t i o n e n .

Die Praepositionen setzen — so viel wir zu ermitteln vermochten — das von ihnen abhängige Gegenstandswort nur in den Dativ, oder in den Accusativ, und zwar dem Deutschen ziemlich entsprechend.

Z. B.: Bilerá, in. — Callila bilera ûattlara — (Dativ) — das Huhn (scil. ist) in der Hütte. Man-nanni blikrim (Imperat.) callila bilera ûattla — (Accusat.) — jaget das Huhn in die Hütte. Munun-tarra: unter. — Harras eitnikissa munun-tarra dussra, das Pferd liegt unter dem Baume, und Harras ôuga munun-tara duss, das Pferd geht unter den Baum. — Pura, auf — scheint durchaus nur den Dativ zu regieren, denn die Indianer sagten sowohl: Raûa pannatissa pura dussra — (Dativ) — der Papagei sitzt auf dem Baume, als: raûa pullpissa pura dussra, der Papagei fliegt auf den Baum. — Kira: mit, — Wittin bâlissa kira geptiadiúrara — er kommt mit der Tante. Man takkissma kira mitara — (Dativ) — du arbeitest mit der Hand.

C o n j u n c t i o n e n .

Sin und, wird stets wie das lateinische que angehängt. Z. B.: Yung, man-sin, ich und du; — mita, mina-sin, Hand und Fufs. Die übrigen Conjunctionen stehen wie im Deutschen. Z. B.: Wittin ûinnatta, sikurah yung ûallattni áppia. Er rief, aber ich hörte nicht. Yung balamni, kākā man ûinnma, ich werde kommen, wenn du rufen wirst.

I n t e r j e c t i o n e n .

Die gewöhnlichsten Interjectionen sind folgende:

Alláï, Ausruf des Schrecks, der Furcht. Ist der Schreck, die Furcht sehr grofs, so rufen die Indianer: Alláï, alláï, allakáï!

Kupia-laptiwan und kupia-briûon, Ausruf des Schmerzes, der Klage, der Trauer, — wörtlich übersetzt: Herz-gebrochen, Herz-verloren. Kupia-lúkpara, wörtlich: Herz-unbekümmert, Ausruf des Zuspruchs, Trostes, etwa heifsa, frisch auf. Kaissa, — auf! vorwärts! Mákwhap, ermunternder Zuruf.

Einiges über die Zeitrechnung.

Die Mosquitoindianer rechnen nach dem Mondwechsel, so daß 13 Monate ein Jahr bilden. Der Monat selbst unterliegt weiter keiner Untereintheilung. Er heißt *kate*, d. i. „der Mond“, und sie zählen nun *kate-kumi*, *kate-wöall* (ein Mond, zwei Monde) u. s. w. bis *kate mata-wöall-sip-purra yumpa*, 13 Monde oder *mani*, ein Jahr. — Der gemeine Indianer weiß höchst selten eine länger vergangene Begebenheit in bestimmter Anzahl von Jahren anzugeben. *Mani-ûga-ûga*, — „viele, viele Jahre“ — ist die gewöhnliche Antwort. In den gebildeteren Häuptlingsfamilien erhält man dagegen viel bestimmtere Auskunft. — Regelmäßig wiederkehrende Feste giebt es nicht. Man veranstaltet ein Festgelage (*sikhrau*), so oft sich eine passende, äußere Veranlassung darbietet. Die Indianer unmittelbar an der Seeküste haben von den, unter ihnen wohnenden und mit ihnen verkehrenden Engländern die Weihnachtsfeier angenommen, ohne jedoch irgend einen andern Begriff damit zu verbinden, als daß dieses Fest zu ausgelassener Schwelgerei bestimmt sei und besonders durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke verherrlicht werden müsse. Es werden daher auch zu diesem Feste Mischlas (berauschende Getränke) aller Art bereitet. Sie nennen es *Kissmiass*, *cor-rumpirt* aus dem englischen *Christmass*. —

So verunehren dort Christen — oder wenigstens Europäer — und Heiden das herrlichste Fest der Christenheit! —

Die Karaiben sollen in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen Festlichkeiten zur Versöhnung des bösen Geistes begehen, bei welchen Trinkgelage ebenfalls die Hauptsache sind. (Vergl. hierüber *Thom. Young* a. a. O. p. 131. 132.)

Bemerkung über die Poesie der Mosquitos.

Die poetische Sprache der Mosquitos weicht ganz außerordentlich von der Sprache des gewöhnlichen Lebens ab. In mehreren Fällen konnten wir, trotz aller Mühe unserer Dolmetscher, kaum den ungefähren Sinn der uns vorgesungenen oder vordekamirten Lieder ent-rätheln, und selbst die Herren *Haly* und *Upton* verstanden die in

den Liedern vorkommenden verwickelten Constructionen und ungewöhnlichen Ausdrücke nicht.

Wir haben die Ansicht gewonnen, daß in den Liedern hauptsächlich veraltete Formen gebraucht werden, welche in der Sprache des täglichen Umganges nicht mehr vorkommen.

Es ist hier nicht der Ort, dies näher darzuthun, wir müssen uns hier vielmehr begnügen, nur ein, ziemlich verständliches Lied als Probe mitzuthemen. Vielleicht findet sich später Raum und Zeit für die Mittheilung und Erörterung der übrigen, gesammelten Lieder, welche in mehrfachen Beziehungen nicht uninteressant sein dürften.

G e s a n g

bei der

Trennung von der Geliebten

von

Ben, dem Sohne des Pablo, zu Cap Gracias à Dios.

Yung laurah wānni auna nomna

Sorri polli ai dauksa.

Briballamni man lillura pliki auna,

Man koalla pliki auna.

Lallmapassa woāwoā yamne kraekān.

Ninomra kloamnanni eissi coppéra. —

U e b e r s e t z u n g.

Ich werde weit fortgehen, sehr weit, —

Sehr groß (ist) meine Betrübniß.

Ich werde dir bringen Perlen zum Schmuck von weit her,

Dir Kleidung zum Schmuck aus der Ferne.

Der Ostwind weht schon frisch und stark, —

Betrübt werde ich deinen Namen rufen. —

Vocabularium.

Weikna der Mann.	Kákma die Nase.
Meirin die Frau.	Kakmunta das Nasenloch.
Lupia das Kind.	Bila der Mund.
Tukta das Kind (infans).	Nâpa der Zahn.
Lupia-weikna der Sohn.	Tuïssa die Zunge.
Lupia-meirin die Tochter.	Klakla der Arm.
Tukta-weikna der Knabe.	Biarra der Bauch (Magen).
Tukta-meirin das Mädchen.	Nina der Rücken.
Meirin-tiara das erwachsene Mädchen.	Nina-dussa der Rückgrad. (dussa heißt der Knochen und duss der Baum).
Teier-nanni die Familie.	Lula das Knie.
Eiseki auch eïssa der Vater.	Woiatta die Wade.
Yapti die Mutter (auch Yapte).	Kupia das Herz.
Maia Gemahl (weibl. u. männl.)	Aója die Leber.
Lakra } Schwester,	Taia die Haut.
Monniki } Bruder.	Uina das Fleisch (uina).
Anmerk. Wenn ein Mann seine Schwester nennt, so sagt er lakra oder lomkra (Schwester), und eben so nennt die Schwester den Bruder lakra; Geschwister desselben Geschlechtes nennen sich dagegen monniki oder moïki.	Dussa der Knochen.
Tate der Onkel (mütterl.).	Tala das Blut.
Usápiki der Onkel von Vaterseite.	Mita (auch mite) die Hand.
Tubane der Nefte.	Ûon-mita-sieia der Finger.
Gamse die Nichte.	Mina der Fufs.
Geptiadiura die Tante.	Ûon-mina-sieia die Zehe.
Piaka der Wittwer.	Ûonhun die Lippe.
Kiki kleines Mädchen.	Assmála der Nagel (an den Fingern und Zehen).
Lall der Kopf.	Unmaia der Bart.
Taua das Haar.	Lallma-biarra das Gehirn (lall der Kopf, biarra der Bauch).
Muâon das Gesicht.	Karma der Hals.
Nákra das Auge.	Ûallallma-tara die Stirn.
Kiama das Ohr.	Klua der Nabel.
Kiamunta das Ohrenloch.	Lama die Brust des Mannes.
	Tialka die Brust des Weibes.
	Tamaia das Haar (am Barte, am Leibe, nicht auf dem Kopfe).

- Kuma das Oberbein.
 Pannatta das Gesäfs.
 Elba der Slave.
 Sukier der Zauberer, Arzt, Doctor.
 Kischóro } das Messer.
 Skiro }
 Rockbush die Flinte.
 Kissa der Feuerstein.
 Rocks-morbrah das Schroot.
 Ysspan der Löffel.
 Yssparra das Matched (grofses
 Messer).
 Aóssa die Axt, das Beil.
 Mitadinka der Fingerring.
 Summorroh der Hut.
 Pinsilpi die Fischangel.
 Silak-silpi die Nadel.
 Silak der Nagel.
 Koálla die Kleidung.
 Uámuk die Baumwolle.
 Uámuk-koálla baumwollenes Kleid.
 Kiúll Angelhaken.
 Lillura (lillora) die Perle.
 Tobacco-mina die Tabakspfeife.
 Díqua der Topf.
 Tapla Rum, Bramtwein.
 Unkteia das Buch.
 Dori-koálla Segel für ein Dori,
 (koálla heifst das Kleid).
 Quái (eine Sylbe) das Ruder.
 Limi der Tieger.
 Kruba die Tiegerkatze.
 Tilba die Bergkuh, Papier.
 Róskika der schwarze Affe.
 Uákling ein kleiner Affe mit wei-
 fssem Gesicht.
 Sikiski d. Opossum (Beutelratte).
- Karos der Alligator.
 Buksa eine Art kleines Wild-
 schwein.
 Uáre desgl.
 Sula der Hirsch.
 Mátis die Maus.
 Harrass das Pferd.
 Iúl der Hund.
 Puss die Katze.
 Callila das Huhn.
 Callila-tara das Truthuhn.
 Bútkuh die Taube (wilde).
 Sukling die Kröte.
 Sákonki die Fledermaus.
 Kákamuk die Guana.
 Klukum die Ente (wilde).
 Tútú die Schnepfe.
 Issitapla der Falke, Habicht, Adler.
 Suktara der Kranich.
 Hússhúss der Aasgeier (John
 Crow).
 Appau der Caccadu.
 Raua der Papagei.
 Klaksa die Sandfliege.
 Tairi die Mosquitofliege.
 Kúnkoss eine blaue Fliege.
 Pullpull der Schmetterling.
 Kaisne der Landkrebs.
 Kaiéska der Uferkrebs.
 Wairoh die Mangrokrabbe.
 Ráti der Seekrebs.
 Kongla kleine Mangrokrabbe.
 Kussoa die Schildkröte.
 Piuta die Schlange.
 Liua der Wurm, die Made.
 Úiúi die rothe Ameise.
 Papuh die Feuerameise.
 Tarringúla die schwarze Ameise.

- Úloh die Wespe, Biene.
 Nasma der Honig.
 Tillam der Leuchtkäfer.
 Mupi der Fisch (auch inska).
 Sita die Auster.
 Aoáss die Fichte, Pinie.
 Sliko das Blatt.
 Tuí (fast wie twuí) das Gras.
 Duss der Baum.
 Únta der Busch.
 Yulo der Mahagonibaum.
 Yalam die Cedrele.
 Lauulo die Mangrovie.
 Kara das Seidengras.
 Pennassau oder
 Pnassoh der Weidenbaum.
 Kiwa der Baumbast.
 Plato die Plantane.
 Plato sikssa, die Banane.
 Yaura die Cassave.
 Dussúa die Coco.
 Tawa süfse Kartoffel.
 Yamuss die Yamswurzel.
 Iwah Pompkin (Kürbis).
 Reiah-pissa Wassermelone.
 Pito die Ananas.
 Lapta die Sonne.
 Kate der Mond.
 Slóllma der Stern.
 Tossba die Erde, d. Grund, Boden.
 Passa der Wind.
 Yabra der Nordwestwind.
 Woópassa Südwind.
 Lallma-passa Ostwind.
 Kósbrikka die Wolke.
 Prare der Sturm.
 Lomne die Windstille.
 Diuáss der Landwind.
- Ummiúla der Blitz.
 Alluónni der Donner.
 Kiassma der Rauch.
 Li das Wasser, auch der Regen,
 z. B. Li aula Regen kommt, Li-
 ureik gieb Wasser.
 Pauta Feuer.
 Kabo die See.
 Kabo-leia Seewasser.
 Aoálla der Flufs.
 Tióllka die Milch.
 Bip das Rind.
 Úattla die Hütte, Haus.
 Únta die Thüre, auch Fenster.
 Umbasso das Dach.
 Sullatta der Stuhl.
 Tresba der Pfeil.
 Panamanka der Bogen.
 Sélmika die Hängematte.
 Krikri das Bett.
 Lalla das Geld.
 Lalla-pini Silbergeld (weifses Geld).
 Lalla-pauni Goldgeld (rothes Geld).
 Guluita d. Erstgeborne } v. Menschen
 Plasne d. Jüngstgeborne } u. Thieren.
 Yaibul der Weg.
 Libruki, auch upla, upli u. uplika
 der Freund.
 Kakna der Tag.
 Timia die Nacht.
 Tita der Morgen.
 Úita der Häuptling.
 Iklarbara der Krieg.
 Markasweipa Frieden.
 Weier yamni, der gute Geist, God,
 Gott.
 Ulassa der Teufel.
 Naiwáh heute.

- Yauka morgen.
 Yawanka übermorgen.
 Nauwo^oalla gestern.
 Nauwo^oallawo^oalla vorgestern.
 Nanarra jetzt (auch bissschora).
 Ninarra später.
 Bara dann.
 Anki wenn.
 Nará hier.
 Baharra da, dort (auch bahrassa).
 Ansera wo.
 Narassa hier, da (yaibul narassa, der Weg hier! hier, dies ist der Weg).
 Uría auch lupia, klein.
 Sipssi auch Aitanni, genug.
 Nakki wie viel?
 Bon so.
 Kott ganz, voll.
 Nah-kott so viel.
 Fust erstlich.
 Wo^oalla-dukia zweitens.
 Bara-kott längstens.
 Aini schon.
 Pott schon.
 Lapta pott dimissa (aus dem Spanisch.? —), spät, wörtl.: die Sonne schon gesunken.
 Lapta pott tuttna spät; wörtlich: die Sonne schon untergegangen.
 Täwa im Kleinen.
 Aö ja (das a sehr gedehnt ausgesprochen).
 Appia nein (das a zu Anfange mit schwachem Hauche).
 Taimepuck überall.
 Lamarawo^oalla anderswo.
- Mun allein.
 Dhiera-apo nichts.
 Diera-kranni vielleicht.
 Bongki voll.
 Bukriki halb voll, ein Theil.
 Beila nahe.
 Kupia-briu^oen elend (wörtl.: Herzgebrochen).
 Bonswiss meinethwegen.
 Pott-muneia sogleich.
 Diamna wer, was ist es?
 Nakissa was? was giebt's? was Neues?
 Eissabbi lebe wohl (Grufs beim Abschiede).
 Lillapassra die Mitte einer Sache, das Mittelste.
 Sikurah auch sukkúhnah und se-conna aber.
 Akia wenn.
 Bukra jenseits.
 Laiúrah weit, fern.
 Naika nach und nach.
 Dieakan warum nicht?
 Karna frisch, muthig.
 Kupia-karna tapfer, muthvoll, beherzt.
 Yamni gut.
 Saura schlecht, böse.
 Tara grofs, stark.
 Silpi klein.
 Ūga viel (úga viel und oúga gehend, Part. praes. von waia, sind nur durch die Betonung unterschieden, indem das u in „úga viel“ zwar gedehnt ausgesprochen wird, aber so, dafs es wie ein reines u klingt, während

- das, ebenfalls sehr gedehnte *ou*
in „*ouga* gehend“ einen Anklang
von *o* hat).
- Miara niedrig.
- Pura hoch.
- Buss^uon nafs.
- Lau^on trocken.
- Kaula frisch, z. B.:
- Li kaula frisches Wasser.
- Sikssa schwarz.
- Pine weifs (das *e* schwankt in der
Aussprache zwischen *e* und *i*).
- Paune roth.
- Lallanni gelb.
- Púpputni blau.
- Silak eisern.
- Wissaia sagen.
- Eissaia u. eississaia sprechen.
- Uallaia hören.
- Quaia (auch kuaia) sehen.
- Allkikaia fühlen.
- Darbikaia schmecken.
- Kiawallaia riechen.
- Yammissaia sich wohl befinden.
- Waia gehen.
- Piaia essen (mäfsig essen).
- Plúnpiaia essen (viel, gierig, un-
mäfsig).
- Diaia trinken (mäfsig, gebührlich).
- Plúndiaia trinken (viel, saufen).
- Sikbaia waschen, d. Gesicht, Kör-
pertheile.
- Tusskaia waschen, andere Sachen.
- Uallaia erlangen, erhalten.
- Lullkaia, werfen, heben.
- Brukaia schlagen.
- Uillkaia binden.
- Palaia springen, — auch sehr laut,
mit Leidenschaft schreien.
- Eiu^onn^eia singen (mit scharfem
ei in der Endung).
- Balaia kommen.
- Krikaia brechen.
- Smelkaia zähmen bändigen (haupt-
sächlich von Pferden gebraucht).
- Bubaia leuchten, erleuchten, er-
hellen.
- Briballaia bringen.
- Kraukaia anbohren, anzapfen.
- Makaia bauen.
- Ankaia brennen, anzünden.
- Uinnaia (auch winnaia) rufen.
- Quakaia führen, tragen, bringen.
- Twilkaia heben, führen, tragen.
- Elkaia fangen, greifen.
- Obeia füllen, laden, z. B. eine
Flinte.
- Blikaia jagen, treiben.
- Ikaia tödten.
- Pruaia sterben (Pott pruan gestor-
ben, todt).
- Yapaia schlafen.
- Taibaia pressen, würgen.
- Páhbaia reinigen.
- Prockaia schliessen, zumachen (z. B.
die Thür etc.).
- Pannataia sitzen, sich setzen.
- Aiklabaia fechten, streiten.
- Eitabaia baden.
- Pullpaia fliegen.
- Plappaia laufen.
- Ullia reiten.
- Innaia weinen (wohl verwandt mit
ei^uoⁿneia singen und *uⁱnn^eia*
rufen).

Kikaia lachen. —
 Unsabaia zanken.
 Eitrikaia legen, sich hinlegen.
 Eibappaia zahlen, bezahlen.
 Tuskaia stechen, bohren.

Eikabaia speien, auswerfen.
 Sakaia abziehen, wegnehmen.
 Takkaia arbeiten.
 Kaikaia loben.
 Yamnikaikaia lieben.



Skizze der

16



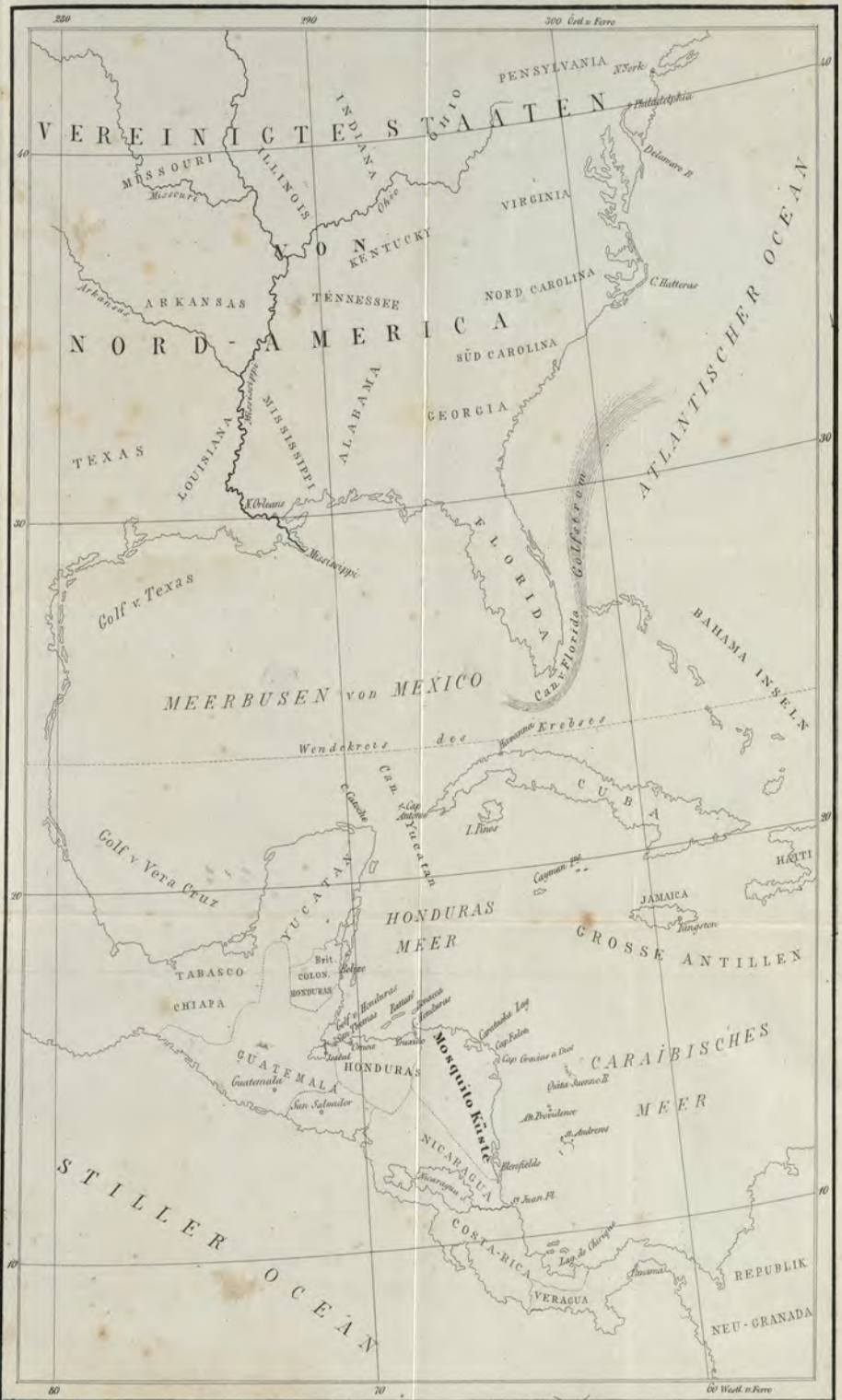
Skizze der jetzt verkäuflichen Gebiete auf der Mosquito Küste.

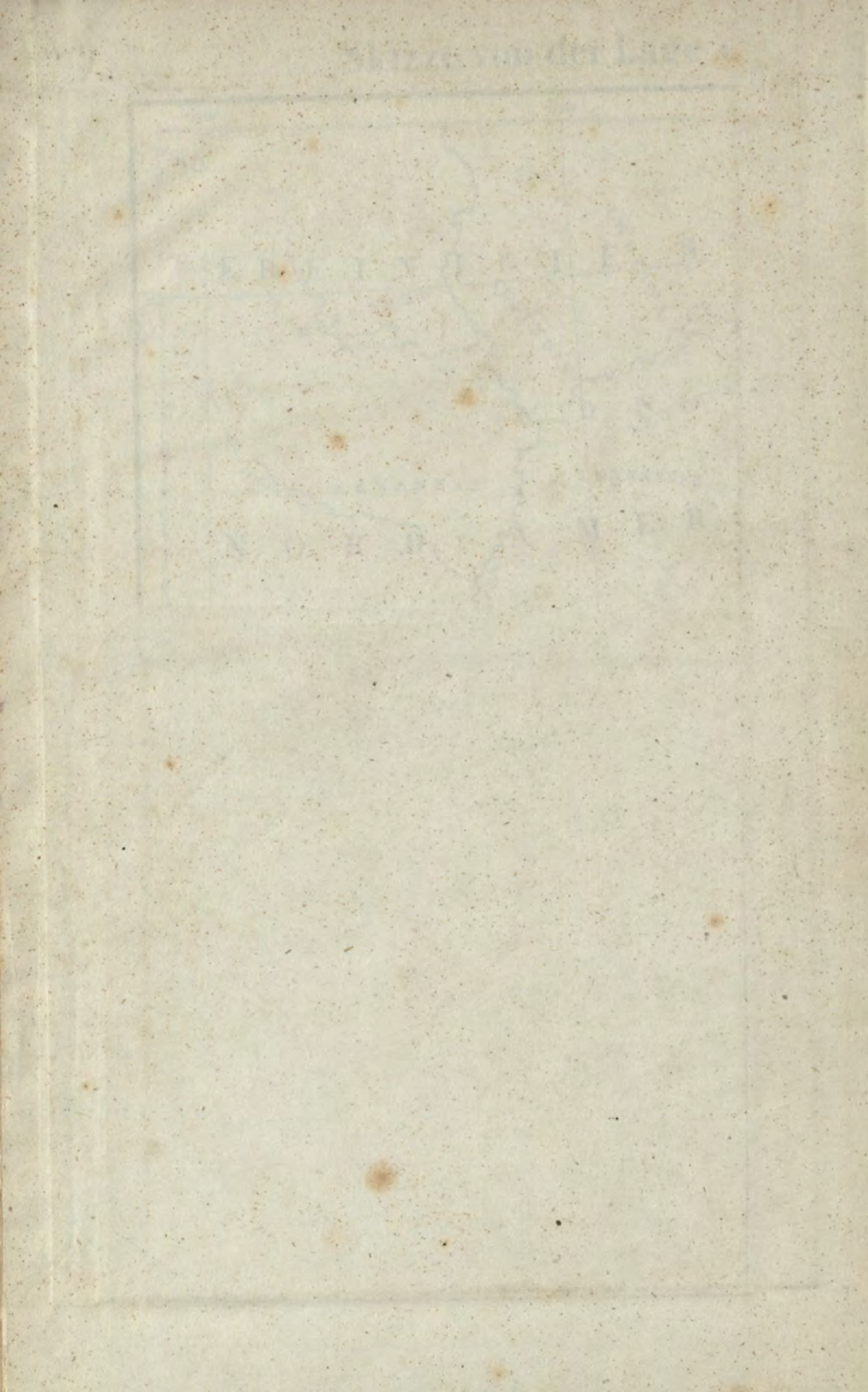


Zeichen Erklärung

- - - - - Grenze des Millockschen Gebiets
- - - - - Patook Gebiets
- Wäldungen
- Die Zahlen am Ufer sind die Tiefen-Angaben nach Faden à 6'
- Ein Grad = 60 engl. Seemeilen = 15 geogr. M.
- 4 Seemeilen = 1 geogr. M.

Skizze von der Lage der Mosquito Küste.





24431

I
A